

Wandel des Wohnverhaltens. Abschlussbericht

T 2402

T 2402

Bei dieser Veröffentlichung handelt es sich um die Kopie des Abschlußberichtes einer vom Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen -BMVBW- geförderten Forschungsarbeit. Die in dieser Forschungsarbeit enthaltenen Darstellungen und Empfehlungen geben die fachlichen Auffassungen der Verfasser wieder. Diese werden hier unverändert wiedergegeben, sie geben nicht unbedingt die Meinung des Zuwendungsgebers oder des Herausgebers wieder.

Dieser Forschungsbericht wurde mit modernsten Hochleistungskopierern auf Einzelanfrage hergestellt.

Die Originalmanuskripte wurden reprotechnisch, jedoch nicht inhaltlich überarbeitet. Die Druckqualität hängt von der reprotechnischen Eignung des Originalmanuskriptes ab, das uns vom Autor bzw. von der Forschungsstelle zur Verfügung gestellt wurde.

© by Fraunhofer IRB Verlag

Vervielfältigung, auch auszugsweise,
nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Verlages.

Fraunhofer IRB Verlag

Fraunhofer-Informationszentrum Raum und Bau

Postfach 80 04 69

70504 Stuttgart

Nobelstraße 12

70569 Stuttgart

Telefon (07 11) 9 70 - 25 00

Telefax (07 11) 9 70 - 25 08

E-Mail irb@irb.fraunhofer.de

www.baufachinformation.de

**Abschluss -
bericht**

**Arbeitsgruppe
Stadtforschung**

- Band 1 -

**Wandel
des
Wohnverhaltens**

**Universität
Oldenburg**

November '89

Wandel des Wohnverhaltens

- Forschungsbericht -

bearbeitet von:

**Dipl. - Ing. Ulrike Schneider
Prof. Dr. Walter Siebel
Dr. Hermann Voegen**

unter Mitarbeit von:

Dipl. - Ing. Hans - Norbert Mayer

AG Stadtforschung

**Universität Oldenburg
Fachbereich 3
Institut für Soziologie
Postfach 2503**

2900 Oldenburg

Tel.: 0441 - 798 2947

Inhaltsübersicht

Band 1 :

	Seite
Dank	
Einleitung und Überblick für den eiligen Leser Walter Siebel	1
I. Wandel des Wohnverhaltens Walter Siebel	21
II. Zwei Schritte vor - einen zurück.. Wandel des Wohnens aus der Sicht von Frauen Ulrike Schneider	52
III. Stunden der Nähe - Tage der Distanz Hermann Voesgen	231

Band 2 :

IV. Anhang	
Wohnformen in Wohnexperimenten mit Nutzer- beteiligung Hans-Norbert Mayer	
V. Materialien	

Dank

Auch in den von uns untersuchten Wohnexperimenten gilt die Wohnung durchaus noch als Ort des Privaten. Ein Projekt, das wie dieses in den privaten Raum der Befragten im wörtlichen und übertragenen Sinn eindringt, hat daher zuallererst den Frauen zu danken, die ihre Wohnbereiche geöffnet und Zeit für die teilweise sehr langen Interviewgespräche erübrigt haben. Wir haben ferner dem Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst sowie der Öffentlichen Bausparkasse Oldenburg und der Gemeinnützigen Siedlungsgesellschaft Oldenburg für die Finanzierung und praktische Unterstützung der Vorstudie sowie der Deutschen Forschungsgemeinschaft für die Finanzierung der Hauptstudie zu danken. Franz-Josef Ensel, Gisela Nelius und Eleonore Wittke haben als wissenschaftliche Hilfskräfte vielfältige und wichtige Hilfen geleistet. Kerstin Gothe hat im Rahmen der Vorstudie die teilnehmende Beobachtung zweier Neubauvorhaben betrieben. Johann Jessen war während der gesamten Studie unser wichtigster Diskussionspartner und hilfreicher Kritiker. Schließlich gilt unser Dank Dorlies Meyer, die das Projektssekretariat kompetent geführt hat, sowie Renate Kettmann und Maria Dierkes, die die Mühen der Verschriftung von Tonbandinterviews auf sich genommen und die Manuskripte in lesbare Form gebracht haben.

Abschnitt II

**Ulrike
Schneider**

**Zwei
Schritte vor –
einen
zurück**

**Neue Wohn-
formen
und Frauen**

Abschnitt 0

**Walter
Siebel**

Einleitung

**Überblick für
den eiligen
Leser**

EINLEITUNG UND ÜBERBLICK FÜR DEN EILIGEN LESER

1	Fragestellung, empirische Basis, Methoden	1
2	Zur Geschichte des Projekts	6
3	Überblick für den eiligen Leser	7
4	Publikationen aus dem Projekt	19

1 Fragestellung, empirische Basis, Methoden

Der Forschungsantrag benennt zwei zentrale Fragestellungen des Projekts:

1. In welchen räumlichen, sozialen und funktionalen Dimensionen und in welcher Richtung zeichnen sich Änderungen des Wohnverhaltens und der Wohnanforderungen ab?
2. Inwieweit ist die Aneignung der Wohnbedingungen eine Dimension solchen Wandels und wie können die Nutzer bei Planung, Produktion und Verwaltung ihrer Wohnbedingungen beteiligt werden?

Die beantragte Auswertung historischen Materials zum Wandel des Wohnverhaltens war nicht bewilligt worden. Die Studie konzentrierte sich daher auf die Auswertung heutiger Wohnexperimente. Das zentrale Erhebungsinstrument war das thematisch zentrierte, qualitative Interview. Hinzu kamen Sekundärauswertungen, bauliche Bestandsaufnahmen und Begehungen sowie Experteninterviews. Diese Kombination arbeitsintensiver Methoden zwang zur Beschränkung der Zahl der untersuchten Wohnprojekte auf 50. Eine so geringe Fallzahl sowie die hohe soziale Homogenität der Bewohner läßt keine repräsentativen Aussagen zu. Es handelt sich um eine explorative Studie. Aber die sichtbaren, weil gebauten Ergebnisse in den Wohnprojekten zusammen mit den entsprechenden Interpretationen der Befragten verleihen den Hypothesen über die Dimensionen und die Richtungen des Wandels des Wohnverhaltens doch einige Plausibilität.

Wir haben drei Zugänge gewählt:

- a) Sekundäranalytische Auswertung von schriftlichen Berichten über Wohnexperimente

Ausgewertet wurden Projekte aus der BRD und dem kontinentaleuropäischen Ausland. Als "experimentell" wurden nur solche Projekte in die Auswertung einbezogen, die in erheblichem Umfang die Nutzer bei Planung und/oder Bau und Selbstverwaltung beteiligt haben. Dahinter stand die Annahme, daß Beteiligung sowohl selber gegenüber der Versorgung über den Wohnungsmarkt ein

Element des Experimentellen sei, wie daß durch Beteiligung am ehesten neue, ungewohnte Wohnformen sich artikulieren.

Wir konnten uns dabei auf die Dokumentationen des Deutschen Werkbunds stützen. Allerdings handelte es sich dabei um Material sehr unterschiedlicher Qualität, das unter verschiedenen Perspektiven verfaßt ist:

- Betroffenen-Berichte,
- Berichte und Analysen professionell Beteiligter, vor allem der Architekten,
- journalistische Berichte,
- Forschungsberichte.

Wir haben ferner nur solche Experimente in die Auswertung aufgenommen, deren Berichte ein Mindestmaß an Informationen zu den hier interessierenden Fragen enthielten. Insgesamt konnten 45 Projekte ausgewertet werden. (vgl. hierzu ausführlich VI,1, S. 2ff).

b) Fallstudien bewohnter Projekte

Der Schwerpunkt der Feldarbeit lag auf den Erhebungen in gegenwärtig existierenden Wohnprojekten. Die Sekundäranalyse der vorliegenden Berichte hatte als typische Bewohner die akademische Mittelschichtfamilie mit Kindern erbracht. Offenkundig ist das Engagement für experimentelle Planungs-, Bau- und Wohnprozesse per se ein sozial hochselektives Merkmal. Die extreme soziale Homogenität unseres Samples (akademische Ausbildung vorwiegend in pädagogischen und sozialtherapeutischen Berufen, typisch das doppelverdienende Lehrerehepaar mit 2 Kindern) ist kein Fehler der Projektauswahl, sondern eine für das Funktionieren von Wohnexperimenten notwendige Voraussetzung. Diese Homogenität stellt sich außer durch die Affinität der beruflichen Orientierungen zu sozialen (Wohn-)Experimenten vor allem durch Selektion im Verlauf des Planungs- und Wohnprozesses her. Daß dies auch gegen ursprünglich andere Intentionen der Beteiligten sich durchsetzt, ist eines der zentralen Ergebnisse von Abschnitt III.

Es wurden keine Projekte untersucht, die berufliche Arbeit und Wohnen zu integrieren versuchten. Solche "Alternativprojekte" hätten den Untersuchungsaufwand durch die Notwendigkeit, berufliche Arbeitsprozesse einzubeziehen, zu sehr ausgeweitet. Es handelt sich insofern um dem herkömmlichen Wohnen nähere, nämlich reine Wohnprojekte. Ausgeschlossen wurden ferner die sog. Neuen Haushaltstypen, da hierzu bereits eine empirische Studie in Hamburg durchgeführt wurde, deren Ergebnisse mittlerweile auch publiziert sind (Spiegel). Wir haben uns auf solche Wohnexperimente konzentriert, die von der klassischen sozialen Einheit des Idealtypus des modernen Wohnens (vgl. hierzu Abschnitt I) getragen waren, der Zwei-Generationen-Familie. Das geschah in der Annahme, daß gerade in diesen Fällen, wo bewußt neue Wege des Wohnens gesucht werden ohne die klassische soziale Einheit des Wohnens bereits verlassen zu haben, die Probleme und Widersprüche des Idealtypus modernen Wohnens und die Richtung seiner Änderung in den Interviews besonders leicht zur Sprache gebracht werden könnten. Aus diesem Grunde wurden auch ausschließlich Frauen interviewt, und zwar berufstätige Mütter, deren Kinder noch in der elterlichen Wohnung lebten. Die Vermutung ist hochplausibel, daß Frauen in dieser extrem belastenden Lebensphase besonders an einer Abkehr vom herkömmlichen Wohnen interessiert sind. Gleichzeitig hat gerade die Berufstätigkeit von Müttern mit kleinen Kindern in den letzten 20 Jahren besonders zugenommen.

Innerhalb dieser Eingrenzungen sind 50 Wohnexperimente ausgesucht worden und zwar in der BRD 39, in der Schweiz 6 und in Österreich 5. Sie wurden auf Basis der Auswertung der einschlägigen Veröffentlichungen (VI,1) und nach dem "Schneeballsystem" ausgesucht. Von diesen insgesamt 50 Wohnprojekten waren 20 Neubauprojekte mit zwischen vier und fünfzig, im Durchschnitt zwölf Haushalten pro Projekt. Diese Wohnexperimente im Neubau werden im folgenden Wohngruppen genannt. Dreißig der untersuchten Wohnexperimente hatten dagegen ohne Neubau durch Miete/Kauf von Häusern und - teilweise - nachträglichen Umbau/Modernisierung ihr Gehäuse gefunden. Diese Wohnprojekte im Altbau setzen sich in der Regel aus zwei bis drei Haushalten zusammen. Sie werden im folgenden Hausgemeinschaften genannt (vgl. hierzu die Einleitungen zu den Abschnitten II und III).

In allen untersuchten Fällen wurden schriftliche Materialien, insbesondere Bauzeichnungen, Selbstdarstellungen, Publikationen, Hausordnungen, Eigentümer- und Mietverträge gesammelt – soweit verfügbar: Bei den Hausgemeinschaften gab es plausiblerweise (Altbau, kleine Gruppen) sehr wenig derartiges. Ferner wurden in den Wohnprojekten Bestandsaufnahmen der Nutzung und Möblierung im Zuge einer Begehung durchgeführt. In sieben Fällen waren Begehungen nicht möglich (Abwesenheit anderer Bewohner, Besuch, Verweigerung).

In den Neubauprojekten wurden auch – soweit möglich – die Architekten befragt sowie drei Sozialforscher, die empirische Untersuchungen in von uns einbezogenen Wohnprojekten durchgeführt hatten. Zehn solcher Experteninterviews konnten durchgeführt werden. Die Masse des empirischen Materials haben die ausführlichen qualitativen Interviews mit jeweils einer Bewohnerin (berufstätig, Mutter) pro Wohnprojekt ergeben. Diese 50 Interviews waren offene, thematisch zentrierte Gespräche, die teilweise bis zu 4 Stunden dauerten. Sie konnten bis auf zwei sämtlich in den jeweiligen Wohnungen stattfinden. Bestandteil dieser Gespräche war auch eine Begehung der Wohnung. Sechs Interviews wurden mit Frauen durchgeführt, die aus Hausgemeinschaften ausgezogen waren. Die Gespräche wurden auf Tonband aufgenommen und vollständig verschriftet. Allein dieses Material ergab über 3.000 Seiten. Das Instrument des thematisch zentrierten Interviews (Schumann et.al.) ist in einer früheren Studie der Arbeitsgruppe Stadtforschung ausführlich dargestellt. Weder bei seiner Handhabung noch bei der Auswertung haben wir in dieser Studie gegenüber der früheren neue Wege beschreiten müssen, weshalb hier auf die entsprechende Publikation verwiesen sei (Jessen/Siebel et. al.). Der Interviewleitfaden wurde auf Basis der Ergebnisse der Auswertung dokumentierter Projekte und in zwölf Pretestinterviews in Hausgemeinschaften und Wohngruppen entwickelt. Er ist im Anhang dokumentiert (IV,2).

c) Teilnehmende Beobachtung eines experimentellen Wohnprojektes

Bei Antragstellung waren drei Vorhaben in Aussicht, von denen eines ausgewählt werden sollte. Die beiden Vorhaben der öffentlichen Bausparkasse (ÖBS) und der Gemeinnützigen Siedlungsgesellschaft (GSG) in Oldenburg kamen auf-

grund der faktischen Einstellung des sozialen Wohnungsbaus und aufgrund des massiven Rückgangs der freifinanzierten Neubautätigkeit in Norddeutschland während der Projektbearbeitungszeit nicht zustande. Das im Rahmen der Vorstudie (AG Stadtforschung) von uns zusammen mit der ÖBS organisierte Projekt scheiterte nach kurzem Vorlauf. Die damals (1981/82) extrem hohen Zinsen erlaubten es der ÖBS nicht, das sehr große Grundstück (für ca. 20 Häuser) für einen längeren Partizipationsprozeß vorzufinanzieren. Andererseits waren die am Planungsprozeß zu Anfang beteiligten Interessenten begreiflicherweise nicht so an gemeinsamer Planung interessiert, daß sie die während eines schwer überschaubaren Beteiligungsprozesses anfallenden Finanzierungskosten selber tragen wollten. Schließlich war es eine über Annoncen der ÖBS geworbene Gruppe von Eigenheiminteressenten, denen auch der übliche und schnellere Weg individueller Lösungen offenstand. Die ca. 30 Interessenten dieses ÖBS-Projektes entsprachen weitgehend in ihrer sozialen Zusammensetzung der typischen Klientel der von uns untersuchten Wohnprojekte: fast ausschließlich akademisch ausgebildete Angehörige der Mittelschicht zwischen 30 und 40 Jahren.

Blieb das dritte Vorhaben, ein sog. "integratives Wohnprojekt" in Bremerhaven für Alte, Behinderte, kinderreiche Familien und Alleinstehende mit Kind im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus, d.h. für untere und mittlere Einkommensgruppen. Auch hier sollten – wie bei den anderen Projekten – die ca. 30 späteren Haushalte bereits in die Planung einbezogen werden. Auch hier kam zwar zunächst eine Gruppe Interessierter zustande. Es ergab sich auch ein Planungsprozeß, der von K. Gothe in Zusammenarbeit mit der Bewohnerberatung Bremen entsprechend dem in der Vorstudie vorgelegten Beteiligungsverfahren in teilnehmender Beobachtung organisiert wurde. Aber auch dieses Projekt ist gescheitert, allerdings anders als die beiden anderen nicht an den ökonomischen Rahmenbedingungen, die praktisch keinen Wohnungsbau und wenn, dann ohne luxurierende Planungspartizipation zuließen. Das Bremerhavener Projekt ist vielmehr an seinen eigenen, zu hohen Ansprüchen auf Integration von "normalen" mit "Problem"-Haushalten gescheitert. Wir haben diesen Prozeß bis zu seinem Ende begleitet. Der Bericht ist seit längerem publiziert (Gothe), weshalb er hier nicht noch einmal eingehend dargestellt wird. Habent sua fata projecti.

2 Zur Geschichte des Projekts

Auch dieses Forschungsprojekt hat seine Geschichte und zwar eine sehr langgezogene. Sie war nicht nur erfreulich, wie das Scheitern der geplanten Beteiligungsexperimente zeigt. Der Antrag an die DFG wurde Anfang 1982 gestellt. Bewilligt wurde er im Juni 1983. Zwei der für die Bearbeitung vorgesehenen Mitarbeiter hatten mittlerweile andere Stellen angenommen, der dritte hatte sich zwischenzeitlich um ein Promotionsstipendium bei der Studienstiftung des Deutschen Volkes beworben und es auch erhalten. Angesichts der zum Zeitpunkt der Bewilligung des DFG-Projekts bereits fortgeschrittenen Arbeit an seiner Dissertation, aber auch wegen der niedrigen Bezahlung für Nicht-Promovierte, wurden der Projektbeginn und insbesondere die empirische Arbeit auf die Zeit nach Abschluß seiner Promotion hinausgeschoben und bis dahin nur die sekundäranalytische Auswertung der 45 Projektberichte durchgeführt. Für den Bearbeiter dieser Auswertung (IV,1) war eine befristete halbe BAT III-Stelle, die ihm als Nicht-Promovierten im Projekt offenstand, zu wenig attraktiv, weshalb er zum Zeitpunkt des eigentlichen Projektbeginns ausschied. Qualifizierten Ersatz unter diesen Bedingungen zu finden, war auch nicht ohne Schwierigkeiten. Die Einarbeitung einer neuen Mitarbeiterin in ein bereits laufendes Projekt kostete Zeit und beinhaltete – da es sich um eine Promotionsstelle handelte – eine Modifikation der Fragestellungen. Die stärkere Betonung der Perspektive von Frauen, die Ulrike Schneider in das Projekt eingebracht hat, war allerdings angesichts des Themas Wohnen auch ein Gewinn für das Projekt.

Schließlich hat die Tatsache, daß selbst für die Berichtsphase keine volle Bezahlung für Nicht-Promovierte möglich ist, die unangenehme Nebenwirkung, daß die Betroffenen sich frühzeitig um neue Finanzierungsmöglichkeiten bemühen müssen, da die mittlerweile fast schon übliche Pufferzeit durch Arbeitslosengeld – angesichts ihrer wegen der halben Stelle äußerst geringen Ansprüche – fortfällt. Die ökonomisch miserable Lage nach Auslaufen der DFG-Mittel hat z.B. den zeitigen Abschluß der Dissertation von U. Schneider beeinträchtigt.

Um diese Klagen überpointierend zusammenzufassen: Angesichts der Dauer zwischen Antragstellung und Bewilligung und angesichts der Unsicherheit aufgrund der radikalen Kürzungen, die mittlerweile bei Bewilligungen häufiger zu sein scheinen, sind qualifizierte Mitarbeiter für derartige Projekte nur solange zu interessieren, wie sie keine Alternativen haben. Das ist auch bei qualifizierten Sozialwissenschaftlern trotz allem immer noch selten. Angesichts der miserablen Bezahlung für eine befristete Stelle für Nicht-Promovierte, dementsprechend sich später auch die Ansprüche auf Arbeitslosengeld verringern, kann man es auch Anfängern nicht verdenken, wenn sie eine Stelle nicht antreten oder sogar vor Abschluß des Projekts ausscheiden. Kurz: Unter solchen Bedingungen sind DFG-finanzierte Forschungsprojekte für den Projektleiter schwer kalkulierbar und für hochqualifizierte junge Wissenschaftler nicht besonders attraktiv.

Diese Klagen sind keine Neuigkeiten. Die Konsequenzen, die daraus zu ziehen wären, sind ebenso naheliegend wie offenkundig schwer realisierbar, nämlich schnellere Entscheidung und bessere Bezahlung (aber wenigstens könnte die Bezahlung gegen Ende eines Projekts etwas flexibler gehandhabt werden). Auch soll hier nicht behauptet werden, die personelle Fluktuation und die Tatsache, daß zwischen Abschlußbericht und Antragstellung ganze 7 Jahre verstrichen sind, seien einzig und allein auf diese Bedingungen zurückzuführen. Schließlich und endlich liegt der Bericht hiermit vor. Im Rahmen des Projekts wurde eine Diplomarbeit (sehr gut) abgeschlossen. Das Promotionsverfahren von U. Schneider wird voraussichtlich im Wintersemester 89/90 erfolgreich zu Ende geführt sein. Auch konnten die Mitarbeiter des Projekts in einer Vielzahl von Vorträgen im In- und Ausland und in mehreren Publikationen (vgl. Publikationsliste 4) einzelne Ergebnisse bereits veröffentlichen.

3 Überblick für den eiligen Leser

Der Bericht gliedert sich in drei Abschnitte, in denen die zentralen Ergebnisse des Projekts dargestellt sind, sowie einen Anhang, der die Auswertung der schriftlichen Berichte über Wohnprojekte enthält und die Erhebungs- und Auswertungsinstrumente. Vorbereitung und Durchführung der Feldarbeit sowie die Entwicklung des Auswertungsrasters geschahen in Zusammenarbeit aller

Bearbeiter. Die einzelnen Abschnitte des Berichts wurden ausführlich gemeinsam diskutiert, aber getrennt geschrieben. Sie sind von den jeweiligen Autoren gezeichnet. Da Teil II die Dissertation von U. Schneider bildet und die einzelnen Teile getrennt publiziert werden sollen, haben sich Überschneidungen allerdings nicht ganz vermeiden lassen.

In Abschnitt I wird das begriffliche Raster zur Analyse des Wandels des Wohnverhaltens entwickelt. Es werden in einer knappen Darstellung die historischen Veränderungen des Wohnens präzisiert. Diese Veränderungen fügen sich dem Bild einer Sanduhr oder auch Spindel: von einer historisch nach Epoche, sozial nach Schichtzugehörigkeit und regional nach Stadt und Land differenzierten Vielfalt der Wohnweisen hat sich das Wohnen zunehmend verengt auf eine dominante Wohnform. Dieser "Idealtypus des modernen Wohnens" läßt sich in vier Dimensionen beschreiben: seine soziale Einheit ist die Zweigenerationen-Kernfamilie. Die funktionale Bedeutung des Wohnens ist weitgehend um berufliche Arbeit bereinigt und auf Freizeit, Erholung und den Konsum über den Markt bezogener Güter beschränkt. Sozialpsychologisch ist die Wohnung Ort einer auf Intimität und Emotionalität reduzierten Privatsphäre, rechtlich, physisch, räumlich und durch verinnerlichte Scham- und Peinlichkeitsschwellen geschützt gegen Dritte. Schließlich wird in der Dimension der Verfügung über die Wohnbedingungen Wohnraum als Ware durch Kauf oder Miete durch den einzelnen Haushalt erworben (2). Am Ende der 50er bis Ende der 60er Jahre war dieses "Leitbild des familiengerechten Wohnens" in der BRD weitgehend gebaute Realität geworden – über die Differenzierungen nach sozialer Schicht und Region hinweg. Dieser kurze Zeitraum markiert den Punkt höchster Vereinheitlichung der Wohnweisen, gleichsam die Taille der Spindel oder auch Sanduhr (3). Im letzten Teil (4) werden die gegenwärtig sich abzeichnenden Ausdifferenzierungen dieses Idealtypus anhand der vier Dimensionen dargestellt: Verringerung der räumlichen und zeitlichen Trennung von Wohnen, formeller und informeller Arbeit; neue Formen des Zusammenlebens jenseits der Familie; selbstgewählte, sozial hochselektive Nachbarschaft; neue Formen der Aneignung des Wohnens.

Abschnitt II untersucht die Wohnprojekte aus der Perspektive der Frauen. Welche Veränderungen zum Besseren oder auch zum Schlechteren haben die Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften für Frauen mit sich gebracht? Diese

Frage läßt sich an den Wohnexperimenten insofern beantworten, als es sich dabei um den gleichsam günstigsten Fall handelt: wenn überhaupt Veränderungen zugunsten der Frauen im Wohnbereich in unserer Gesellschaft stattfinden, so müßten sie in den von uns untersuchten Wohnexperimenten am ehesten sichtbar geworden sein, denn:

Erstens handelt es sich um Menschen, die aufgrund ihres Bildungsstandes (überwiegend Akademiker) und ihres Einkommens (überdurchschnittliches Haushaltseinkommen) objektiv gesehen besonders in der Lage sind, ihren Wohnbereich ihren je spezifischen Bedürfnissen entsprechend zu gestalten.

Zweitens zeichnen sich die daran beteiligten Frauen durch ein sehr bewußtes, reflektiertes Wohnverhalten aus. Beleg dafür ist einmal die Wohnbiographie. Ein Teil der Frauen ist in die Wohnexperimente aufgrund deutlich artikulierter Kritik an traditionellen Wohnformen gekommen, die übrigen aufgrund einer experimentellen Wohnbiographie, in der sie sehr bewußt verschiedene Wohnformen ausprobiert haben. Günstig sind die von uns untersuchten Fälle also nicht nur unter dem Aspekt der objektiven Möglichkeit zur Realisierung von Wünschen, sondern auch unter dem Aspekt der subjektiven Reflektiertheit des Wohnverhaltens bei den Beteiligten.

Schließlich handelt es sich drittens um den "günstigsten" Fall, weil wir ausschließlich Frauen in einer besonders schwierigen Phase ihres Lebenszyklus interviewt haben, nämlich berufstätige Mütter, denen die Probleme des Wohnens und der Doppelbelastung zwischen Haushalt und Beruf auf den Nägel brennen.

Mit der Frage, was die gegenwärtigen Veränderungstendenzen im Wohnverhalten aus feministischer Perspektive "bringen", ist eine These verknüpft, die sich von der gängigen öffentlichen Diskussion über Wohnexperimente absetzt. Wohngruppen im Neubau wie Hausgemeinschaften werden meist als Ausdruck eines Wertewandels fort von der isolierten Einzelhaushaltung und der bürgerlichen Privatsphäre hin zu gemeinschaftlichen, eher kollektiven Organisationsformen des Wohnens interpretiert. Die von uns untersuchten Wohnexperimente lassen sich aber weniger nach dem Schema kollektive, gemeinschaftliche Wohnformen versus individualistische, privatistische Wohnform interpretieren denn als Antwort auf spezifisch weibliche Probleme in einer spezifischen Phase des Lebenszyklus: Die Wohnexperimente sind der Versuch, Lösungen für die Doppelbelastung der Frau und für Probleme der traditionellen Hausfrauenrolle zu finden und zwar in einer Phase, in der sich diese Probleme

in besonderer Schärfe stellen, nämlich in der Phase der Mutterschaft. Die Interpretation der Wohnexperimente als Antwort auf lebenszyklusphasen-spezifische Frauenprobleme und nicht als Ausdruck neuer, geschlechtsneutraler kollektiver Wohnformen wird gestützt durch die Wohnbiographien der von uns befragten Frauen, wie durch ihre eigenen Interpretationen (II D1).

Abschnitt II beginnt als Sicht auf die Entwicklung des Idealtypus des modernen Wohnens mit dem kritischen Blick der Frau. Die Durchsetzung der Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit läuft parallel zur Auslagerung bestimmter Teile der produktiven Arbeit in betrieblich organisierte Lohnarbeit. Dieser inhaltlichen Bestimmung werden die Grundrisse angepaßt, deren Hierarchisierung der Räume und strikte Verortung einzelner Tätigkeiten eine Hierarchie von Funktionen (Erholung-Konsum-Hausarbeit) und Personen (Mann-Frau-Kinder) symbolisieren und festschreiben. Überhöht wird dieser Prozeß durch die Verinnerlichung eines Bilds der Frau, das deren Eingrenzung ins Haus zu ihrer "Natur" verklärt. Die in der Wohnung verbliebenen, nunmehr als typisch weiblich definierten Arbeiten werden abgewertet und buchstäblich verdrängt. Im Haus, das doch das Reich der Frau sein sollte, hat die Frau keinen Raum und sie hinterläßt dort keine Spuren. Aber sie hat die Spuren der anderen zu beseitigen. Gleichzeitig werden die Frauen auch aus dem öffentlichen Raum ausgegrenzt, faktisch in den Städten (II A) aber auch theoretisch in der Stadtsoziologie (II B). In Kapitel II C wird der Idealtypus des modernen Wohnens konkreter aus feministischer Perspektive kritisiert. Dabei wird die Kritik entlang der vier Dimensionen organisiert: Kritik an der Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit, Kritik an der Trennung von Wohnen und Arbeiten, Kritik an den spezifischen Ausformungen der Aneignung von Wohnraum, Kritik an der Familie als sozialer Einheit des Wohnens.

In Kapitel II D, dem Hauptteil dieses Abschnitts, werden die Ergebnisse unserer Empirie unter der Fragestellung aufgearbeitet, inwieweit die feministische Kritik am Idealtypus des Wohnens in den Hausgemeinschaften und den Wohnexperimenten berücksichtigt worden ist

Auf den ersten Blick scheinen die Wohnexperimente in der Tradition der Wohnungsreformdiskussion von den Wohnutopien der Frühsozialisten bis zum Einküchen-Haus und dem Frankfurter Neuen Bauen zu stehen: nämlich Entla-

stung von Arbeit durch Rationalisierung und Arbeitsteilung. Aber wenn man die Maximen, die das gemeinschaftliche Tun in den Projekten regieren (nicht alle, nicht alles, nicht länger, nicht immer), betrachtet, so scheint die Rationalisierung nicht sehr weit gediehen zu sein.

Solange die Hausarbeit nur Sache der Frauen ist, befinden sich die Frauen in einem Dilemma: entweder sie entlasten sich effektiv vom Umfang der Arbeit (Doppelrolle) durch Arbeitsteilung, Technisierung und Rationalisierung, und bezahlen dies mit dem Verzicht auf spezifische Qualitäten der 'Gebrauchsarbeit', nämlich gekoppelte, sozial-kommunikative Arbeit zu sein, die Möglichkeiten der Spontanität offenhält. Denn Arbeitsteilung verlangt Reglementierung, Einhalten von Zeiten, Verbindlichkeit und Entmischung der Tätigkeit. Oder aber sie halten am Eigensinn der 'Gebrauchsarbeit' fest und bezahlen es mit fortdauernder Überlastung.

Hinsichtlich der Organisation der klassischen Hausarbeit sind zwar rudimentäre Schritte in Richtung auf das realisiert worden, was mit dem Einküchen-Haus Anfang dieses Jahrhunderts sehr viel radikaler diskutiert worden ist. Auch hier gewinnen die Frauen an zeitlichen Dispositionsspielräumen. Aber von einer absoluten Entlastung hinsichtlich ihrer häuslichen Arbeit kann nicht gesprochen werden. Soweit Entlastung innerhalb des einzelnen Haushaltes stattfindet, fällt zweierlei auf. Einmal: diese Entlastungen werden kompensiert durch zusätzliche Arbeiten, die nun die Frauen in den Gemeinschaftseinrichtungen der Wohnexperimente zu leisten haben. Und zweitens: es handelt sich um eine Umverteilung und rationellere Organisation der Hausarbeit unter den Frauen. Die Befragten nennen auch andere Gründe als den der Verringerung des Arbeitsumfangs für ihre Beteiligung an gemeinschaftlichen Arbeiten: das Interesse an Kommunikation und das Interesse an der Aufrechterhaltung von Spontanität, individuellen Zeitstrukturen, kurzfristigen zeitlichen Dispositionsmöglichkeiten. Dies scheint hinzuweisen auf das Wissen der Frauen um eine andere Qualität häuslicher Arbeit, eine "Natur" der Gebrauchsarbeit, die sich gegen die Logik industrieller Rationalisierung, beruflicher und administrativer Organisation sperrt. Dies zeigt sich besonders deutlich in den katastrophischen Aspekten der Hausarbeit, den Notfällen, Krankheiten und anderen unvorhersehbaren Ereignissen, in denen die Wohnexperimente ihre zentrale Produktivität und Bedeutung entfalten. Die Nachbarschaft

hat hier die Funktion, die sonst nur die Verwandtschaft erfüllt: eine jederzeit verfügbare Ressource für das Unvorhergesehene zu sein.

Auch die räumlichen Vorkehrungen, insbesondere bei den Küchen, weisen nicht in Richtung einer Verlängerung der tayloristischen Rationalität, sondern sie zielen gerade darauf, die besonderen Qualitäten der Hausarbeit als einer kommunikativen, multifunktionalen und gemischten, spontanen Tätigkeit zu stärken. Die Räume der Hausarbeit sind deutlich aufgewertet und ihre Spuren müssen nicht verborgen werden. Die zentral gelegene, großzügige Wohnküche war auch der häufigste Ort, wo die Interviews durchgeführt wurden.

Wenn die Wohnexperimente dazu dienen, die kommunikativen Aspekte zu stärken und zeitliche Dispositionsspielräume zu eröffnen, so scheinen sie eher einer "Logik des Bewahrens" (U.S.) des Eigensinns der Gebrauchsarbeit verpflichtet zu sein. Die Doppelbelastung wird durch Reduktion bei der rationalisierten beruflichen Arbeit erträglich zu halten versucht. Teilzeitarbeit ist auch in den Wohnexperimenten fast ausschließlich Sache der Frauen.

Unter der spezifischen Frage danach, wer über das Wohnen verfügt und wie die Flächen aufgeteilt sind, werden in II D3 Veränderungen im Verhältnis Privatheit-Nachbarschaft-Öffentlichkeit und in II D4 die formellen und informellen Verfügungsformen im Vergleich von Mann und Frau dargestellt. Räumlich gesehen haben beinahe alle Frauen 'ein Zimmer für sich allein' realisieren können. Betrachtet man aber diese Zimmer hinsichtlich der funktionalen, sozialen und zeitlichen Verfügung der Frauen, sieht das Bild sehr viel ungünstiger aus. Die Individualzimmer der Frauen sind im Vergleich zu denen der Männer nicht so individuell, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag: sie sind räumlich weniger abgesichert gegen Störungen, sehr häufig sind sie mit anderen Funktionen angereichert, die dem Bereich der häuslichen oder nachbarlichen Gemeinschaft zugehörig sind, etwa zugleich Kinderspielplatz oder Arbeitsplatz des Mannes. Ihre soziale Absicherung (Zugangsregelungen) ist keineswegs sehr dicht. Schließlich fällt auf, daß räumlich wie von der sozialen Absicherung und der funktionalen Privatisierung her die besonders privilegierten Räume in erster Linie bei vollberufstätigen Frauen zu finden sind. Anscheinend können sie als beruflich Belastete ähnliche Ansprüche auf indi-

viduelle Rekreationsmöglichkeiten innerhalb der Wohnung erheben wie üblicher Weise der berufstätige Mann, selbst wenn sie über weniger Zeit verfügen, um einen solchen Raum auch zu nutzen.

Innerhalb unseres Samples haben Männer besonders aufwendige Arbeitszimmer. Sie verbringen aber meist weniger an beruflicher Arbeit in diesem Arbeitszimmer, während ihre Frauen unter sehr viel schlechteren räumlichen Voraussetzungen häufig mehr berufliche Arbeit in der Wohnung leisten. Dies ist auch verständlich: Wenn wirklich die räumliche Verknüpfung von Wohnen und Arbeiten ein Kompromiß zwischen Mutterrolle und Berufsrolle darstellt, würde es wenig Sinn machen, wenn die berufliche Tätigkeit der Frau zu Hause rigide abgeschottet wäre von den Kindern. Es ist also gerade ein Beleg für die These des erzwungenen Kompromisses zwischen Berufsrolle und Mutterrolle, wenn die berufliche Arbeit der Frau an allgemein zugänglichen Plätzen wie Küche, Flur oder Wohnzimmer stattfindet. Die erkennbare räumliche Benachteiligung der Arbeitsbereiche der berufstätigen Frauen ist also weniger als unmittelbares Ergebnis von Herrschaft innerhalb der Familie zu erklären denn als über konfligierende Rollen und ambivalente Identitätsentwürfe der Frauen vermittelte Benachteiligung.

Daß die 'neuen Nachbarschaften' (H.V.) vor allem von den Frauen getragen werden, daß Wohnen also immer noch primär Sache der Frauen ist, hat allerdings in der Dimension der eigentumsrechtlichen Verfügung über die Wohnbedingungen seinen Niederschlag gefunden. Nur sehr selten ist der Mann im Sinne der traditionellen Rolle des Haushaltsvorstands alleiniger Eigentümer bzw. Mietvertragspartner. In der überwiegenden Zahl der Fälle haben Mann und Frau gleiche rechtliche Verfügung über die Wohnung. Es gibt aber auch hier Ausnahmen.

Es hat sich also einiges geändert in den Wohnexperimenten. Doch diese Veränderungen bleiben weitgehend beschränkt auf die Frauen. Die Doppelrolle der Frau ist aber mehr als quantitativ doppelte Arbeitsbelastung. Es ist auch eine Rolle in zwei verschiedenen Qualitäten von Arbeit. Diese doppelte Rolle wäre nur zu überwinden durch Aufhebung der zwei Welten von Produktion und Reproduktion, von Mann und Frau. Auch in den von uns untersuchten Wohnex-

perimenten ist dies das Problem der Frauen und damit ungelöst geblieben. Selbst hier "sind die neuen Männer rar" (U.S.).

In Abschnitt III stehen die Veränderungen in den Formen und Beziehungen von Privatsphäre, Nachbarschaft und Öffentlichkeit im Zentrum. Die von uns untersuchten Wohnprojekte können geradezu als neue "selbstgewählte Nachbarschaften" (III,1) gekennzeichnet werden. Der Titel dieses Kapitels macht die Umkehr gegenüber den Wirkungsvermutungen der Nachbarschaftstheorien deutlich: nicht die räumliche Nähe konstituiert die soziale Beziehung unter den Nachbarn, sondern die gewünschte soziale Beziehung wird als räumliche Nähe organisiert. Diese gewillkürte Nachbarschaft beruht auf einer engen Verschränkung gezielter und sich gleichsam unter der Hand durchsetzender Selektion.

Eine sehr weitreichende soziale Homogenität ist charakteristisch für die selbstgewählten Nachbarschaften in den Wohnprojekten. Sie geht weit über Homogenität auf der Ebene sozialstruktureller Daten und Lebensphasen hinaus in die sehr viel schwerer kontrollierbaren Bereiche normativer Orientierungen und gefühlsmäßiger Übereinstimmung. Um solche intime Homogenität zu sichern, reichen die Mechanismen des Wohnungsmarktes nicht aus, auch die auf die "Szene" beschränkte Rekrutierungspraxis nicht. Ein wesentlicher Mechanismus ist vielmehr der Planungsprozeß. Schon die Auswertung der vorliegenden Berichte hatte ergeben, daß es bei den partizipativen Planungsprozessen nicht allein um die Präzisierung und Durchsetzung neuer Wohnbedürfnisse gehen könne. Dazu waren die gebauten Ergebnisse von bis zu 4 Jahren dauernden Planungsprozessen bei weitem zu konventionell. Entscheidende, wenn auch latente Funktion der Partizipationsprozesse schien vielmehr die Selbstselektion der Wohngruppe zu sein. Dies haben die Ergebnisse unserer Primärerhebung bestätigt. Unter dem eher neutralen Thema einer Diskussion über Grundrisse lernt man sich recht genau und nahe kennen. Wer nicht dazu paßt, bleibt nach einiger Zeit weg. Ähnliche Mechanismen regeln auch die spätere Fluktuation der Bewohner. Kapitel III,1 zeichnet diesen Prozeß, in dem durch zunehmend feinere Filter eine weitgehende Homogenität gesichert wird, nach.

Diese Homogenität ist notwendige Voraussetzung für das Funktionieren der Nachbarschaften: Entlastung bei der täglichen Arbeit im Haus, bei der Betreuung der Kinder, der gemeinsame Betrieb bestimmter Einrichtungen wie Sauna, Werkstatt und Nutzgarten, all das setzt einmal ein weitgehendes Maß an Übereinstimmung hinsichtlich der Interessen- und Problemlagen (z.B. Alter und Zahl der Kinder) und hinsichtlich der Standards ordentlicher Haushaltsführung, der Prinzipien der Kindererziehung, ästhetischer Vorstellungen etc. voraus.

Zum zweiten gewinnt die Nachbarschaft an Bedeutung, weil die Frauen in den Wohnprojekten differenziertere und weiterreichende Ansprüche an Kontakte und Kommunikation stellen, ohne ihre Kommunikationskreise real ausweiten zu können. Sie sind vor allem als Mütter kleiner Kinder weithin gefangen im Aktionsfeld der traditionellen Hausfrau, wollen sich aber subjektiv nicht mehr auf die darin anstehenden Themen einengen lassen. Daher erwarten sie von der räumlichen Nachbarschaft mehr und differenzierteres als es der Themenkanon Küche, Kinder, Kirche bislang umfaßte. Das Interesse an Kommunikation, insbesondere bei besser ausgebildeten und auch beruflich orientierten Müttern, das eine Aufwertung des Wohnbereichs als Kommunikationsraum, als interessanten Erfahrungsraum impliziert, setzt ähnliche Erfahrungen, Normen und Sprachen voraus: Man will "über dieselben Witze lachen" können.

Schließlich wäre das Verlangen nach gleicher Wellenlänge und gefühlsmäßiger Übereinstimmung auch mit der These von der narzißtischen Suche nach dem eigenen Selbst im anderen, der Benutzung des anderen als Spiegel der eigenen Identität und als dessen Stütze in Zusammenhang zu bringen (Sennett). Wäre das der Fall, so müßten auftretende Konflikte in den Wohnprojekten offensiv im Sinne des Vorantreibens der Homogenisierung gelöst werden: Tratsch, Zurechtweisung, Abbruch der Kommunikation, Ausgrenzung, Hinauswurf. Dies wäre im Sinne Sennett's die destruktive Gemeinschaft, die Homogenisierung durch den Ausschluß der Abweichler. Das Gegenteil ist aber in den Wohnprojekten eher der Fall: Die mehr oder weniger einsichtsvolle Rücknahme der eigenen Ansprüche, resignierende Toleranz und mehr und mehr Distanz. Ganz bewußt wird vermieden, mit seinen engsten Freunden zusammenzuziehen.

Nachbarliche Beziehungen werden eingegangen auf der Grundlage gesicherter Privatheit und autarker Haushaltsführung. Die Gemeinsamkeiten bleiben punktuell, einmalig, zusätzlich, also eine Erweiterung der individuellen Optionen und keine kollektive Organisation ehemals privater Wohnfunktionen. Die typische Gemeinschaftseinrichtung ist die Sauna: man braucht sie nicht, alleine wäre sie einem zu teuer, aber wenn man will, kann man hingehen. Gemeinsame Einrichtungen mit hohem Maß an Verbindlichkeit, z.B. gemeinsame Küchen, sind, wo sie vorkamen, fast immer zurückgenommen worden. "Die Zahl der funktionierenden Kochgemeinschaften wird weit übertroffen von der Zahl der gescheiterten Versuche" (H.V., III, 2.4). Der Grad der Verbindlichkeit gemeinschaftlicher Aktivitäten wird so weit wie möglich minimiert, sei es bei den Verfügungsrechten, sei es beim räumlichen Arrangement. Individuelle Miete und Einzeleigentum sind die Regel. Gemeinschaftseigentum gibt es nur bezüglich der Flächen außerhalb der individuellen Wohnbereiche. Wo die Ökonomie beginnt, endet auch in den Wohnexperimenten die Experimentierfreude schnell: Bei Verkauf oder Vermietung entscheiden trotz entgegenstehender (informeller) Absprachen im Konfliktfall meist die jeweiligen Eigentümer.

Gerade auf Basis dieser Unverbindlichkeit geschieht aber vieles gemeinsam, fast alles kann beim Nachbarn ausgeliehen werden, aber eben nur geliehen, es sind eben informelle Gemeinsamkeiten und daher jederzeit aufkündbare (2).

Gegenüber dem Idealtypus des modernen Wohnens hat sich vor allem vieles in der sozialpsychologischen Dimension verschoben. Die Familie ist nicht mehr der selbstverständlich ausgegrenzte Raum des Privaten, eher ist es das einzelne Individuum. An der Wohnungstür muß nicht mehr geschellt werden, aber man klopft am Arbeitszimmer an. Die Schwellen von Scham und Peinlichkeit sind niedriger, weniger klar auszumachen, eine Frage mehr der individuellen Vorlieben als der selbstverständlichen Norm. Vieles muß erst ertastet und ausgehandelt werden, wenig ist vorab selbstverständlich. Aber eben dadurch ist der Aufwand an Rücksicht, Vorsicht und Takt hoch. Die geschlossene Haustür mit Klingel und Gegensprechanlage fehlt. Statt dessen hat sich eine Fülle von Regeln vorsichtiger Offenheit, zögernden aufeinander Zugehens etabliert, die diese Offenheit als durch und durch verregelte erscheinen lassen. "An die Stelle des Daumendrucks auf die Klingel tritt das Fingerspitzengefühl" (H.V.). Übliche Schamswellen sind abgebaut, teilweise als notwendige Begleiter-

scheinung offener Türen. Auch wenn die Befragten noch "alten" Normen anhängen: diese Normen sind in der Defensive, sie müssen als persönliche Eigenart gerechtfertigt werden.

Die neuen Nachbarschaften sind eine Erweiterung von Optionen auf der Basis einer wenn auch personell und räumlich verengten aber weiterhin gesicherten Privatsphäre. Die Nachbarschaft ist keine Alternative zur klassischen Privatsphäre, sie baut vielmehr auf diese auf. Es ergeben sich zwei Kreise des Privaten: die individuelle Privatsphäre und jene Sphäre, die die Wohnprojekte abgrenzt gegen den Rest der Welt.

Die Wohnprojekte fügen sich ein in einen insgesamt experimentelleren Lebensstil. Die Befragten betrachten ihr Wohnprojekt als eine mögliche Wohnform u.a., die in ihrer aktuellen Lebenssituation paßt, aber durchaus auch nur eine Zwischenstation bleiben kann: "Ankerplatz, nicht Heimathafen" (III, 3). Es sind auch wieder Kompromisse in der grundsätzlichen Ambivalenz der Wohnwünsche zwischen Entlastung von notwendiger Arbeit und Verbindlichkeit einerseits, identitätsstabilisierenden, gesicherten und aneigenbaren räumlichen und sozialen Wohnbedingungen andererseits, zwischen Maschine und Heimat (III, 4). Auch die Wohnprojekte verwirklichen nicht Meßmers Gedanken: "Mindestens ein Vogel auf geheiztem Ast will er sein, ganz geschützt und frei" (Walser, 100).

Literatur

- Arbeitsgruppe Stadtforschung:
Wandel der Wohnbedürfnisse – Vorstudie, Endbericht,
Manuskript Oldenburg 1982
- Bahrddt, Hans Paul: Die moderne Großstadt; Hamburg 1961
- Gothe, Kerstin: "Integratives Wohnmodell Bremerhaven" – Bericht über ein
gutgemeintes, aber gescheitertes Projekt in einer schlechten Zeit; in:
Johann Jessen (Hg.): Nutzerbeteiligung und Wohnungsversorgung;
Oldenburg 1985
- Gude, Siegmund: Der Bedeutungswandel der Stadt als politische Einheit; in: H.
Korte (Hg.): Zur Politisierung der Stadtplanung; Düsseldorf 1971
- Jessen, Johann/Siebel, Walter et.al.: Arbeit nach der Arbeit; Opladen 1988
- Schumann, Michael/Einemann, Edgar et.al.: Rationalisierung, Krise, Arbeiter;
Frankfurt 1982
- Sennett, Richard: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens; Frankfurt 1986
- Spiegel, Erika: Neue Haushaltstypen; Frankfurt/New York 1986
- Walser, Martin: Maßmers Gedanken; Frankfurt/M. 1985

4 Liste der Publikationen

- Schneider, Ulrike: Wohnbauexperimente – Ein besseres Wohnen für Frauen?;
in: J. Brech (Hg.) Neue Wohnformen in Europa, Darmstadt 1989, S. 108–129
- dies.: Das Wohnen der Zukunft und die Perspektiven von Frauen; in: EUROPAN 1989, Paris, (im Erscheinen)
- Siebel, Walter: Wohnen und Familie; in: R. Nave-Herz u. M. Markefka (Hg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung Bd. I: Familienforschung; Neuwied 1989
- ders.: Wandlungen im Wohnverhalten; in: J. Brech (Hg.) Neue Wohnformen in Europa, Darmstadt 1989
- ders.: Neue Wohnformen und informelle Arbeit – Rede zur Eröffnung der Internationalen Bauausstellung Emscher-Park; in: Der Minister für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr des Landes NRW (Hg.): Dokumentation der Auftaktveranstaltung am 16.12.1988 im Musiktheater des Reviers in Gelsenkirchen
- ders.: zus. mit H. Häußermann: Eine Frage des Preises. Zur Neuorientierung der Wohnungspolitik I; in: DIE ZEIT Nr. 22, 1989
- dieselben: Auf Sand gebaut. Zur Neuorientierung der Wohnungspolitik II; in: DIE ZEIT Nr. 23, 1989
- Siebel, Walter: Wandel des Wohnens; EUROPAN 1989, Paris, (im Erscheinen)
- Voesgen, Hermann/U. Schneider: Wohngruppen für Familien – Was ist neu an diesen Wohnformen? in: Arch+ (im Erscheinen)
- Voesgen, Hermann: Bedürfnis und Widerspruch, Frankfurt 1987

ders.: zus. mit W. Siebel / K. Gothe: Nutzerbeteiligung, Kosten sparen und Wandel der Wohnweisen. Thesen zu einem neuen sozialen Wohnungsbau, in: Informationen zur Raumentwicklung, 2/1982

ders.: Stunden der Nähe - Tage der Distanz, in: J. Brech (Hg.) Neue Wohnformen in Europa, Darmstadt 1989

Abschnitt I

**Walter
Siebel**

**Wandel
des
Wohnverhaltens**

I WANDEL DES WOHNVERHALTENS

1	Einleitung	21
2	Der Idealtypus des familiengerechten Wohnens	23
2.1	Trennung von Arbeiten und Wohnen: Wohnung als Ort der "Nichtarbeit"	26
2.2	Ausgrenzung von Personen: Wohnung als Ort der Kleinfamilie	27
2.3	Auseinandertreten von Öffentlichkeit und Privatheit: Wohnung als Ort der Intimität	28
2.4	Entstehung des Wohnungsmarkts - Wohnung als Ware	30
3	Wohnungspolitik und die Durchsetzung der modernen Wohnform	32
4	Wohnungsversorgung heute	36
5	Neue Wohnformen	41
5.1	Gründe des Wandels	41
5.2	Wohnen, formelle und informelle Arbeit	44
5.3	Neue Haushaltstypen	45
5.4	Individuierung und neue Nachbarschaft	47
5.5	Planungspartizipation, Mietermitbestimmung, Gemeinschaftseigentum	48

1 Einleitung

Die Wohnung ist heute Ort eines Großteils des außerberuflichen Lebens. Ihr Grundriß, ihre Ausstattung und ihre Lage im sozialräumlichen Gefüge der Siedlung organisieren mehr oder weniger direkt dieses Leben. Schließlich ist die Wohnung auch symbolische Gestaltung von Vorstellungen über die richtige Art zu leben.

Diese Vorstellungen fallen allerdings erst im 20. Jahrhundert mit dem Leitbild "familiengerechten Wohnens" zusammen, ja, die Frage selber, wie denn richtig, d.h. bedürfnisadäquat zu wohnen sei, ist als gesellschaftspolitisches Problem historisch gesehen relativ jung. Sie drängte sich erst auf, als mit der rapiden Urbanisierung im 19. Jahrhundert die alten Mechanismen der Wohnungsversorgung gesprengt wurden. Urbanisierung, die Entstehung eines Wohnungsmarkts und die Steigerung der gesellschaftlichen Produktivkräfte machten die Befriedigung differenzierter Wohnwünsche prinzipiell möglich und zugleich für viele äußerst prekär. Wenn vorher das Problem, wie man bedürfnisgerechte Wohnungen schaffen könne, kaum eine Rolle spielte, so, weil innerhalb der engen Grenzen bautechnischer und vor allem ökonomischer Möglichkeiten für die meisten wenig Spielräume für Variationen des Wohnverhaltens bestanden. Auch wandelten sich die gesellschaftlichen Strukturen, die Arbeits- und Lebensbedingungen, damit auch die wohnbezogenen Bedürfnisse und Verhaltensweisen über längere Zeiträume kaum. So konnte sich allmählich, vermittelt durch handwerkliche Tradition, Herkommen und überlieferte Bauformen eine gleichsam selbstverständliche Übereinstimmung zwischen dem Alltagsleben eines Haushalts und der Organisation von Grundrissen herstellen.

Mit der Entfaltung der bürgerlichen Gesellschaft differenzieren und spezialisieren sich die Grundrisse. Dennoch entsteht noch nicht die Frage nach bedürfnisadäquatem Wohnen, und zwar aus einem einfachen Grund: Im Idealtypus bürgerlicher Wohnungsproduktion sind Bauherr und späterer Nutzer identisch. Aufgrund dieser Identität kann ein Prozeß privater Kommunikation zwischen dem Bauherrn bzw. Nutzer und dem Architekten zustandekommen, der so lange geführt wird, bis der Nutzer sich seiner Bedürfnisse und der Möglichkeiten, sie in Gebautes umzusetzen, bewußt ist. Diese Identität von Bauherr und Nutzer und die persönliche Kommunikation mit dem Baufachmann ist mit der Massenproduktion von Wohnungen für Vermietung respektive Verkauf auf dem Markt

auseinandergerissen. In dem Maße aber, wie der Marktmechanismus weder quantitativ noch qualitativ eine angemessene Wohnungsversorgung für alle garantiert, wird die Übereinstimmung der materiellen Wohnbedingungen mit den subjektiven Präferenzen zum gesellschaftspolitischen und damit auch zum sozialwissenschaftlichen Problem (Siebel, 183).

Die Diskussion zur Wohnungs- und Städtebaupolitik, die Anfang des 19. Jahrhunderts einsetzt, verfolgte anfangs sehr weitreichende Ziele. Die Frühsozialisten konzipierten Wohnungs- und Städtebau unmittelbar als Bestandteil gesellschaftspolitischer Umwälzungen. Fourier verknüpft in seinem Phalanstère die radikale Abkehr von familialen Zusammenleben mit Abschaffung des Privateigentums und kollektiver Organisation von Produktion und Reproduktion. Noch Howard's Gartenstadt ist weit mehr als eine Frühform der Einfamilienhaus-Vororte, nämlich ein auf genossenschaftlicher Organisation und Vergesellschaftung von Grund und Boden gegründeter Gegenentwurf zur industriellen, privatkapitalistisch organisierten Großstadt. Die Geschichte der Wohnungsreformdiskussion ist eine Geschichte kontinuierlicher Verengung ihres gesellschaftspolitischen Horizonts, bis nur noch bauliche und Finanzierungsfragen für eine ansonsten selbstverständlich gewordene Wohnform, das familiengerechte Wohnen, zur Debatte stehen.

Dieser Verengungsprozeß ist auch verantwortlich dafür, daß in der Wohnungspolitik heute fast ausschließlich quantitative Fragen der Wohnungsversorgung, also Umfang und Verteilung des Wohnungsbestandes diskutiert werden. Aber ausreichender Bestand, gerechte Verteilung und angemessener Gebrauchswert, quantitative und qualitative Aspekte der Wohnungsfrage, sind rein analytische Trennungen. Über Wohnen läßt sich niemals allein in rein quantitativen oder rein qualitativen Kategorien diskutieren. Schon um den Bestand an Wohnungen festzustellen, ist eine Definition nötig, was als Wohnung gilt. Die Wohnungsstichprobe 1978 zählt nur Wohneinheiten mit Küche, Kochnische oder Kochschrank in einem Gebäude als Wohnung. Wohnwagen, mögen sie ein noch so komplettes Eigenheim auf Rädern sein, gelten danach ebensowenig als Wohnungen wie Appartements im "Einküchenhaus" (s.u.), mögen sie außer der fehlenden Küche noch so perfekt ausgestattet sein.

Die deutsche Wohnungspolitik zielte von Anfang an darauf, "breiten Schichten des Volkes" ein familiengerechtes Wohnen zu ermöglichen. "Wohnungsbau ist angewandte Familienpolitik" (Bundesbauminister Lücke, in: Bundesbaublatt, 159). Von einer den Bedürfnissen von Eltern und Kind angemessenen Wohnung

verspricht man sich positive Auswirkungen auf die Bereitschaft zu heiraten und Kinder zu haben, auf die Stabilität der Ehe und auf die Sozialisation der Kinder. So verdankt sich, was heute als angemessene Wohnform millionenfach gewünschte und gebaute Realität geworden ist, sowohl der Durchsetzung der Kleinfamilie als normaler Lebensform, wie den politischen Bemühungen, eben diese Lebensform durch Wohnungsbauförderung zu stützen.

Aber Wohnen wie Familie sind historische Kategorien. Die Wohnung als handfest materielles, gebautes Substrat des Wohnens wie als dessen symbolische Partitur unterliegt historisch-, kultur- und sozialgruppenspezifisch geprägten Differenzierungen. Die uns heute so geläufige Assoziation von Wohnen und Familie meint eine relativ junge, besondere Form des Wohnens, die sich erst allmählich aus vielfältigen Praktiken und Leitbildern herauskristallisiert hat, und von der aus sich heute wieder differenziertere Wohnformen auffächern. Das Leitbild des familiengerechten Wohnens markiert gleichsam die Taille eines spindelförmigen historischen Prozesses. Die Kategorie Familie eröffnet daher nur einen beschränkten Zugang zum sozialen Phänomen des Wohnens. Die soziale Einheit des Wohnens ist der Haushalt. Ihn mit Familie gleichzusetzen, war nur vorübergehend gerechtfertigt. Eine – erst rudimentär entwickelte (Pahl) – Soziologie des Haushalts als Produktions- und Konsumeinheit wäre eine geeignetere Grundlage der Wohnsoziologie als die Soziologie der Familie als einer auf Emotionalität und Intimität spezialisierten Lebensgemeinschaft.

In Kapitel 2 wird dargestellt, wie der Idealtypus des familiengerechten Wohnens beschaffen ist und wie er sich herausgebildet hat. In Kapitel 3 wird die Rolle der Wohnungspolitik bei der Durchsetzung der modernen Wohnform beschrieben. Kapitel 4 belegt an Daten zur Wohnungsversorgung, inwieweit dieser Wohntyp gebaute Realität geworden ist. In Kapitel 5 werden Tendenzen genannt, die diese Form des Wohnens wieder aufsprengen.

2 Der Idealtypus des familiengerechten Wohnens

Idealtypisch ist hier im Weber'schen Sinne verstanden, also weder normativ noch mit der Behauptung unmittelbarer empirischer Evidenz, sondern mit dem Anspruch, daß dessen Dimensionen eine gültige Charakterisierung des Wohnens in modernen Industriegesellschaften erlauben. In diesem Sinne läßt sich die heute dominierende Wohnform in vier Dimensionen charakterisieren:

- in der funktionalen Dimension läßt sich Wohnen bestimmen als Ort der Nicht-Arbeit. Funktional wird Wohnen als ein von beruflicher Arbeit gereinigtes Leben der Erholung, der Freizeitaktivitäten, des Konsums aufgefaßt.
- in einer sozialen Dimension läßt sich Wohnen bestimmen als Ort der Familie. Als die soziale Einheit des Wohnens gilt die durch rechtliche Bindung und Blutsverwandtschaft gefestigte Kleingruppe von Mann, Frau und Kindern.
- in einer sozialpsychologischen Dimension ist Wohnen der Ort der Intimität. In die abgeschlossene, mit der notwendigen Infrastruktur (Küche, Bad, Toilette) ausgestattete Wohnung werden mit Scham- und Peinlichkeitsempfindungen belegte Aktivitäten zurückgenommen. Sie ist der Ort, wo Körperlichkeit, Emotionalität und abweichendes Verhalten geschützt vor den sozialen Kontrollen von Nachbarn, Öffentlichkeit und Polizei sich entfalten können.
- in der Dimension der Aneignung schließlich ist die Wohnung eine Ware, die der einzelne Haushalt durch Kauf respektive Miete auf einem Markt erwirbt. Die Verfügung über die materiellen Bedingungen des Wohnens regeln Hausordnungen, Eigentums- und Mietrecht.

Vergleicht man die moderne Wohnform mit dem idealtypischen Konstrukt des vorindustriellen ganzen Hauses, so erscheint sie als Ergebnis eines Prozesses der Ausdifferenzierung. Im Verlauf dieser Ausdifferenzierung entsteht nicht nur die Wohnung als besonderer Ort, der funktional, sozial, sozialpsychologisch und rechtlich gegenüber anderen gesellschaftlichen Sphären abgegrenzt ist. Es entsteht auch eine immer differenziertere Binnenstruktur der Wohnung. Das Ganze Haus vereinte unter seinem Dach, häufig in den selben Räumen, Arbeit, Erholung, Schlafen, Essen und Beten, Gesinde, Kinder, Mann und Frau. Die materiellen und symbolischen Arrangements des modernen Wohnens separieren dagegen Funktionen und Personen in spezialisierten Räumen: Essenzubereitung, Essen, Sichlieben, Schlafen, Sichwaschen, Sichentleeren, Miteinandersprechen; Eltern und Kinder, Sohn und Tochter, Mann und Frau.

Ansätze des modernen Wohnens zeigen sich bei bürgerlichen Städtern bereits im 16. Jahrhundert. In bäuerlichen Haushalten hat sich die Lebensform des Ganzen Hauses dagegen sehr viel länger gehalten. Die Wohnform des ganzen Hauses ist selber ein idealtypisches Konstrukt, das vielfältige Differenzierungen überdeckt. Neben Unterschieden zwischen Stadt und Land, vorindustrieller und industrie-kapitalistischer Produktionsweise prägen Schicht- und Klassen-zugehörigkeit die Wohnweisen. So erscheint das moderne Wohnen keineswegs gegenüber allen vorindustriellen Wohnformen als Ergebnis einer Ausdifferenzierung von Personen und Funktionen. Verglichen mit dem fast völlig voneinander separierten Leben von Herr und Dame im Hôtel des höfischen Adels in Frankreich des 18. Jahrhunderts (Elias, 70ff) hat sich der Idealtypus des modernen Wohnens durch Entdifferenzierung und Mischung herausgebildet. Der Vergleich des ganzen Hauses mit der heutigen Wohnform abstrahiert daher notwendig von vielfältigen und relevanten sozialen Bestimmungsfaktoren.

Die Geschichte des Wohnens ist eine Geschichte der räumlichen Eingrenzung und Ausgrenzung. Die Zweigenerationen-Kernfamilie löst sich aus räumlich, sozial und ökonomisch engen Verflechtungen mit weiteren Verwandten und Nichtverwandten, Gesellen, Dienstboten, Knechten und Mägden. Die berufliche Arbeit wird außerhäuslich im Geschäft, Betrieb und Verwaltung organisiert. Bestimmte Ereignisse wie Geburt und Tod, schwere Krankheit und große Feste sind fast gänzlich in spezialisierte Orte und Einrichtungen ausgelagert worden. Umgekehrt werden aber auch bestimmte Verhaltensweisen in die Wohnung zurückgedrängt. Der Straßenverkehr läßt zum Beispiel Spielen, Aufenthalt, miteinander Reden im öffentlichen Raum der Städte kaum noch zu. In einem Prozeß der "Verhäuslichung der Vitalfunktionen" (Gleichmann, 1976) und der Intimisierung wurden Scham- und Peinlichkeitsschwellen errichtet, die Körperlichkeit und Emotionalität aus der Öffentlichkeit weitgehend ausgesondert haben ins Private der Wohnung. Schließlich treten die Rollen von Bauherr, Architekt, Produzent und Nutzer auseinander. Ihre Vermittlung wird zunehmend gesellschaftlich organisiert über Wohnungsmarkt und Wohnungspolitik.

2.1 Trennung von Arbeiten und Wohnen: Wohnung als Ort der "Nichtarbeit"

Das Ganze Haus war eine Arbeits- und Wohngemeinschaft. Die Entwicklung außerhäuslicher Lohnarbeit – beginnend schon im Mittelalter – zerreißt diesen Lebenszusammenhang. Bestimmte Arbeiten werden herausgelöst und am besonderen Arbeitsort organisiert. Die mit nicht unmittelbar produktiven Verrichtungen angefüllten Poren werden aus dem Arbeitsprozeß herausgepreßt und am Ende des Arbeitstages konzentriert als Freizeit. In diesem Prozeß der räumlichen und zeitlichen Abspaltung von Teilen der produktiven Arbeit entsteht erst Wohnen im heutigen Sinn als räumliches, zeitliches und inhaltliches Gegenüber zur beruflichen Arbeit. Allerdings gilt dies bis zum Ende des Ersten Weltkrieges vorwiegend nur für die bürgerliche Mittel- und Oberschicht. Für einen großen Teil des urbanisierten Proletariats blieb Wohnen fast vollständig dominiert durch die Anforderungen der industriellen Arbeit.

Wohnen als Ort einer kompensatorischen Gegenwelt zur Arbeit ist lange Zeit mehr Wunschtraum als Wirklichkeit, vor allem für die Frauen. Große Teile der Reproduktionsarbeit verbleiben als "Hausarbeit" in der Wohnung und wurden zur Sache der Hausfrau. Der Ausbau der öffentlichen und privaten, wohnungsbezogenen Infrastruktur, des Schulsystems, der haushaltsbezogenen Dienstleistungen und die Integration vieler Bereiche von Hausarbeit in den Markt (von Wäschereien über Kantinen bis zum fast-food) haben wenig daran geändert, daß die Wohnung Ort, Gegenstand und Ziel vielfältiger, nicht beruflich organisierter Arbeit geblieben ist. Das gilt – vor allem unter ländlichen Lebensbedingungen – auch in erheblichem Umfang für den Mann: Selbsthilfe beim Bau, der Modernisierung und Instandhaltung des Eigenheims, Gartenarbeit, Reparatur und Pflege von technischen Haushaltsgeräten machen den Kern der, was man nennen könnte: männlichen Hausarbeit aus (Jessen et.al.). So ist die Auslagerung von Arbeit aus der Wohnung trotz Marktintegration und Infrastrukturausbau unvollständig geblieben. Wohnen als Sphäre jenseits von Arbeit ist sowohl Ergebnis realer gesellschaftlicher Prozesse wie der Inszenierung einer gewünschten Wohnwelt gegen die fortdauernde Wirklichkeit von Arbeit in der Wohnung. Ort solcher Inszenierung ist das Wohnzimmer. Aus ihm sind alle Spuren nützlicher Arbeit sorgfältig getilgt, um die "Reinheit der Felerabendatmosphre" (Schäfer, 258) nicht zu besudeln.

Diese Verdrängung geht zu Lasten der Hausarbeit und der (Haus-)Frau. Die verbliebene notwendige Arbeit wird in spezialisierte Räume abgedrängt, die flächenmäßig so klein wie möglich gehalten und in den unattraktivsten Grundrißpositionen (innenliegende Küche und Sanitärräume) angesiedelt sind. Hauswirtschaftsräume verschwinden ganz aus der Wohnung. Keller und Bodenschrumpfen zu kleinen Verschlägen, in denen oft nicht einmal Steckdosen vorgesehen sind, an die Hobbymaschinen und Haushaltsgeräte anzuschließen wären. Die demgegenüber üppige Größe und Ausstattung des Wohnzimmers verweist auf die Dringlichkeit des Wunsches nach einer Gegenwelt zur belastenden beruflichen Arbeit, nach Zurschaustellung von Ordentlichkeit und erreichtem Lebensstandard ebenso wie nach einem Ort des verpflichtungsfreien, entspannten Beisammenseins in der Intimgemeinschaft der Familie.

2.2 Die Ausgrenzung von Personen – Wohnung als Ort der Kleinfamilie

Ein ländlicher, aber auch mancher städtische Großhaushalt umfaßte 10 bis 20, "biswellen sogar 50 oder mehr Personen" (Zinn, 14). Mit der Arbeit werden aber auch die damit befaßten nicht verwandten Haushaltsmitglieder ausgegrenzt: Die oft leibeigenen Knechte, Mägde, Gehilfen, Gesellen, Tagelöhner im Zuge der Auslagerung formeller, beruflich-organisierter Arbeit; das Gesinde, die Köche, Diener und Zofen, deren Auszug einhergeht mit wachsenden Abhängigkeiten des Haushaltes von Markt und staatlich organisierter Infrastruktur. Das "Dienstmädchenproblem" zwang später auch bessergestellte Haushalte dazu, die Hausarbeit zu technisieren und Teile der "Konsumarbeit" sowie der Versorgung mit Dienstleistungen marktförmig zu regeln. Schließlich und parallel dazu werden entferntere Verwandte aus der Wohnung ausgegrenzt. Zurück bleiben als die soziale Einheit des modernen Wohnens Eltern mit ihren Kindern.

Die Auflösung des Ganzen Hauses setzt Gesinde und andere Abhängige frei, kleinfamiliale Lebensformen einzugehen, doch wurde dies für die Ärmern lange Zeit durch den Wohnungsmarkt verhindert. Es blieb ihnen häufig nur "Wohnen ohne eigene Wohnung" (Ehmer). Erst mit wachsendem Einkommen und besserer Wohnungsversorgung ging auch die im 19. Jahrhundert rapide angestiegene Zahl der Schlafburschen und Aftermieter zurück.

Die vorindustrielle Drei-Generationen-Großfamilie unter einem Dach ist weitgehend ein "Mythos" (Mitterauer). Ähnlich schief ist das Bild von der isoliert lebenden aber auch autark wirtschaftenden großstädtischen Kleinfamilie. Die moderne, städtische Kleinfamilie wohnt zwar allein in der eigenen, abgeschlossenen Wohnung, insofern räumlich getrennt von weiteren Verwandten, aber häufig doch in enger Fühlung mit ihnen. Nur bleibt das in der amtlichen Statistik unsichtbar: Großeltern, die gegen Miete bei ihren Eltern wohnen, gelten statistisch als selbständige Untermieter. Kinder, die die Einliegerwohnung im Haus der Eltern bezogen haben, zählen als eigenständiger Haushalt (Bahrtdt, 1974, 80). Young/Willmott haben die Organisation vielfältiger Haushaltsfunktionen über die verschiedenen Wohnungen verwandter Familien innerhalb eines Londoner Arbeitermilieus noch für die 50er Jahre beschrieben. Pfeil (49) spricht sogar von der "dispersen Drei-Generationenfamilie".

2.3 Auseinandertreten von Öffentlichkeit und Privatheit – Wohnung als Ort der Intimität

Die Auslagerung produktiver Funktionen aus dem Haushalt in Markt, Staat und das System betrieblich organisierter Lohnarbeit und der Auszug familienfremder Personen aus dem Haushalt schaffen im wirklichen und übertragenen Sinne erst Raum für die Kultivierung familialer Intimität. Mit der Entfaltung der Dialektik von Öffentlichkeit und Privatheit wird dieser Raum zum Zentrum der bürgerlichen Privatsphäre, die räumlich als Wohnung, rechtlich als privater Verfügungsraum und sozial-psychologisch als Intimität gegenüber der öffentlichen Sphäre abgegrenzt wird.

Sozialer Ort, wo diese Grundkategorie der bürgerlichen Gesellschaft entsteht, ist die Stadt. Bahrtdt (1961, 38) hat den Begriff der Stadt selbst an die Dialektik von Öffentlichkeit und Privatheit gebunden: "Eine Stadt ist eine Ansiedlung, in der das gesamte, also auch das alltägliche Leben die Tendenz zeigt, sich zu polarisieren, d.h. entweder im sozialen Aggregatzustand der Öffentlichkeit oder in dem der Privatheit stattzufinden". Im Verlauf dieser Polarisierung entsteht erst allmählich jener Kodex von Verhaltensweisen, den der bürgerliche Städter vor dem Blick des Herrn Jedermann verbergen zu müssen glaubt: fast alles, was körperlich ist: Ausscheidungen, Hygiene, Sexualität aber auch Äußerungen von Emotion, Trauer, Liebe und Haß.

Stadt als Ort von Markt und Frühform der Demokratie ist aber nicht nur der Ort, wo die Polarität von Privatheit und Öffentlichkeit zuerst sichtbar wird. Verstädterung treibt diesen Prozeß auch selber voran. Neben die Rechenhaftigkeit des berufsbürgerlichen Lebens und die industrielle Arbeitsdisziplin treten die sozialen, technischen und hygienischen Probleme dichten Zusammenlebens von immer mehr Menschen als weitere Faktoren, die zur Verinnerlichung von Zwängen und vermehrten Selbstkontrollen führen. In den Städten werden bestimmte Verrichtungen immer präziser raumzeitlich verortet, was für jenen Kodex der privaten Verhaltensweisen zumeist ihre "Verhäuslichung" (Gleichmann, 1976) bedeutet.

Je schärfer z.B. körperliche Vitalfunktionen mit Scham- und Peinlichkeitsreaktionen besetzt werden, desto mehr werden sie selbst innerhalb des Hauses noch einmal und präziser verortet in Schlafzimmern, Toiletten und Bädern. Privater Raum als Raum der Entfaltung von Intimität und Individualität wie als vor fremden Blicken geschützter Raum verlangt eine zusätzliche Binnendifferenzierung des Wohnens. In der vorbürgerlichen Grundrißorganisation der Zimmerfluchten und gefangenen Räume war jeder Raum Durchgangszimmer. Nun entsteht ein gesondertes Erschließungssystem innerhalb von Haus und Wohnung - Treppenhäuser, Flure, Dielen -, das es zum ersten Mal überhaupt technisch-räumlich zuläßt, ein Zimmer ungestört und ausschließlich für eine bestimmte Funktion oder Person zu reservieren.

Ganzes Haus und Allzweckraum, solche Begriffe wecken - ähnlich wie Großfamilie - positive Assoziationen von ganzheitlichem Tun und Geborgenheit. Vom Idealtypus des Ganzen Hauses her gesehen erscheinen die Prozesse der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung und räumlichen Spezialisierung nur allzu leicht als Verlust von Funktionen und Personen. Aus der Sicht des Individuums dagegen bedeuten sie auch Gewinn an Freiheit von Kontrollen und Arbeitsmühen. Aber die Ausdifferenzierung von Privatheit und Öffentlichkeit kam zunächst nur wenigen zugute, nämlich jenen, die sich eine abgeschlossene Wohnung leisten konnten. In der proletarischen Gegenwelt, bei einem 12-Stunden-Tag für jedes lohnarbeitsfähige Haushaltsmitglied, teilweise langen (Fuß-)Wegen zur Arbeit, äußerster Unsicherheit des Arbeitsplatzes, die zu heute unvorstellbarer Mobilität auch im Wohnen zwang, miserablen Wohnverhältnissen und niedriger Entlohnung "...fehlt alles, was sich das Bürgertum als Voraussetzungen seiner Kultur geschaffen hat: Die Trennung der Lebensbereiche, der Familie von Arbeit und der Öffentlichkeit, die Aufteilung der körperlichen und der kulturel-

len Funktion auf zweckmäßig bestimmte und eingerichtete Räume, die Vergegenständlichung von Bildung und Besitz in repräsentativem und sinnlichem Eigentum, Stabilität und Identifikation eines Rückzugs- und Distanzbereichs, lange müßige Verweildauer in einer arbeitsfreien Sphäre... In der anderen Welt gab es überall Arbeit, überall Körper, kaum Eigenes, Mobilität im Fremden, Kochtopf und Nachttopf, Sexualität und Kinderaufzucht in einem Raum - und vor allem Dichte, Familie und Fremde durcheinander, ein Reproduktionszentrum fürs oft umschichtige Schlafen, Essen, Ausbessern, dessen Enge das Wirtshaus zum Salon machte." (Niethammer, 1979, 8).

Aber auch für jene Frauen, für die die Ausgrenzung einer Privatsphäre Realität geworden ist, stellt sich diese Dimension des modernen Wohnens anders dar als aus der Perspektive von Männern. Einmal, weil sie weniger bzw. nur in Form doppelter Belastung teilhaben am Gegenpol, dem öffentlichen, politischen und beruflichen Leben. Sie erfahren die Privatsphäre auch als Schranke. Zweitens, weil eine gegen soziale Kontrollen weitgehend abgeschirmte Privatsphäre die Schwächeren den Stärkeren ausliefert. Die Wohnung ist auch Ort unkontrollierter Gewalt gegen Frauen und Kinder (s.u. 5.1). Die Ausgrenzung der privaten Sphäre ist ein ambivalenter Prozeß. Seine Chancen gehen einher mit vermehrten Selbstzwängen, die den fremden Blick gar nicht mehr benötigen, um sich etwas zu verbieten, und er schafft nicht nur geschützte Räume für Liebe und Intimität, sondern auch für Aggression und Gewalt.

2.4 Entstehung des Wohnungsmarkts - Wohnung als Ware

Im Mittelalter gab es beinahe ebenso viele Hauseigentümer wie Hausgemeinschaften. Man kam zu seiner Wohnung durch Erbe, Dienstverhältnis oder indem man selber baute. Mietwohnungen, wie die heute noch existierende Fuggerei, waren seltene Ausnahme. Erst im 18. Jahrhundert entwickelte sich in Handels- und Gewerbestädten ein Wohnungsmarkt (Niethammer, 1976, 105). Aber erst im 19. Jahrhundert mit der rapiden Zunahme der Bevölkerung und ihrer massiven Verstädterung wird der Wohnungsmarkt, auf dem der einzelne Haushalt Wohnraum als Ware durch Kauf oder Miete erwirbt, zum dominierenden Mechanismus der Wohnungsversorgung. Die Rolle des Hausvaters differenziert sich in die des Hausherrn, des Staats- und des Fabrikherrn (Gleichmann, 1979). Nutzer, Bauherr, Architekt und Bauunternehmer werden zu verschiedenen Akteuren, deren

Zusammenwirken durch Mechanismus des Markts und - im Falle staatlicher Eingriffe - der politischen Willensbildung vermittelt ist. Erst damit werden Fragen des angemessenen Wohnens zu gesellschaftlichen Fragen. Wohnen wird zum Gegenstand umfassender rechtlicher und bürokratischer Regulierung (Mietgesetzgebung, Hausordnungen und Hausverwaltung, Wohnungsämter...), politischer Steuerung (Wohnungspolitik, Eigentumsförderung) und schließlich auch der Sozialwissenschaft: In dem Maße, indem die Vermittlung zwischen Nachfrage und Angebot, Wohnwünschen und Wohnungspolitik prekär wird, gewinnen wissenschaftliche Informationen über Wohnbedürfnisse und Wohnverhalten in der Marktforschung und Politikberatung an Relevanz (Bahrtdt, 1974).

Auch heute spielen neben Kauf bzw. Miete durch den einzelnen privaten Haushalt insbesondere bei unteren und mittleren Einkommensgruppen auch Erbe und Selbsthilfe eine erhebliche Rolle für die Wohnungsversorgung. Die heute ca. 35 % Hauseigentümer unter den Arbeiterhaushalten sind fast ausschließlich auf diesen Wegen zu Eigentümern geworden. (Häußermann/Petrowsky). 18 % aller Haushalte (Mieter und Eigentümer) wohnten 1983 in einem ererbten Haus. Bei Eigentümerhaushalten mit niedrigem Einkommen liegt dieser Anteil bei 36 %, während Eigentümerhaushalte mit höherem Einkommen nur zu 23 % ihre Häuser ererbt haben (Schroeter). Andere Verfügungsformen wie genossenschaftliches Eigentum oder die staatliche Bereitstellung von Wohnraum als Infrastrukturleistung spielen in der Bundesrepublik Deutschland quantitativ gesehen keine Rolle.

Die Möglichkeiten der aktiven Aneignung der materiellen und sozialen Wohnbedingungen über den Akt der Auswahl aus dem für den Haushalt erreichbaren Angebot auf dem Wohnungsmarkt hinaus sind minimal. Fast immer ist es ein Angebot "von der Stange". Einflußmöglichkeiten auf die Planung existieren selbst bei Eigentümern nur für die wenigen, die sich Architekt und individuellen (Neu-)Bau leisten können. Die Mitbestimmungsmöglichkeiten von Mietern bei der Verwaltung wie bei der Modernisierung von Wohnraum sind eng begrenzt.

3. Wohnungspolitik und die Durchsetzung der modernen Wohnform

Der Siegeszug des modernen Wohnens beruht auf vielfältigen Ursachen: die betrieblich organisierte Lohnarbeit, die für die Masse der Berufstätigen den Alltag in Arbeitszeit und Wohnzeit spaltet, die Urbanisierung, die mit der Aufrichtung von Scham- und Peinlichkeitsschwellen in den Menschen und mit dem Ausbau der öffentlichen Infrastruktur vielfältige Verhaltenszwänge an besonderen privaten und öffentlichen Orten setzt, steigende und stabile Einkommen, ein wachsender Wohnungsbestand und der Ausbau des sozialstaatlichen Netzes, die kleinfamiliale Wohnformen für viele erst möglich machen, schließlich die sozialpädagogischen Absichten der Wohnungspolitik. Letztere gewann in dem Maße an Gewicht, wie Wohnungsbau nach dem Ende des Ersten Weltkriegs zur Sache bürokratischer Organisationen, professioneller Planer, öffentlicher Finanzierung und staatlicher Regulierung wurde. Es entsteht eine politisch gesteuerte Wohnungsproduktion und Wohnungsverwaltung, bei der Erziehung zum richtigen Wohnen und Raum-Schaffen für die Entfaltung gewünschter Wohnformen ununterscheidbar ineinander verwoben sind. Die Sozialbauwohnung ist nicht nur die "Partitur" (Elias), an der Soziales entziffert werden kann, sondern auch der Taktstock, der Wohnverhalten in eine gewünschte Richtung dirigiert. Wohnungspolitik zielte stets auf beides: Verbesserung der materiellen Lebensbedingungen und Durchsetzung einer bestimmten Lebensform. Wohnungsreform war immer auch Lebensreform.

Progressive wie konservative Reformer haben anfänglich in teilweise bunten Mischungen emanzipatorische und reaktionäre, antibürgerliche und antistädtische Ideen mit der Wohnungspolitik verknüpft. Im Zuge der Institutionalisierung staatlicher Wohnungspolitik wurde diese allerdings sehr schnell abgetrennt von weitergreifenden gesellschaftspolitischen Absichten. Wohnungspolitik verengte sich auf den Wohn- und Freizeitbereich, den kleinfamilialen Haushalt und den individuellen Erwerb der Wohnung durch Kauf oder Miete.

Zunächst wurden Fragen des Städte- und Wohnungsbaus losgelöst von Fragen der Organisation der gesellschaftlichen Arbeit. Dabei spielte auch die vulgariisierte Marx'sche Theorie eine erhebliche Rolle, wonach der "Reproduktionsbereich" die bloß abhängige Variable des Produktionsbereichs sei, weshalb sich die politischen Organisationen der Arbeiterschaft auf die Umwälzung der Pro-

duktionsverhältnisse konzentrierten. Wohnungspolitik wurde Politik für den Lebensbereich außerhalb der beruflichen Arbeit.

Anfänglich wurden auch nicht-familiale Wohnformen propagiert, Die Einküchenhaus-Bewegung vor dem Ersten Weltkrieg z.B. suchte die "Idee der kollektiven Haushaltsführung" (Stahl, 93) bei möglichst vielen Haushaltsfunktionen durchzusetzen, um durch Arbeitsteilung, Professionalisierung und Maschineneinsatz den Aufwand an im Haushalt verbliebener Arbeit zu minimieren. Grundidee war die Übertragung der produktivitätssteigernden Effekte taylorisierter Massenfertigung auf den Wohnbereich. Das "Neue Bauen" in den 20er Jahren orientierte sich ebenfalls noch an der industriellen Serienproduktion, reduzierte aber die Ansprüche auf die Reform des Wohnverhaltens und des Warenkonsums innerhalb des einzelnen Familienhaushalts. Die Küche wurde zwar als "Fabrik des Hauses" aufgrund ausführlicher tayloristischer Arbeitsplatzanalysen gestaltet, aber als Arbeitsplatz allein der Hausfrau zugewiesen. Insofern blieb die Rationalisierung der Reproduktionsarbeit auf halbem Wege stecken. Dafür wurden die vereinzelte Haushaltung der Kleinfamilie und die Hausarbeit als Sache allein der Frau umso mehr festgeschrieben.

Wohnerziehung in Richtung auf eine rationalisierte Haushaltsführung in der privaten Kleinfamilie geschah nicht nur indirekt über die Gestaltung der materiellen Wohnbedingungen (Lage, Größe, Grundriß, Ausstattung, Infrastruktur im Wohnbereich), sondern auch direkt durch Hausordnungen, Mietverträge, Anschlußzwänge an öffentliche Infrastruktureinrichtungen, kommunale Wohnungsinspektion etc. (Herlyn u.a., 267ff). Dabei ging es um Moral (Trennung der Geschlechter), Sparsamkeit und gesunde Ernährung, hygienische Standards, generell um die Durchsetzung eines "der Sittlichkeit entsprechenden Wohnens" gegen aus ländlich-vorindustriellen Lebensverhältnissen herrührende Verhaltensweisen, "der Familiensinn", "der Sinn für die Häuslichkeit" sollten geweckt werden (Gleichmann 1979, 76), wozu "Wohnungspflegerinnen" von den Wohnungssätern eingesetzt wurden. "All diese Erziehungsversuche dienten dazu, den "neuen Menschen" zu schaffen, mit den Attributen: modern, sauber, rational, diszipliniert sowie familienorientiert" (Herlyn u.a., 63). Wohnungspolitik und Wohnungsverwaltung fungierten als "Vehikel", um die durch Verstädterung und kapitalistisch organisierte Industriearbeit gleichermaßen geforderte Disziplinierung des Affekthaushalts (Gleichmann, 1979) durchzusetzen.

Aber die teils überredenden, teils oktroyierenden Bemühungen der Wohnungsreformer sind nur ein Element bei der Entfaltung des Idealtypus des modernen

Wohnens. Das Angebot der "Wohnung für das Existenzminimum" einer Kleinfamilie wurde auch sehr bereitwillig angenommen. Für das großstädtische Proletariat brachte es unmittelbar einsichtige, handfest-materielle Verbesserungen des Wohnungsstandards mit sich (Platz, niedrige Mieten, Vertragssicherheit, technische Standards), für die man die teilweise ungewohnte kleinfamiliale, abgeschlossene Wohnform gerne in Kauf nahm. Teils wünschte man sie herbei als wenn auch verkleinertes Abbild respektablen bürgerlichen Wohnens, teils entsprach sie den Erholungsbedürfnissen der (männlichen) Berufstätigen. Für Frauen der Mittelschichten versprach die Rationalisierung der Hausarbeit Abhilfe angesichts des Zwangs, selber unangenehme Hausarbeiten zu erledigen, da Dienstmädchen immer weniger verfügbar waren (Lutz, 125ff). Auch ist der Rationalisierung des "häuslichen Kleinbetriebs" (Uhlig, 160) ein weitergehender emanzipatorischer Kern nicht abzusprechen. Zwar wurden mit der "Frankfurter Küche" in der kleinfamilialen Wohnung die kulturellen und politischen Dimensionen der Einküchenhaus-Bewegung aufgegeben und nur die der technischen Rationalisierung bewahrt, dennoch bleibt der Versuch, Umfang und Belastungen der Hausarbeit zu reduzieren. Die Idee der Entlastung von notwendiger Arbeit, um speziell die (Haus-)Frau freizustellen für andere, selbstgewählte Aktivitäten, sei es innerhalb der Familie, sei es außerhalb in Bildung, Beruf oder politischen Organisationen, ist der emanzipatorische Kern der "Wohnmaschine", eine Idee, die Fourier's Phalanstère, dem Einküchenhaus, der Frankfurter Küche und noch den komplett ausgestatteten Mietwohnungen in den Großwohnanlagen des sozialen Wohnungsbaus zugrunde liegt.

Die Wohnung als Maschine zur Entlastung von Arbeit ist die eine zentrale Tradition, die sich von den Anfängen der Wohnungsreform bis heute erhalten hat. Sie manifestiert sich - wenn auch in reduzierter Form - in der infrastrukturell gut versorgten, bürokratisch verwalteten Mietwohnung im Geschoßwohnungsbau. Aber auch die heute dominierende Alternative in der Wohnungspolitik, das Eigenheim, geht zurück auf traditionsreiche und - folgt man den Wohnwunschbefragungen - sehr viel überzeugendere Ziele der Wohnungsreform. Ihre Anfänge sind zuerst bei der konservativen Stadtkritik (W.H. Riehl), aber auch in der Gartenstadt und später in der Kleinsiedlerbewegung zu finden. Dabei mischen sich "symbolische Funktionen mit realen Vorteilen" (Häußermann/Petrowsky, 3): Geschoßwohnungen bieten weniger Platz und selten unmittelbaren Zugang zu Freiflächen, wohl der gravierendste Gebrauchsvorteil des Einfamilienhauses für einen Haushalt mit (kleinen) Kindern. Das Eigenheim bietet räumlich und rechtlich unvergleichlich bessere Voraussetzungen für

unterschiedlichste Nutzungen. Weder Hausordnung noch fremde Eigentumsrechte noch Platzmangel behindern z.B. Hobbyarbeit, Um- und Anbauten. Haus und Garten sind nicht nur das Ziel, sondern auch entscheidende "Produktionsmittel" für vielfältige Eigenarbeiten der privaten Haushalte. Vor allem aber wird Hausbesitz mit Sicherheit assoziiert (Kaufmann). Häußermann/Petrowsky unterscheiden dabei drei Dimensionen: Die uneingeschränkte Verfügung über die eigenen Wohnbedingungen, damit verknüpft die "Stabilität der privaten Lebenswelt" und das Vertrauen in die Wertbeständigkeit dieses Besitzes. All dies sind Voraussetzungen für eine ungebrochene Identifizierung mit dem Eigenheim als Ort und Symbol des eigenen, privaten Lebensraums. Man kann im Kontrast zur Wohnung als entlastender Maschine es das Konzept von Wohnen als identitätsstabilisierender Heimat nennen (Voesgen).

Das Eigenheim ist aufgrund seiner praktischen aber auch aufgrund seiner symbolischen Qualitäten die gegenüber der Mietwohnung mit weitem Abstand bevorzugte Wohnform von Familien. Die vom Zugang zu Freiflächen abgeschnittene, vergleichsweise beengte Geschoßwohnung in Großsiedlungen mit meist unzureichender Infrastruktur läßt dagegen Kinder zusätzlich als Last erscheinen. Dagegen bietet das Eigenheim Anlässe für die Intensivierung verwandtschaftlicher Netze. Seine materiellen und symbolischen Vorzüge motivieren Selbsthilfeanstrengungen, in denen vor allem die sozialen Netze der Verwandtschaft mobilisiert werden. Umgekehrt bildet die Aussicht auf Erbschaft zusätzlichen Kitt für die Loyalitätsbindungen und gegenseitigen Hilfsverpflichtungen zwischen den Generationen. Die in der Förderung des Hauseigentums angelegte Verknüpfung von Eigentums-, Wohnungs- und Familienpolitik hat darin ihre Logik.

Schon vor dem Ersten Weltkrieg hat F. Naumann die beiden Wohnmodelle formuliert: "Das eine ist ein kleines nettes Häuschen mit Garten, das von einer oder zwei Familien bewohnt wird, und das andere ist das einheitlich bewirtschaftete Riesenhaus" (Naumann, 219). Beide, Wohnung als Maschine und Wohnung als Heimat, sind Wohnungen für die private, abgeschlossene Kleinfamilie, eine kompensatorische Welt jenseits und teilweise auch gegen die Welt der beruflichen Arbeit. Das Spektrum der qualitativen Wohnalternativen – so scheint es – ist zusammengeschrumpft auf die Pole Mietwohnung und Eigenheim, also auf architektonische und verfassungsrechtliche Alternativen. Sie sind heute zur subjektiv gewünschten, normativ abgesicherten und millionenfach gebauten Realität geworden.

4. Wohnungsversorgung heute

Wohnungspolitik und industrialisierter Massenwohnungsbau seit den 20er Jahren haben dazu beigetragen, schichtspezifische Differenzierungen im Wohnen einzuebnen, zumindest sie hinter garasterter Uniformität und Seriengrundrissen verschwinden zu lassen. Auch die Differenzen zwischen Stadt und Land bewegen sich zwischen den Polen Geschoßwohnung versus Einfamilienhaus, Eigentum versus Miete. Zwar sind es sehr unterschiedliche Entwicklungen, die Arbeiterfrauen und Bürgerfrauen in die durchrationalisierte Kleinküche geführt haben, doch gleich ob nun durch Nivellierung nach oben oder nach unten: der Typus des privaten, von beruflicher Arbeit abgesonderten Wohnens der Zweigenerationenfamilie in der (gemieteten) Geschoßwohnung oder im Eigenheim hat sich durchgesetzt.

Haushaltsformen jenseits der Kernfamilie, Wohnfunktionen jenseits von Hausarbeit, Vitalfunktionen, Kinderaufzucht, Erholung und Konsum, Aneignungsformen jenseits individuellen Eigentums oder Miete und Bauformen jenseits von Einfamilienhaus oder Geschoßwohnung kommen in den Wohnwunschbefragungen der 60er und 70er Jahre allenfalls am Rande vor. Die Wohnwünsche scheinen im wesentlichen nur in Details der Grundrißorganisation und der symbolischen Selbstpräsentation sowie hinsichtlich Standort und Verfügungsform zu differenzieren. Bis zu 80 % der Befragten wünschen sich das Eigenheim am Stadtrand.

Der Idealtypus des modernen, kleinfamilialen Wohnens ist aber nicht nur in den Wohnwünschen der Subjekte präsent. Er ist auch institutionalisiert in Gesetzen, Förderrichtlinien, Finanzierungsbestimmungen und in den Kategorien der amtlichen Statistik. Mehrpersonenhaushalte gelten stets als Familienhaushalte. Richtlinien und Belegungspolitik im sozialen Wohnungsbau zielen auf die eheliche Kernfamilie. Wohnungen für Alleinstehende gelten als Sonderwohnformen ähnlich denen für Behinderte oder alte Menschen. Die Abgeschlossenheit der Wohnung nach außen, die Trennung von Wohnen und Arbeiten, die Erfüllung der Vitalfunktionen (Schlafzimmer, Bad, Toilette), die Führung eines selbständigen Haushalts (Küche) sind in den Normen des Wohnungsbaus ebenso verankert wie ein Mindestmaß an Separierung von Funktionen und Personen innerhalb der einzelnen Wohnung: gemäß der für den Woh-

nungsbau gültigen DIN-Normen (283, 18 011, 18 022) gehören zu einer Wohnung: Küche, Schlafräume, Wohnräume, Wasserversorgung, Ausguß und Abort sowie Nebenräume (Treppen, Flure, Abstellkammern). Räume für berufliche Arbeit zählen nicht zur Wohnfläche. Hausarbeit ist nachrangig: ein Hausarbeitsraum wird nur unter der Voraussetzung empfohlen, "wenn dadurch die Größe der übrigen Räume nicht unangemessen eingeschränkt wird" (DIN 18 022, Abs. 3.1.3). Und im Gutachten des wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen beim BMJFG 1977 heißt es: "Küche, Bad, Wohnzimmer und Elternschlafzimmer dürften für die nächsten Jahrzehnte zu den kaum veränderbaren Standards des Wohnens gehören" (Familie und Wohnen, 28). Die Wohnungsgrundrisse schreiben diese Nutzungen durch Größe, Lage, Zuschnitt und technische Ausstattung der Räume weitgehend fest.

Zwei Drittel des heutigen Wohnungsbestandes sind entsprechend diesen Richtlinien seit 1949 errichtet worden. Die familiengerechte Wohnform ist gebaute Realität. Gemessen an ihrer qualitativen Zielsetzung war die Wohnungspolitik außerordentlich erfolgreich. War sie es auch in den quantitativen Kategorien der Wohnungsversorgung? Unterstellt, die Frage nach der richtigen Qualität des Wohnens habe sich erübrigt, gibt es genügend Wohnungen heute und sind sie gerecht verteilt? Hat jeder Haushalt Zugang zu einer familiengerechten Wohnung?

In einem beispiellosen Bauboom seit 1950 hat sich die Wohnungsversorgung in der Bundesrepublik außerordentlich verbessert. Das gilt für alle statistisch erfaßten Indikatoren:

- Zahl der Haushalte/Zahl der Wohnungen -

Zwischen 1950 und 1978 hat sich der Bestand an Wohnungen im Durchschnitt pro Jahr um 470.000 Wohneinheiten (gleich abgeschlossene Wohnungen mit Küche) vergrößert (Ulbrich). 1950 standen 50 Mio. Einwohnern, die in 15 Mio. Haushalten lebten, 10 Mio. Wohnungen zur Verfügung, 1,5 Haushalte pro Wohnung und 1,2 Personen pro Zimmer. 1982 waren es 23,5 Mio. Wohnungen (in Wohngebäuden) und 23,8 Mio. Haushalte. Rechnet man die Wohnungen hinzu, die nicht in Wohngebäuden liegen, so verfügt jeder Haushalt über eine Wohnung und jede Person über mehr als einen Raum (0,6 Personen/Raum) (Deutscher Bundestag, 111). Rechnerisch war der Wohnungsmarkt 1982 ausgeglichen, allerdings nur rechnerisch: Weder sind die Zweitwohnungen berücksichtigt -

man schätzt sie auf mehrere 100.000 -, noch die beträchtlichen Ungleichgewichte auf einzelnen Wohnungsteilmärkten.

- Verfügung über die Wohnung (Wohnverhältnis) -

1950 wohnten 12,6 Mio. Menschen zur Untermiete. 1982 bestanden nur noch 0,6 Mio. Untermietverhältnisse, 58,3 % aller Haushalte waren Hauptmieter und 39,1 % Eigentümer ihrer Wohnung (Deutscher Bundestag, Tabelle 24, 118).

- Wohnungsausstattung -

Der Anteil der Neubauten am gesamten Wohnungsbestand ist durch Abriß älterer Gebäude und massive Bautätigkeit kontinuierlich gestiegen. Zusammen mit umfangreichen Modernisierungsinvestitionen in Altbauten hat das dazu geführt, daß die Ausstattung der Wohnungen immer besser geworden ist. 1978 hatten 60 % der Wohnungen Sammelheizung, Bad und WC, 87 % hatten zumindest Bad und WC (Statistisches Bundesamt, 37).

- Wohnungsgröße -

Die durchschnittliche Wohnung hatte 1978 4,4 Räume. Auch der häufigste Wert lag in dieser Größenklasse: 31 % aller Wohnungen hatten 1978 4 Zimmer, 70 % zwischen 3 und 5 Zimmer. Im Durchschnitt standen bereits 1978 jeder Person 1,7 Räume zur Verfügung. Wiederum rein rechnerisch hat jede "ein Zimmer für sich allein". Parallel dazu hat sich die Wohnfläche zwischen 1950 und 1978 verdoppelt, so daß 1978 pro Kopf im Durchschnitt 32 qm Wohnfläche zur Verfügung standen (1988: 36 qm). In derselben Zeit ist die durchschnittliche Wohnungsgröße von 54 qm auf 79 qm gestiegen.

- Mietbelastung -

Die Mietbelastung errechnet sich aus dem Verhältnis sämtlicher Wohnungskosten mit Ausnahme der Kosten für Garage, Heizung und Warmwasser (Brutto-Kaltniete) zum gesamten Nettoeinkommen des Haushalts. Diese durchschnittliche Mietbelastungsquote hat sich nur unwesentlich auf 14 % 1978 erhöht. Die

Durchschnittseinkommen der Mieterhaushalte sind also fast ebenso schnell gestiegen wie die Mietpreise (Ulbrich).

Größere, besser ausgestattete und neuere Wohnungen, noch dazu eine bessere Verfügung über die Wohnung und mehr Wohnsicherheit (Eigentumsquote, Mieterschutzgesetzgebung), ohne daß der Anteil der Wohnungskosten am Haushaltsbudget merklich gestiegen wäre – das Ziel der Wohnungspolitik, breite Schichten des Volkes mit angemessenen Wohnungen zu versorgen, scheint erreicht. Aber gesättigt, gemessen am durchschnittlich erreichten Standard des Wohnens – der abgeschlossenen, mit den notwendigen sanitären Einrichtungen ausgestatteten Wohnung, in der jeder Bewohner ein eigenes Zimmer hat – ist der Wohnungsmarkt eben – wenn überhaupt dann nur rechnerisch. Nach den vorläufigen Ergebnissen der jüngsten Gebäude- und Wohnungszählung ist er auch rechnerisch nicht ausgeglichen. Der Zustrom von Aus- und Übersiedlern und von Ausländern – für 1989 gibt es bereits Schätzungen von 600.000 Zuwanderungen – wird diese Ungleichgewichte weiter verschärfen.

Die Durchschnittszahlen überdecken eine sehr ungleiche Verteilung des Reichtums an Wohnraum. Die Grundproblematik ist ungelöst geblieben, daß nämlich der Wohnungsmarkt eine gute Wohnungsversorgung nur zu Preisen bereitstellt, die die Zahlungsfähigkeit eines großen Teils der Haushalte übersteigt. Eine mit Ausnahme des Wohngelds wenig zielgenaue Wohnungspolitik hat dies für einkommensschwache Haushalte kaum gemildert. Das Engel'sche Gesetz, wonach der Anteil der Wohnungskosten am Haushaltsbudget steigt, je niedriger das Haushaltseinkommen ist, gilt auch heute noch. Es sind immer noch dieselben Gruppen von Wohnungsnot betroffen, die von Anbeginn der Diskussion über die Wohnungsfrage im Mittelpunkt gestanden haben: In erster Linie die einkommensschwachen Haushalte, aber auch die kinderreichen, die jungen Haushalte, die neu in einen Wohnungsmarkt eintreten, die unvollständigen Familien und die sozial Diskriminierten, heute vor allem die Haushalte der nicht-deutschen Arbeitnehmer. Schließlich spielt der Wohnstandort eine erhebliche Rolle für die Wohnungsversorgung, die Tatsache also, ob ein Haushalt auf dem Land oder in einer großen Stadt wohnt und ob er auf den angespannten Wohnungsmärkten prosperierender süddeutscher Großstädte eine Wohnung sucht oder etwa im Ruhrgebiet. Im Stuttgarter Raum ist heute schon der durchschnittlich verdienende Vier-Personen-Haushalt eines deutschen Facharbeiters in Gefahr, zum Problemfall auf dem Mietwohnungsmarkt zu werden. In Bremen fände derselbe Haushalt vergleichsweise leicht eine familiengerechte Wohnung.

Unter all diesen geradezu klassischen Kriterien, die über eine schlechte Wohnungsverversorgung entscheiden (Schicht-, Standort- und demographische Merkmale), muß die Tatsache, daß auch heute noch die jungen und die kinderreichen Familien zu den typischerweise schlecht Versorgten gehören, besonders ins Auge fallen. Schließlich sollte die Wohnungspolitik von Anfang an gerade den Familien besonders helfen. "Die Schwierigkeiten, eine wunsch- und bedürfnisgerechte Wohnung zu finden, sind für junge Familien in Kernbereichen am größten" (Deutscher Bundestag, 121).

Gemessen an der Norm: pro Person ein Raum (ohne Küche) waren noch 1978 51% aller Vier-Personen-Haushalte und 76 % aller Haushalte mit fünf und mehr Personen unterversorgt. Einpersonenhaushalten standen dagegen 1978 im Durchschnitt drei Räume (einschl. Küche) zur Verfügung (Ulbrich, 19). Mieterhaushalte mit vier und mehr Personen leben in den am schlechtesten ausgestatteten und in den relativ (pro Kopf) kleinsten Wohnungen. Nur bezüglich der besonders familienfreundlichen Bauform des Ein- und Zweifamilienhauses zeigt sich eine bessere Versorgung von Familien. 67,3 % - das ist die höchste Quote - aller Haushalte mit drei Kindern wohnen so. Allerdings sinkt diese Quote bei vier und mehr Kindern auf 61 % (Deutscher Bundestag, Tab. 22, 114).

Die alte Ungleichheit also, nur auf neuem Niveau? Betrachtet man die mittlerweile zahlreichen sozialhistorischen Studien zur "Lage der arbeitenden Klasse" vor dem Ersten Weltkrieg, so erscheinen die Wohnverhältnisse deutscher Arbeiterfamilien heute als unvergleichlich besser. Gegenüber 1900 hat sich die Wohnungsverversorgung so entscheidend verbessert, daß von einem qualitativen Sprung gesprochen werden kann, demgegenüber die These, die alte Ungleichheit bestünde auch heute noch, schief und abstrakt wird. Heute wohnen Arbeiterfamilien zwar im Durchschnitt beengter als Angestellte, Beamte und Selbständige, aber auch Arbeiterfamilien wohnen als Familie in einer eigenen, abgeschlossenen Wohnung und damit nicht grundsätzlich anders als andere soziale Gruppen. Vor 100 Jahren noch war an familiäre Privatheit für die Masse der großstädtischen Arbeiter gar nicht zu denken. 1880 wohnten zum Beispiel 24 % der Wiener Arbeiter beim Arbeitgeber. 30 % wohnten als Aftermieter oder hatten als "Bettgeher" nur ein Bett gemietet, das sie sich umschichtig mit anderen teilten. 45 % der Wiener Arbeiter hatten eine eigene Wohnung (Ehmer, Tab. 2, 139). Aber diese Wohnung war winzig, meist nur Stube mit Küche, und häufig war man gezwungen, Aftermieter und Bettgeher aufzunehmen, so daß

auch, wer eine eigene Wohnung hatte, noch lange kein eigenes Bett haben mußte. Nach einer amtlichen Erhebung in Wien kurz vor dem Ersten Weltkrieg verfügten 58 % aller Personen in den befragten Arbeiterhaushalten über kein Bett für sich allein (Langewiesche, 173). Ein eigener Haushalt in einer eigenen Wohnung lag für viele außerhalb aller Möglichkeiten. So verwundert nicht, daß weniger und später geheiratet wurde. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren in Wien nahezu die Hälfte aller Geburten unehelich (Ehmer, 137). Zwar spricht man seit einiger Zeit von "neuer Wohnungsnot", aber die Wohnungsnot heute ist auf einem Niveau definiert, das vor knapp 100 Jahren für Arbeiter unerreichbarer Luxus war.

5. Neue Wohnformen

5.1 Gründe des Wandels

Der Typus des privaten, kleinfamilialen Konsumentenhaushalts in der abgeschlossenen Wohnung ist in Gesetzen, Förderungsrichtlinien und in den Kategorien der amtlichen Statistik verfestigt, in den subjektiven Präferenzen, wie sie Wohnwunschbefragungen zum Ausdruck bringen, abgesichert und er ist gebaute Realität für die weit überwiegende Mehrheit der Bevölkerung. Ist der qualitative Wandel des Wohnens angesichts dieser Übereinstimmung von Normen, Wünschen und Wirklichkeit an sein Ende gekommen? Ist die Wohnungsfrage nur noch in ihren klassischen, quantitativen Kategorien zu formulieren: Größer, billiger und gerechter verteilt? Die vier Merkmale des Idealtypus modernen Wohnens – die Zweigenerationenfamilie als soziale Einheit, die Trennung von Wohnen und Arbeit, die Polarität von Privatheit und Öffentlichkeit und die individuelle Aneignung durch Kauf oder Miete – haben sich allmählich herausgebildet und in einem Prozeß der Nivellierung von Differenzen zwischen sozialen Gruppen und zwischen Stadt und Land weitgehend durchgesetzt. Aber es bleiben Merkmale eines historisch gewordenen, sozial und nicht anthropologisch-biologisch bestimmten Verhaltens. Als solches wird sich das Wohnverhalten auch weiterhin wandeln. Einige Tendenzen dazu zeichnen sich bereits ab. Sie werden wiederum vorangetrieben sowohl von subjektiven Motiven wie von objektiven Zwängen. So sehr sich der Idealtypus als programmatische Grundlage der Wohnungspolitik und des Wohnungsneubaus vor allem im Hinblick auf die in den 50er und 60er Jahren zentrale Zielgruppe der jungen Familien in den Agglomerationen, angesichts auch der quantitativen Dominanz der

Zwei-Generationen-Familie in Übereinstimmung mit der realen Entwicklung fand, so sehr ist er in sich widersprüchlich und spannungsreich. In ihn eingebettet ist zum einen ein externes (a) und internes (b) Machtgefälle, zum anderen eine innere Widersprüchlichkeit von Wohnbedürfnissen selbst (c).

(a) Mit dem externen Machtgefälle ist die strukturelle Schwäche der Nachfrager bzw. Nutzer gegenüber den Wohnungsproduzenten und Wohnungseignern bezüglich fast aller relevanten Aspekte der Wohnungsversorgung (Wohnungsplanung, Standortentscheidungen, Wohnungsverwaltung usw.) gefaßt. Die Wohnungsversorgung auch in den hochentwickelten Industriegesellschaften ist nach wie vor durch Wohnungsknappheit und damit auch durch eine Dominanz der Produzenten- und Besitzenseite charakterisiert.

(b) Mit dem internen Machtgefälle ist die Tatsache gemeint, daß der Idealtypus die klassische Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau zur Grundlage hat. Der Ehemann als Ernährer muß hinaus ins "feindliche" Berufsleben, die Ehefrau, die in ihrer Funktion als Hausfrau, allenfalls als "Hinzuverdienerin", für die Hausarbeit, für die Erziehung, die Kontinuität des Familienverbandes verantwortlich ist, bleibt auf die Wohnung verwiesen.

(c) Mit der prinzipiellen Widersprüchlichkeit von Wohnbedürfnissen ist die Tatsache gefaßt, daß Wohnen in modernen Gesellschaften einen eigenständigen Bereich darstellt, an den in sich widersprüchliche Anforderungen seitens der Individuen gestellt werden. Diese widersprüchlichen Anforderungen lassen sich charakterisieren zum einen als Wunsch nach Geborgenheit, nach einer beständigen räumlichen und sozialen Heimat, in der man sich zu Hause fühlt, zum anderen als Wunsch nach der Wohnung als Maschine, die die Voraussetzungen für ungehinderte individuelle Entfaltung schafft, von Bindungen und Verpflichtungen, von Haus und Familie entlastet. Zwischen diesen polaren Wünschen muß jede Wohnpraxis einen Kompromiß finden. In diesem Sinne ist auch der Idealtypus als der zeitgemäße, breit konsentiierte Kompromiß zwischen auseinanderstrebenden Anforderungen charakterisierbar.

An allen drei Punkten setzen subjektive Bestrebungen an, Wohnen zu verändern: Partizipation, neue Rolle der Frau, neue Nachbarschaften. Hinzu kommen objektive Notwendigkeiten:

Die Polarisierung von Privatheit und Öffentlichkeit ist ein realer gesellschaftlicher Prozeß, der in der soziologischen Theorie als Prozeß der Emanzipation beschrieben wird (Bahrddt, 1961). Die Kritik an dieser Theorie betonte bislang, daß die Kategorien Privatheit und Öffentlichkeit die Realität einer bürgerli-

chen Schicht beschrieben (Gude). Diese sei nicht die Realität des Proletariats. Gegenüber dieser Kritik von außen (es gibt soziale Gruppen, deren Lebensrealität mit der Polarität Privatheit und Öffentlichkeit überhaupt nicht erfaßt wird) zeigt sich in der feministischen Kritik eine Kritik von innen: Es ist die Perspektive der Frauen, die dieser Polarität unterworfen sind, sie aber nicht als Emanzipation sondern eben als Reduktion ihrer Lebensmöglichkeiten begreifen. Neben dieser verteilungspolitischen Kritik an der ungleichen Teilhabe der Geschlechter an Privatheit und Öffentlichkeit, betont eine zweite Linie der Kritik die Opferrolle der Frau innerhalb dieser Polarität:

Einmal verläuft der Prozeß der Zivilisation schichtspezifisch unterschiedlich. In jenen sozialen Gruppen, in denen er nur unvollständig gelingt, bedeutet die Ausgrenzung eines vor öffentlicher Kontrolle geschützten, uneinsehbaren privaten Bereichs tendenziell die Ausgeliefertheit des Schwächeren (Frauen, Kinder) gegenüber dem Stärkeren. Zum zweiten werden im Prozeß der Zivilisation geschlechtsspezifisch unterschiedliche Rollen verinnerlicht. Für den Mann ist nach außen gerichtete Aggression legitim, weil in der beruflichen Konkurrenz funktional, für die Frau illegitim, so daß erstens eine man könnte übertrieben sagen, sado-masochistische Struktur zwischen Mann und Frau etabliert wird, also Vergewaltigung in den besten Familien noch vorkommt, und zweitens die Frauen ihre Aggressionen nach innen wenden müssen, also nicht nur Opfer der Aggression des Mannes, sondern ihrer eigenen Aggressionen sind (neurotische Verarbeitung).

Schließlich kann der beiden Prozessen (Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit und Trennung von Arbeiten und Wohnen) zugrundeliegende gesellschaftliche Prozeß der Ausdifferenzierung selber zum Gegenstand der Kritik gemacht werden. Soziologische Modernisierungstheorien beschreiben Ausdifferenzierungsprozesse (der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, der sozialen Rollen,...) tendenziell als Prozesse der Emanzipation und der Steigerung der Produktivität. Aus feministischer Perspektive wird eben diese Interpretation von Differenzierungsprozessen kritisiert. Sie erscheinen als emanzipatorische Prozesse nur einem analytischen Denken, das als eigenes Prinzip die Ausgliederung und Präzisierung von Unterscheidungen hat, und daher zwangsläufig gesellschaftliche Prozesse als Fortschritt interpretieren muß, die eben solche Differenzierungen und Unterscheidungen vorantreiben. Aus feministischer Perspektive wird dagegen das betont, was im Zuge solcher Ausdifferenzierungen verlorengelassen oder besser, gefährdet wird, die Idee ganzheitlichen Tuns, gekoppelter Tätigkeiten, der Einheit des Alltags. Die Ausdifferenzierung von

Privatheit und Öffentlichkeit und die Trennung von Wohnen und Arbeiten wird als Entfernung von dieser utopischen Idee der Einheit des Alltags kritisiert, damit mit einem anderen normativen Meßstab beurteilt, als ihn die soziologischen Modernisierungstheorien implizit anlegen.

Quantitative Probleme der Wohnungsversorgung werden heute also nicht nur durch Wanderungsbewegungen oder gar eine Zunahme der Bevölkerung aktualisiert, sondern auch durch qualitative Veränderungen des Wohnverhaltens: Wandel im Verhältnis von Wohnen und Arbeiten, ein experimenteller Lebensstil, für den der Familienhaushalt nur eine von vielen möglichen Lebensformen ist, Veränderungen in der Definition des Verhältnisses von Privatem und Öffentlichem und neue Formen, sich die sozialen und materiellen Bedingungen des Wohnens anzueignen.

5.2 Wohnen, formelle und informelle Arbeit

Das schiefe Bild vom privaten Haushalt als einer Konsumeinheit und der Wohnung als Ort der Erholung von beruflicher Arbeit wird nicht nur durch die feministische Kritik zurechtgerückt, sondern auch durch faktische Entwicklungen. Die in der Wohnung verbliebene Hausarbeit und andere Formen der informellen Arbeit verändern ihre Qualität, ihren Umfang und ihre räumlich-materiellen Voraussetzungen. Die klassische Hausarbeit wird kapitalisiert und professionalisiert. Es zeichnen sich Tendenzen ab, sie innerhalb der Familie gleichmäßiger zu verteilen und insbesondere bei der Kinderbetreuung sie auch haushaltsübergreifend zu organisieren. Markt- und Staatsversagen sowie Wertewandel veranlassen Haushalte ebenso zu mehr Eigenarbeit und Selbsthilfe wie relativ steigende Preise insbesondere bei Dienstleistungen, die Ausweitung der Selbstbedienungskultur, die Vermehrung der berufsarbeitsfreien Zeit und die Entwicklung billiger und leicht handhabbarer Werkzeugmaschinen und Materialien. Ein Großteil dieser informellen Arbeit ist Arbeit in, an und für die Wohnung (Jessen et.al.). Strategien der Sanierung problematischer Wohnsiedlungen setzen ebenso auf eine Aktivierung von Eigenarbeit und Selbsthilfe wie Versuche der Reform sozialer Dienste. In dem Maße wie sich ökologische Techniken beim Bauen, der Ver- und Entsorgung durchsetzen, werden Arbeiten in und an der Wohnung und im Wohnumfeld ebenfalls zunehmen.

Auch im Bereich formeller, beruflicher Arbeit gibt es Tendenzen zu einer Verlagerung in die Wohnung. Dabei dürfte die durch Telekommunikation ermög-

lichte neue Heimarbeit gar nicht so sehr ins Gewicht fallen – man schätzt ihr Potential auf 4 % aller Arbeitsplätze in der BRD (Häußermann/Siebel, 37ff). Wichtiger ist der Bedarf an besonderen Räumen in der Wohnung, der durch verlängerte Ausbildungszeiten, Weiterbildung und Umschulung entsteht.

Neben räumlicher Verlagerung ist auch ein Abbau der strikten zeitlichen Trennung von Wohnen und Arbeiten zu erwarten, wenn sich die Tendenzen zur Erosion des Normalarbeitstages durchsetzen. Schließlich ist an die Bemühungen in der sog. Alternativ-Szene zu denken, Wohnen und Arbeiten zu einer neuen Einheit des Alltags zu verbinden. Zusammengenommen lassen alle diese ökologischen, politischen, technischen, ökonomischen und soziokulturellen Tendenzen erwarten, daß Wohnen und Arbeiten wieder enger räumlich und zeitlich miteinander verflochten sein werden, was weitreichende Konsequenzen für die Organisation des Wohnens haben wird.

5.3 Neue Haushaltstypen

In einem Lehrbuch des Wohnungsbaus wird noch 1973 festgestellt: "...daß nahezu die gesamte Erdbevölkerung in Form von Familien zusammenlebt" (Deilmann u.a., 10). Diese Annahme verliert für fast alle westlichen Industrieländer an Gültigkeit. Die soziale Einheit des Wohnens, der Haushalt, ist immer seltener eine Familie. Es entwickeln sich neue Haushaltstypen (Alleinstehende, unverheiratete Paare, Wohngemeinschaften, Alleinerziehende) neben und anstelle des Familienhaushalts. Die neuen Haushaltstypen sind nicht nur Vor- und Schrumpfformen, also "unvollständige Familien", sondern eigenständige Lebensformen. Darin liegt das Neue an den neuen Haushaltstypen. Mit Ausnahme der Wohngemeinschaften gab es die Wohnformen des Alleinlebens, des Alleinerziehenden und der unverheiratet zusammenlebenden Paare schon immer. Doch waren sie früher weit öfter Ergebnis versagter Möglichkeiten und gescheiterter Hoffnungen als gewünschte Lebensformen.

Die Zahl der Einpersonenhaushalte in der Bundesrepublik ist von 3,2 Mio. in 1950 auf 8,9 Mio. in 1985 gestiegen. Jeder dritte Haushalt ist damit Einpersonenhaushalt. Noch 1970 war es erst jeder vierte. In Großstädten ist die Zwei-Generationenfamilie längst nicht mehr die typische Haushaltsform. Ein- und Zweipersonenhaushalte stellen in Bremen 70 %, in Berlin 80 %, in Stockholm 90 % aller Haushalte. 1982 waren erst gut 40 % der Hamburger Haushalte Einpersonenhaushalte, heute 1989 sind es in Berlin, Hamburg, München,

Düsseldorf und Stuttgart bereits um die 50 %. Für das Jahr 2000 rechnet man in Hamburg mit 56 % Einpersonenhaushalten. Dabei ist entscheidend, daß dieser Zuwachs vor allem von Jüngeren getragen wird. Nach Berechnungen des statistischen Landesamts der Stadt Hamburg beruhte die Zunahme der Einpersonenhaushalte in Hamburg zwischen 1961 und 1977 fast ausschließlich auf Änderungen des Verhaltens, nicht auf der steigenden Lebenserwartung (Spiegel, 170).

Alleinleben heißt häufig, mit einem Partner zusammenzuleben, aber in getrennten Wohnungen. So allein leben die Singles also keineswegs und ihre Zahl ist auch nicht so gewaltig, wie die Statistik der Einpersonenhaushalte auf den ersten Blick nahelegen scheint. Schließlich werden auch die Mitglieder von Wohngemeinschaften und unverheirateten Paaren statistisch nur als Einpersonenhaushalte sichtbar. Die Zahl der unverheiratet zusammenlebenden Paare hat sich in der Bundesrepublik von 136.500 1972 auf 516.050 1982 fast vervierfacht. 1985 zählt eine Emnid-Umfrage schon 1,2 Mio. (Nave-Herz). Ähnlich ist der Anteil der unverheiratet Zusammenlebenden an der Gesamtzahl der Paare in den USA von 1,7 % auf 4,0 % (von 523.000 auf 1.891.000) zwischen 1970 und 1983 gestiegen. In Dänemark und Schweden sind 10 bis 15 % aller zusammenlebenden Paare unverheiratet (Spiegel).

Wohngemeinschaft wird von Spiegel (132) definiert als "gemeinsamer Haushalt von mindestens drei Erwachsenen mit oder ohne Kinder, die in der Regel nicht miteinander verwandt sind." Dieser Haushaltstyp ist am eindeutigsten neu. Es gibt ihn erst seit Ende der 60er Jahre. Allerdings sind die anfänglich damit verknüpften politischen Absichten weitgehend in den Hintergrund getreten. Mit ihrer Entpolitisierung oder Banalisierung von der Kommune zur Wohngemeinschaft hat sich deren Zahl stetig vermehrt. Die verschiedenen Schätzungen kommen auf 200.000 bis 450.000 Personen in Wohngemeinschaften für 1980. Davon sind mehr als die Hälfte Studenten.

Diejenigen, die heute in neuen Haushaltstypen wohnen, gehören z.T. der sog. 68-iger Generation an, zum Teil sind es Studenten. Dennoch dürfte es sich um mehr als um eine vorübergehende Mode handeln. Im Wohnungsmarkt großer Städte zumindest stellen die neuen Haushaltstypen bereits heute eine relevante Größe dar. Die Zahlen und die vermutbaren Ursachen (Wohlstand, Wertewandel, Liberalisierung gesetzlicher Bestimmungen) deuten längerfristige Trends an. Allerdings liegen dazu noch wenig gesicherte Ergebnisse vor.

Die Kernfamilie hat sich im Zuge einer Spezialisierung der Familie auf emotional-expressive Bedürfnisse gegenüber den sehr viel stärker ökonomisch geprägten Funktionen des "Ganzen Hauses" ausdifferenziert. Diese Ausdifferenzierung setzt sich fort in eine "funktionale Spezialisierung" (Nave-Herz, 1988, 67) von Haushalten auf sehr heterogene Ansprüche verschiedener Alters-, Berufs- und Normgruppen. Dabei wächst die Zahl derer, die in einer Art experimenteller Wohnbiographie verschiedene Gesellungsformen ausprobieren.

Wohnungsbestand und Wohnungspolitik sind noch zu sehr geprägt durch die Orientierung auf familiengerechtes Wohnen. Diese Starre gegenüber der zunehmenden lebenszyklischen Variation des Wohnverhaltens schafft neue Engpässe auf dem Wohnungsmarkt. Die Wohnwünsche der neuen Haushaltstypen scheinen sich teilweise erheblich von denen der Familienhaushalte zu unterscheiden. Im Gegensatz zu diesen konzentrieren sie sich überwiegend auf innerstädtische Standorte. Gewünscht werden große Wohnungen mit möglichst neutralen Grundrissen und in einem Haus, dessen übrige Wohnungen von Freunden bewohnt sind (Spiegel), also eine abgetrennte Privatsphäre innerhalb einer befreundeten Nachbarschaft. Ein entsprechendes Wohnungsangebot existiert im Mietbereich überhaupt nicht, im Eigentumsmarkt nur sehr begrenzt.

5.4 Individuierung und neue Nachbarschaft

Zwar gibt es auch hierzu keine Zahlen, aber doch einige Anzeichen, wonach sich die Grenzen zwischen privatem und öffentlichem Bereich teilweise in die Wohnung verschieben und zugleich nach außen hin durchlässiger werden. Einerseits werden innerhalb der Wohnungen die Lebenssphären der Haushaltsmitglieder stärker gegeneinander abgegrenzt. Auch in der Wohnung des traditionellen Familienhaushaltes deutet sich damit eine Individuierung (Beck) an, die in der rasanten Zunahme der Einpersonenhaushalte ihren deutlichen Ausdruck gefunden hat. Andererseits zeigt sich in neuen Wohnformen wie Wohn- und Hausgemeinschaften und vor allem in den 70er Jahren gebauten Wohnexperimenten eine teilweise weitgehende Öffnung der privaten Sphäre gegenüber einer allerdings sehr umgrenzten Nachbarschaft. Gewohnte Scham- und Peinlichkeitsschwellen werden gesenkt. Der Kodex der psychologischen und physischen Intimität lockert sich (Sennett).

Es entwickeln sich Formen inszenierter Nachbarschaften auf der Ebene von Hausgemeinschaften und Häusergruppen. Im Kern handelt es sich um eine bewußte Organisation sozialer Netze, sowohl um bestimmte Haushaltsfunktionen gemeinschaftlich zu erledigen (Kinderbetreuung, Kochen, Lebensmittelkooperative...), als auch um Isolation und Anonymität zu durchbrechen. Praktische Überlegungen (Entlastung der berufstätigen Frau durch Kooperation im Wohnbereich) und das Interesse an engerer Kommunikation greifen ineinander. Die neuen Nachbarschaften könnten so ein funktionales Äquivalent für die sich ausdünnenden sozialen Netze auf Basis der Verwandtschaft bilden. Allerdings geht dieses Durchlässigwerden der Grenzen zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit einher mit einer Tendenz zur sehr genauen Selektion der Nachbarn. Je mehr und je Privateres man mit ihnen teilt, desto wichtiger wird die Übereinstimmung auch in den feineren Verästelungen des alltäglichen Lebens.

5.5 Planungspartizipation, Mietermitbestimmung, Gemeinschaftseigentum

Die hohe Attraktivität des Eigenheims beruht zu einem gewichtigen Teil auf den mit dem Privateigentum gewährleisteten Verfügungsmöglichkeiten über die Bedingungen des Wohnens. Das allmähliche Verschwinden der teilweise rigiden Hausordnungen (Gleichmann 1979), wie sie heute noch in Werkssiedlungen zu finden sind, der Ausbau des Mieterschutzes, die Ansätze zur Partizipation der Bewohner bei der Planung von Neubau- und Modernisierungsmaßnahmen und zur Mietermitbestimmung (Mieterbeiräte, Mieterselbstverwaltung) bezeichnen Tendenzen, Verfügungsmöglichkeiten der Nutzer auch außerhalb des privaten Eigentums zu stärken.

Die Polarität von Mieter und Hauseigentümer wird aber nicht nur durch partizipative Strategien abgebaut. Es gibt auch Anzeichen für eine Renaissance gemeinschaftlichen und genossenschaftlichen Eigentums. Sie entspringt u.a. dem Versuch, Lösungen zu finden für eine spezifische Ambivalenz in den Wohnwünschen neuer Haushaltstypen: Sie suchen selbstbestimmte Wohnbedingungen, Kooperation und kommunikative Nähe, zugleich aber auch Unverbindlichkeit. Wohnen zur Miete ermöglicht Unverbindlichkeit, damit eine Voraussetzung für jenen experimentellen Lebensstil, dem eine bestimmte Wohnform nur als eine Möglichkeit unter anderen gilt. Aber das Mietverhältnis bedeutet Abhängigkeit vom Vermieter und äußerst beschränkte Möglichkeiten, die sozialen (Nachbarschaft) und materiellen Wohnbedingungen selber zu bestimmen.

Eigentum eröffnet solche Chancen, aber zum Preis hoher, teilweise langfristiger Verbindlichkeiten (Abzahlungsverpflichtungen, Risiko des Kapitalverlusts bei Auszug). Die neuen Haushaltstypen könnten also auch dazu beitragen, daß Verfügungsformen jenseits von individuellem Kauf und Miete wieder verstärkt entwickelt werden.

Über lange Zeit haben sich Wohnen und Familie aufeinander zubewegt, bis die soziale Einheit des Wohnens, der Haushalt, wie selbstverständlich mit Familie assoziiert wurde. Jetzt beginnen sie wieder auseinanderzutreten, so wie es auch früher neben Familien sehr unterschiedliche Haushaltsformen gegeben hat (Köster, Stifte, Kollegien, Herbergen...). Ähnlich wandeln sich auch die funktionalen (Wohnen-Arbeit), sozialpsychologischen (Öffentlichkeit-Privatheit) und verfassungsrechtlichen (Miete-Eigentum) Merkmale des Idealtypus modernen Wohnens. Zwar sind diese Tendenzen unterschiedlich stark ausgeprägt. Auch sind sie ein Phänomen vor allem der großstädtischen, häufig akademisch gebildeten Mittelschicht. Aber sie belegen, daß sich Wohnen nach einer langen Phase der Nivellierung weiter wandelt in Richtung auf wieder vielfältigere Differenzierung.

Literatur

- Bahrddt, Hans Paul: "Wohnbedürfnisse und Wohnwünsche". Die Stadt in der Bundesrepublik Deutschland; Hg. Wolfgang Pehnt; Stuttgart 1974
- ders.: Die moderne Großstadt; Hamburg 1961
- Beck, Ulrich: Auf dem Weg in die Risikogesellschaft; Frankfurt 1986
- Deilmann, Harald, Kirschenmann, J.C., Pfeiffer, H: Wohnungsbau. Nutzertypen, Grundrißtypen, Wohnungstypen, Gebäudetypen; Stuttgart 1973
- Deutscher Bundestag 10. Wahlperiode Drucksache 10/6145. Die Situation der älteren Menschen in der Familie – Vierter Familienbericht. Bericht der Sachverständigenkommission der Bundesregierung
- Deutscher Werkbund (Hg.): Neue Ansätze im Wohnungsbau und Konzepte zur Wohnraumerhaltung, Bd. I Darmstadt 1981. Bd. II Darmstadt 1982
- Ehmer, Josef: "Wohnen ohne eigene Wohnung. Zur sozialen Stellung von Untermietern und Bettgehern"; Wohnen im Wandel, Hg. Niethammer, Lutz; Wuppertal 1979
- Ellas, Norbert: Die höfische Gesellschaft; Neuwied/Berlin 1969
- Familie und Wohnen. Gutachten des wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen beim Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit. Schriftenreihe Bd. 20; Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1975
- Gleichmann, Peter: "Wandlungen im Verwalten von Wohnhäusern". Wohnen im Wandel; Lutz Niethammer (Hg.); Wuppertal 1979
- ders.: "Wandel der Wohnverhältnisse, Verhäuslichung der Vitalfunktionen, Verstädterung und siedlungsräumliche Gestaltungsmacht"; Zeitschrift für Soziologie, 5. Jg. 1976
- Gude, Sigmar: Der Bedeutungswandel der Stadt als politischer Einheit; in: H. Korte (Hg.): Zur Politisierung der Stadtplanung; Düsseldorf 1971
- Häußermann, Hartmut und Petrowsky, Werner: Lebenszyklus, Arbeitslosigkeit und Hauseigentum; Zwischenbericht Bremen 1987
- Herlyn, Ulfert, von Saldern, Adelheid, Tessin, Wulf (Hg.): Neubaусiedlungen der 20er und 60er Jahre; Frankfurt/New York 1987
- Häußermann, Hartmut und Siebel, Walter: Neue Urbanität; Frankfurt/M. 1987
- Jessen, Johann, Siebel, Walter, Siebel-Rebell, Christa, Walther, Uwe-Jens, Weyrather, Irmgard: Arbeit nach der Arbeit. Wertewandel und Industriearbeit; Opladen 1988
- Kaufmann, Franz-Xaver: Sicherheit als soziologisches und sozialpolitisches Problem; Stuttgart 1973
- Langewiesche, Dieter: "Politische Orientierung und soziales Verhalten"; Wohnen im Wandel; Niethammer, Lutz, (Hg.); Wuppertal 1979
- Lutz, Burkart: Der kurze Traum immerwährender Prosperität; Frankfurt/New York 1984

- Mitterauer, Michael: "Der Mythos von der vorindustriellen Großfamilie"; Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur; Rosenbaum, Heidi, (Hg.), Frankfurt/M. 1978
- Naumann, Friedrich: "Wohnideale". Ders.: Werke Bd. 6; Opladen 1964
- Nave-Herz, Rosemarie: "Kontinuität und Wandel von Ehe und Familie". Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland; Nave-Herz, Rosemarie, (Hg.), Stuttgart 1988
- Niethammer, Lutz: "Einleitung". Wohnen im Wandel; Niethammer, Lutz, (Hg.), Wuppertal 1979
- ders.: "Wie wohnten Arbeiter im Kaiserreich?" Archiv für Sozialgeschichte Jg. 1976
- Pahl, Ray: Divisions of Labour; Oxford 1984
- Pfeil, Elisabeth: Die Familie im Gefüge der Großstadt; Schriftenreihe der Gesellschaft für Wohnungs- und Siedlungswesen e.V.; Hamburg 1965
- Riehl, W.H.: Die Naturgeschichte des Volkes. I. Bd.: Land und Leute; Stuttgart/Tübingen 1954
- Schäfer, Heiner: "Soziale Determinanten der Wohnungsnutzung". Wohnen zur Miete; Brech, Joachim, (Hg.), Weinheim/Basel 1981
- Schröter, Albrecht: Wohneigentum durch Kauf und Erbschaft. Ergebnisse der 1 % Wohnungsstichprobe 1978. Bundesbaublatt 9/1980, 553-555
- Sennett, Richard: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität; Frankfurt 1986
- Siebel, Walter: "Überlegungen zum bedürfnisgerechten Planen". Wohnen; Roscher, Volker, (Hg.), Hamburg 1983
- Spiegel, Erika: Neue Haushaltstypen; Frankfurt/New York 1986
- Stahl, Gisela: "Von der Hauswirtschaft zum Haushalt oder wie man vom Haus zur Wohnung kommt". Wem gehört die Welt. Kunst und Gesellschaft in der Weimarer Republik; Neue Gesellschaft Bildende Kunst, (Hg.), Berlin 1977
- Statistisches Bundesamt Wiesbaden (Hg.): Das Wohnen in der Bundesrepublik Deutschland, Ausgabe 1981; Stuttgart/Mainz 1981
- Ulbrich, Rudi: "Die Wohnungsversorgung im Spiegel der Statistik". Wohnen zur Miete; Brech, Joachim, (Hg.), Weinheim/Basel 1981
- Vaskovics, Laszlo A.: "Veränderungen der Wohn- und Wohnumweltbedingungen in ihren Auswirkungen auf die Sozialisationsleistung der Familie". Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland; Nave-Herz, Rosemarie, (Hg.), Stuttgart 1988
- Voesgen, Hermann: Bedürfnis und Widerspruch; Frankfurt/Bern/New York 1987
- Young, M. and P. Willmott: Family and Kinship in East London; London 1956
- Zinn, Hermann: "Entstehung und Wandel bürgerlicher Wohngewohnheiten und Wohnstrukturen". Wohnen im Wandel; Niethammer, Lutz, (Hg.), Wuppertal 1979

Zwei Schritte vor – einen zurück ...

Zum Wandel des Wohnens aus der Sicht von Frauen

	Seite
Einleitung	52
A. Frauen und Räume – Zur Geschichte der Frauen in der Raumnutzung	61
1. Die Entwicklung zweier Welten – 'drinnen' und 'draußen'	62
1.1 Der Verlust von Räumen für die Frauen – Eingrenzungen	63
1.2 Die Polarisierung der Räume – Männerwelt und Frauenwelt	66
2. Das Verhältnis der Frauen zum Raum 'drinnen'	68
3. Das Verhältnis der Frauen zum Raum 'draußen'	76
4. Fazit: "Kein Ort. Nirgends"	77
B. Theorien zum 'modernen' Wohnen – Eine Kritik daran	79
1. Die Trennung von "Wohnen" und "Arbeiten"	80
1.1 Zur Kritik einer unvollständigen Trennung beider Bereiche	81
1.2 Zur Kritik einer ungleichen Verteilung beider Bereiche	82
1.3 Zur Kritik der ideologischen Funktion dieser Theorie	83
2. Die Trennung von "Privatheit" und "Öffentlichkeit"	84
2.1 Zur Kritik der ungleichen Teilhabe an beiden Sphären	85
2.2 Zur Kritik des schlechten Zusammenspiels beider Sphären	86
2.3 Zur Kritik eines Denkens in Polaritäten	88
3. Ausblick	89
C. Der Idealtypus 'modernen' Wohnens – Eine unsinnige Variante für das Leben der Frauen	91
1. Die baulich-räumliche Dimension – Ausgrenzung und Isolation	93
2. Die soziale Dimension – Beschränkung auf Familie	95
3. Die funktionale Dimension – Verdrängung von Arbeit	97
4. Die rechtlich-ökonomische Dimension – Erschwerte Aneignung	99
5. Ausblick	102

D.	Veränderte Wohnformen: Wohnprojekte - ein besseres Wohnen für Frauen ?	103
I.	Gemeinschaftliches Wohnen - ein geschlechtsneutrales Wohnbedürfnis? Befunde aus den Wohnbiographien der Bewohnerinnen	106
	1. Lebensphase	106
	2. Initiative	108
	3. Wohnstationen	110
	4. Motive für den Einzug	112
	5. Wohnzukunft	115
	6. Fazit	116
II.	Weniger Arbeit - mehr Vergnügen für Frauen in Wohnprojekten ? Veränderungen im Verhältnis von Wohnen und Arbeiten	118
	1. Wohnprojekte und Hausarbeit	118
	1.1 Arbeitsteilung ? - Die "neuen" Männer sind rar	120
	1.2 Standardsenkungen ? - Bilder aus "schöner Wohnen"	124
	1.3 Marktförmige Hilfen ? - Ein "el dorado" für Haushaltshilfen	125
	1.4 Gemeinsame Hausarbeit ? - Das Dilemma der Frauen	127
	1.5 Baulich-räumliche Veränderungen	137
	2. Wohnprojekte und Berufsarbeit	147
	2.1 Wohnprojekte - Ein Magnet für berufstätige Frauen	148
	2.2 Wohnbereich als Arbeitsplatz - 'Neue' Heimarbeit der Frauen	156
	2.3 Gemeinschaftliches Wohnen und Berufsarbeit - Gratwanderungen	159
	2.4 Baulich-räumliche Veränderungen	161
III.	'Ein Zimmer für sich allein' für Frauen in Wohnprojekten ? Veränderungen im Verhältnis Privatheit - Öffentlichkeit	169
	1. "Selbstgewählte Nachbarschaft" - ein neuer Puffer	170
	1.1 Kontrollierte Teilöffentlichkeit - das Wohnen dringt nach 'draußen'	175
	1.2 Kommunikation - die Vernetzung von Sozialkontakten	176
	2. Die Familien - Öffnung nach 'draußen'	180
	2.1 Öffnung der Privatheit - Wertewandel oder Zwangsphänomen	184
	2.2 Schutzmechanismen - Regeln, Rituale, Fingerspitzengefühl	185
	3. Die Individuen - Abgrenzung	187
	3.1 Individualbereiche - Konkurrenz zwischen Männern und Frauen	190
	3.2 Persönliche Zimmer - Folge veränderter Raumkonzepte	192
	3.3 Das Dilemma der Frauen	195

IV.	Wem gehört das Wohnen – wer verwaltet und bestimmt in Wohnprojekten?	198
	Veränderungen im Bereich der Aneignung	
	1. Die rechtlich ökonomische Aneignung	199
	2. Die soziale Aneignung	202
	Zusammenfassung und Schlußfolgerungen	207
	Anmerkungen	216
	Literaturverzeichnis	224

Einleitung

"Nur das, wofür wir keine Sinne
haben, ist uns verloren."
(Christa Wolf, 1979, S. 104)

Unser heutiges 'modernes' Wohnen ist nicht nur Wohnform, sondern Wohninhalt und Lebensmodell zugleich. Alle Dimensionen unseres Wohnens erscheinen als so selbstverständlich und natürlich - Grundrisse, Privatheit, Familie, Eigentum - , daß man darüber leicht das Fragen vergißt, wie und warum das alles so gekommen ist. Das Wohnen ist uns so nahe, daß wir es schon gar nicht mehr erklären müssen.

Immer dann, wenn wir das Wohnen doch fassen wollen, entschwindet es in die unterschiedlichsten Teildisziplinen.

Der Inhalt des Wohnens wird Gegenstand der Familienforschung (ROSENBAUM 1982, BECK-GERNSHEIM 1980, OSTNER/PIEPER 1980 u.a.) bzw. der Hausarbeit (KITTLER 1980, AUTORINNENKOLLEKTIV 1981, KONTOS 1979, OSTNER/WILLMS 1982 u.a.) oder taucht auf in Abhandlungen zum Phänomen des 'Privaten' in unserer Gesellschaft. (HAUSER 1987, auch OSTNER/PIEPER 1980, SICHTERMANN 1986). Hinzu kommen Arbeiten der Wohnbedürfnisforschung (BAHRDT 1974, FLADE 1987, zur Kritik an der Wohnbedürfnisforschung siehe BREDE/SIEBEL 1978, VOESGEN 1987).

Die Form des Wohnens dagegen wird verhandelt in Architekturdiskussionen (LE CORBUSIER, ROSSI U.V.A.) oder in ökonomischen Analysen des Wohnungsbau- es (HERLYN/HERLYN 1976, GLATZER 1980, PETZINGER/RIEGE 1981, LANGE/SCHNEIDER 1983).

Die Arbeiten, die sich in jüngerer Zeit das 'Wohnen' selbst zum Thema nehmen, gehören drei unterschiedlichen Fraktionen an.

Da gibt es einerseits die eher verbissene Verteidigung des Traditionellen, die Rückbesinnung auf Vergangenes und die Klage "Über den Verlust an Behaglichkeit" unseres heutigen Wohnens (RYBCZYNSKI 1987).

Da gibt es andererseits den fast beschwörenden Ruf nach einer "Befreiung des Wohnens" (HACKELSBERGER 1983, auch GIEDEON 1985, Erstauf. 1929) "aus den Zwängen sinnloser Perfektion" , oder die gleichsam pädagogischen Aufrufe "Wohnen lernen" (ANDRITZKY/SELLE 1983), die den Boden für ein zukünftiges "Anderes Wohnen" (KORCZAK 1985) bereiten sollen.

Und drittens gibt es schließlich jene zaghaften, aber gleichwohl auch umfangreichen Versuche einer Annäherung an das "Wohnen", in Form eines Readers mit unterschiedlichsten Beiträgen zur "Planung, Politik und Ökonomie eines alltäglichen Lebensbereiches" (ROSCHE 1983, DIRISAMER / FIGLHUBER / UHL 1984) oder mit dem Ziel eines Überblicks über die "Soziologie des Wohnens" (BRECKNER/SCHAUBER/SCHMALS 1982).

Mit der vorliegenden Arbeit wird ein anderer Weg beschritten. Sie ist der Versuch, Form und Inhalt des Wohnens zusammenzudenken und sich diesen alltäglichen Lebensbereich in seiner Bedeutung für das Geschlechterverhältnis zu erschließen.

Erst in jüngerer Zeit sind Teilbereiche des Wohnens aus einer feministischen Perspektive heraus analysiert worden. Da gibt es einmal jene Arbeiten, die vor allem die räumliche Dimension des Wohnens und die Behinderung des weiblichen Lebenszusammenhangs in der Vordergrund stellen (WAHRHAFTIG 1985). Im Zentrum anderer Arbeiten (TERLINDEN/DÖRHÖFER 1985) steht insbesondere die Kritik am "männlichen Blickwinkel" bei Planung und Bau von Wohnungen und Wohnumwelt, oder an der Architektur selbst (ERLEMAN 1981, KENNEDY 1979).

Hinzu kommen Untersuchungen, die die Benachteiligungen von Frauen in einer von Männern gebauten Umwelt dokumentieren (NAUMANN 1985, GENSCH/ZIMMER 1981). Ergänzend gibt es schließlich vielfältige Wohnerfahrungsberichte einzelner Frauen, z.B. über ihre Benachteiligungen auf dem Wohnungsmarkt bei der Wohnungssuche, die jedoch weniger in der Fachliteratur selbst (HENNINGSEN 1985) präsentiert werden.

Bei all diesen Arbeiten bleiben jedoch Fragen offen:

Wie ist die geschichtliche Ausformung des Wohnens für die Frauen zu bewerten ?

Sind jene Theorien, die unser heutiges Wohnen zu erklären suchen auf der Basis dieser Geschichte akzeptabel für Frauen ?

Welche Dimensionen charakterisieren das 'moderne' Wohnen von heute und zeigt sich dabei in allen Bereichen gleichermaßen eine Benachteiligung von Frauen ?

Sind die mehr und mehr entstehenden anderen Wohnmodelle eine wirkliche Alternative für das Wohn-Leben der Frauen ?

Im Zentrum der Auswertung des empirischen Materials standen daher vier Fragen:

- Welche Veränderungen zeigen die Wohnexperimente in ihrer funktionalen Dimension ? Verbessern sich in diesem Wohnen die Voraussetzungen für formelle und informelle Arbeiten der Frauen ?

- Welche Veränderungen zeigen sich in der sozialen bzw. eher sozialpsychologischen Dimension der Wohnprojekte? Gewinnen die Frauen innerhalb des Wohnens neue persönliche Entfaltungsbereiche? Werden sie unabhängiger vom Zugriff der Familie?
- Welche Veränderungen zeigen sich in der rechtlich-ökonomischen Dimension dieses Wohnens? Gelingt es den Frauen sich ihr Wohnen "anzueignen"?
- Und schließlich sollte erforscht werden, ob sich gleichsam als materielles Substrat solcher Veränderungen auch neue Facetten in der baulich-räumlichen Dimension dieses Wohnens ergeben.

Die zentrale These dieser Arbeit ist, daß unser 'modernes' Wohnen in allen seinen Dimensionen nicht geschlechtsspezifisch neutral ist - es nie war. 'Modernes' Wohnen heute scheint mehr denn je in der Lage, männliche Lebenszusammenhänge zu stützen und zu befördern, weibliche Lebenszusammenhänge dagegen zu diskriminieren und alternative Entwürfe hierzu erst gar nicht zuzulassen.

Auf der Basis einer solchen These können die sich abzeichnenden Veränderungen im Wohnen (neue Haushaltstypen, Wohnexperimente) nicht mehr nur allein unter dem Aspekt einer gleichsam geschlechtsneutralen und möglicherweise nur vorübergehenden Nachfrage auf dem Wohnungsmarkt interpretiert werden. Vielmehr sind solche Veränderungen auch Ausdruck einer immer offener zutage tretenden Diskrepanz in der Funktionalität 'modernen Wohnens' für die Geschlechter.

Ziel dieser Arbeit ist es, einen Baustein zu liefern, damit das Geschlechterverhältnis als eine eigenständige und strukturierende Größe in die neu entfachten Diskussionen um die neue und doch so alte WohnungsNOT (siehe z.B. ARCH + 99/1989) und in den fachlichen Disput um ein "Wohnen in der Zukunft" (z.B. EUROPAN, WOHNEN 2000) eingebracht werden kann.

Zum Aufbau der Arbeit

Unser Wohnen ist nicht statisch, es war nicht immer so, wie wir es heute kennen. Ein geschichtlicher Rückblick zeigt auf, wie sich das Wohnen als ein eigenständiger, abgegrenzter Lebensbereich herauschälte und welches Verhältnis die Frauen zu den entstandenen polaren Welten 'drinnen' und 'draußen' entwickeln mußten. (Kapitel A)

Im wesentlichen versuchen zwei Theorien diese Aufspaltung der Lebenswelten und damit die Herausbildung des Wohnens zu erklären.

Einmal wird unter Betonung ökonomischer Aspekte das 'Wohnen' als Ergebnis einer fortschreitenden Entwicklung der Produktivkräfte gesehen. WOHNEN vs. ARBEITEN sind dabei die zentralen Denkkategorien.

Zum anderen wird das Wohnen als Ergebnis einer sich in unterschiedlichen Sozialformen aufdifferenzierenden Gesellschaft interpretiert, bei der sich Individuum und Gesellschaft gleichsam in einem Spannungsverhältnis zueinander befinden. Die entstandenen polaren Lebenssphären werden hier mit den Begriffen **ÖFFENTLICHKEIT** vs. **PRIVATHEIT** gefaßt, wobei das 'Wohnen' gleichsam zum Synonym des privaten Lebensbereiches wird.

Beide Erklärungsansätze weisen unter Berücksichtigung des Geschlechterverhältnisses durchaus problematische Aspekte auf. (Kapitel B)

Doch obwohl die Geschichte des Wohnens auf Herrschaftsverhältnisse verweist und obwohl die theoretische Basis Defizite aus feministischer Perspektive in sich birgt, haben sich insbesondere die planenden Instanzen zum Verwalter eines Denkens gemacht, das letztendlich bis heute den Siegeszug eines einzigen Wohnmodelles stützt. Unser 'modernes' Wohnen entpuppt sich als ein Resultat der permanenten Ausblendung von Wohn-Alternativen und kann im Sinne eines 'Idealtypus' anhand von vier Dimensionen charakterisiert werden. In seiner baulich-räumlichen, seiner sozialen, funktionalen und schließlich auch rechtlich-ökonomischen Dimension erweist sich unser 'modernes' Wohnen als eine Gussform, die das bestehende ungleiche Geschlechterverhältnis zum Nachteil der Frauen zementiert und gleichsam immer wieder reproduzieren will. (Kapitel C)

In jüngster Zeit werden weiter fortschreitende Aufdifferenzierungsprozesse in unserer Gesellschaft immer deutlicher (siehe dazu z.B. NOVY 1989). Gesprochen wird von einem 'Wertewandel', von 'neuen Lebensstilen' und 'Individualisierungsprozessen'. Im Gefolge davon scheinen sich an den Rändern des Idealtypus 'modernen' Wohnens neue und veränderte Wohnformen zu entwickeln. Einen breiten Raum nehmen dabei in den Diskussionen die 'Wohnexperimente' ein, wobei vielfach Gruppen gemeinsam versuchen, ihre Wohninteressen aktiv umzusetzen. Schlagworte wie 'neue Nachbarschaften', 'gemeinschaftliches Wohnen', 'lebendiges Wohnen' u.v.a., sollen darauf verweisen, daß es sich bei diesen Modellen um eine Abkehr vom bislang dominierenden 'modernem' Wohnen handelt. In der Fachwelt werden sie zumeist als ein Zeichen des Neuen und Alternativen bewertet.

Im Hauptteil der Arbeit und anhand einer empirischen Untersuchung soll es deshalb darum gehen, diese veränderten Wohnformen auf ihren emanzipatorischen Gehalt für das Leben der Frauen hin zu untersuchen. Dieses 'andere' Wohnen wird in jenen Dimensionen einer Prüfung unterzogen, die unser bislang dominierendes Wohnen kennzeichnen.

So kann einerseits erfaßt werden, ob sich wirklich grundlegende Veränderungen in den neu-entstehenden Wohnmodellen abzeichnen. Es kann andererseits aber auch bewertet werden, ob diese Wohnformen bereits als eine positive

Wohn-Alternative für die Frauen gelten können oder ob es ein Wohnen ist, das vielleicht einmal mehr – nur in anderem Gewand – das ungleiche Geschlechterverhältnis zementieren hilft. (Kapitel D)

Die empirische Basis

Die empirische Basis der Arbeit (Kapitel D) besteht aus 50 qualitativen Interviews mit Bewohnerinnen aus unterschiedlichen Wohnexperimenten in der BRD, der Schweiz und Österreich (durchgeführt 1987), wobei 6 der Bewohnerinnen kurz nach ihrem Auszug aus ihrem Wohnprojekt befragt wurden. Hinzu kamen Grundrißanalysen, eine Begehung der Wohnprojekte sowie ExpertInnengespräche.

Was ist unter Wohngruppenprojekten zu verstehen?

Bei den ausgewählten Wohnexperimenten handelt es sich um Wohnmodelle, bei denen Paare (teilweise auch Alleinerziehende) mit Kindern bewußt nicht alleine, d.h. als Kleinfamilie und völlig separat wohnen wollen, sondern mit anderen einen gemeinschaftlichen Wohnkontext anstreben, der allerdings unterschiedliche Ausformungen erfahren kann.

Dieses auf Gemeinschaft und auf eine neue Form von Nachbarschaft ausgerichtete Wohnmodell hat sich in den letzten Jahren mehr und mehr etabliert. Da gibt es einmal die eher organischen Wohngruppen, wobei sich oftmals sehr viele Familien zusammenschlossen und durch ihre Neubauten die Aufmerksamkeit der Fachöffentlichkeit auf sich zogen (siehe hierzu vor allem die Veröffentlichungen des WOHNBUNDES). Diese Entwicklung setzt sich auch heute noch fort.

Gerade in den letzten Jahren entsteht noch eine weitere Variante an Wohnexperimenten, die jedoch vielfach den Blicken der Fachwelt entgangen ist. Gemeint sind Hausgemeinschaften mit nur wenigen Familien, die Altbauten für ein gemeinsames Wohnen umnutzen.

Warum wurden Wohngruppen und Hausgemeinschaften ausgewählt?

Wohnexperimente, als eine vom dominierenden 'modernen' Wohnen abweichende Wohnform, gewinnen offenbar zunehmende Bedeutung, was insbesondere im Falle der Hausgemeinschaften ein Blick in die Rubrik 'Wohnungsgesuche' von Zeitungen bestätigt.

Wohnungssuche

Verbleibend Zimmer in Frauen-WG/HG gesucht, mögl. auf dem Land, dringend. Tel. [redacted]

Kl. Haus/Wohnung mit Garten, auf dem Land zw. HB/HH/Nienburg, mögl. freistehend, gesucht v. Regina, Tel. [redacted] / [redacted] rufe zurück

Suche ruhiges, billiges Zi. in WG o. 1-2 Zi.-Whg., ab sofort, Findorf, Walle, Gröpelingen o. Viertel. Tel. 0541 / 29 873 (Rückruf) nach Benjamin fragen. Ch. 03187

Wir: w (27) + m (28), ab September mit Baby, suchen Hausgemeinschaft (mit Kindern), um in Dreisamkeit nicht zu vereinsamen. Tel. [redacted]

Frau, 21, sucht zum 1.6.88 (oder später), ruhige 2 Zi.-Wohnung, möglichst mit Garten oder Balkon oder Hausgemeinschaft. Tel. [redacted]

Wie (33 J.) und Sohn (Benjamin, 8 M.) wollen nach Bremen ziehen und suchen 2 Zi. in netter, kinderfreundlicher WG oder Kontakt mit anderer alleinstehender Mutter zwecks gemeinsamer Wohnungssuche. Tel. in Marburg [redacted]

Frau, 23 + Kater, sucht schneekaltes, ruhige und nicht zu kleine 2 Zi.-Whg. in sterlisier HG ab 15.5.88 (Horn - Viertel). Tel. [redacted] ab 21 Uhr

Student, 26, sucht Zimmer in einer netten WG in Bremerhaven bis ca. 260,- DM incl. Tel. [redacted]

Frau (28 J.), berufstätig, sucht großes, helles Zimmer in WG/HG zum 1.6./1.7. Tel. [redacted]

Ich suche schöne, helle Wohnung für mich und meine Tochter in Hausgemeinschaft mit Kd. od. Kindern + Gartenbenutzung. Frau, 35 J./Kd. 4 J. Tel. [redacted]

2 Frauen (30, 33) mit 2 Kindern suchen zum 1.3./1.4. Haus od. Whg. m. Garten. M.L. Rudolph, Brückenstr. 39, 6082 Mörfelden-Walldorf. Tel. [redacted] (Rückruf)

Konstestudent sucht zum 1. Mai Wohnung, Zi., auch WG in Bremen od. Ottersberg. Bis max. 350,- DM. Tel. [redacted]

Zwischen Bahnhof und Stadter Str.: Suchen Haus oder große Wohnung für 4 Personen. Tel. [redacted] o. [redacted] (abends)

Wir (Astrid, 31 J., Läder, 6 J.) suchen im Laufe dieses Jahres 2-3 Zimmer in WG oder HG (nicht im Viertel). Ch. 03208

Frau mit Kind sucht 2 Zi. in WG, HG, oder 2-3 Zi.-Whg. oder Leute für WG-Gründung. Nur Viertel. Sabina, Tel. [redacted] ab 18 Uhr

Suche dringend Wohnung oder Hausgemeinschaft Raum Ottersberg für meinen Sohn u. mich. Tel. [redacted]

Suche eine 2er WG, bin 30 Jahre, Manfred. Tel. [redacted]

Billige Umzüge, Transporte, Küchenmontagen sowie günstige Bauleistungen bundesweit. Tel. [redacted]

Frau (32) und Kind (1,5 J.) suchen 2 1/2-3 Zimmerwohnung in netter HG. Tel. [redacted] / [redacted]

Frau, 35, ca. 1-2 Zim. in HG od. kleiner WG bis 500,- DM incl. Tel. [redacted] / [redacted] Inge

Frauke (25) + Meina (1 1/4) suchen 2 1/2-3 Zi.-Whg. in HG mit Garten, ca. 300,- DM kalt, umzu oder in Bremen, ab Mai '88. Tel. [redacted]

Wochenendhaus, auch renovierungsbedürftig, mit Naturgrundstück oder am Wasser, von Tischlerin zu pachten gesucht. Ch. 03278

Suche Zimmer in einer Land-WG nah Bremerhaven, bin 24, J. Tel. [redacted]

Vater, 30 J., mit 1/2-Wochen-Kind (2,5 J.) Soz.-päd., berufstätig, sucht 1 1/2/2 Zi. in WG oder HG mit Kindercn. Axel, Tel. [redacted]

Paar, bald mit Kind, sucht Wohnung in HG zum 1.5. oder 1.6., Viertel, Schwachhausen oder Neustadt. Tel. [redacted]

Wir suchen große Wohnung oder Haus für WG (auch renovierungsbedürftig). Tel. Ulli [redacted] Kay [redacted]

Schwangere Alleinstehende sucht 2-3 Zi.-Wohnung in HG mit Kleinkind. Viertel, Peterswerder. Tel. [redacted]

Paar mit Kind (d 28, 9 25, 9 2) sucht 3 Zimmer in WG/HG im Viertel oder in der Neustadt. Tel. [redacted]

Ich, 29, a. 1-2 Zi. (zus. ca. 40 qm) in kleiner, katzenfreundl. WG mit Garten o. kl. Whg. in HG bis ca. 500,- DM warm. Tel. [redacted]

Suche 1-2 Zi. in WG (berufstätige) (bis 400,- DM) Tel. [redacted]

Frau, 40, im psych.-sozialen Bereich tätig, künstlerisch, musisch + handwerklich interessiert, sucht Wohnung in Hausgemeinschaft mit Garten im Viertel, Schwachhausen, Horn, Borgfeld. Tel. [redacted]

Frau mit Kind (8 Mon.) sucht 2-3 Zi.-Wo. mit 50 qm in HG zum 1.5. Tel. [redacted]

Frau, 33, berufstätig u. mit Kleinkind, sucht ab Juni/Juli 2-3 Zimmer in netter Hausgemeinschaft. Tel. [redacted]

300,- DM Belohnung für die Vermittlung einer 3-4 Zimmer-Wohnung. Viertelstraße, Walle, Schwachhausen, Neustadt. Tel. [redacted]

Frau, 38, sucht kleine, helle Wohnung zum 1.5.88, gern HG, in Bremen, schön wäre Neustadt, Viertel, Peterswerder, Findorf. Tel. [redacted] rufe zurück

Anzeigen aus einer Bremer Stadtzeitung (KURSBUCH)

Für die Frage danach, ob die sich etablierenden veränderten Wohnformen als ein besseres Wohnen für Frauen gelten können, erweisen sich insbesondere Wohngruppen und Hausgemeinschaften aus zwei Gründen als sinnvoller Untersuchungsbereich:

- es handelt sich hier nicht um eine gleichsam 'extreme' und quantitativ gesehen bislang noch eher geringe Abkehr von dominierenden Wohnvorstellungen, wie sie z.B. in reinen Frauen-Wohngemeinschaften praktiziert wird oder in jenen Wohnprojekten, in denen man nicht nur gemeinsam wohnen, sondern auch gemeinsam arbeiten will (kollektive Wohn-Werkstätten, ökologische Landbauprojekte etc.).

- Wohngruppen und Hausgemeinschaften sind nach Ergebnissen bisheriger Untersuchungen (z.B. MAYER 1986) als sog. 'Mittelschichtprojekte' einzustufen. Es handelt sich somit bei dieser BewohnerInnenklientel in erster Linie um eine soziale Gruppe, die aufgrund ihres Bildungsstandes aber auch ihrer materiellen Situation objektiv gesehen besonders in der Lage ist, ihr Wohnen spezifischen veränderten Wohnbedürfnissen entsprechend zu gestalten. Hinzu kommt, daß sich auch auf der subjektiven Seite, die an solchen Wohnformen Beteiligten, durch ein sehr bewußtes und reflektiertes Wohnverhalten auszeichnen.

Wenn somit überhaupt Veränderungen im Wohnbereich zugunsten der Frauen stattfinden - so die Vermutung - dann müßten sie am ehesten in diesen Wohngruppenprojekten sichtbar werden.

Wie wurden die Wohnprojekte gefunden?

Sie wurden teilweise durch Hinweise in einschlägigen Veröffentlichungen ermittelt. Im wesentlichen wurden sie durch ein Schneeballsystem gefunden, bei dem innerhalb kurzer Zeit und durch Hilfe von ArchitektInnen, anderen KollegInnen und Bekannten, bzw. von WohnprojektteilnehmerInnen selbst, eine umfangreiche Adressenliste zustande kam.

Wie wurden die Informationen erhoben ?

Zur Erhebung der Daten diente ein Methodenmix, der sich je Wohnprojekt aus einem mehrstündigen Interview, einer Begehung des Projektes, Grundrißanalysen und (soweit direkt dran beteiligt) einem ExpertInnengespräch zusammensetzte.

Wer wurde in den Wohnexperimenten befragt ?

Es wurden ausschließlich Frauen in den Wohnexperimenten als Interviewpartnerinnen ausgewählt. Diese Bewohnerinnen sollten drei Kriterien erfüllen. Sie sollten in einer Partnerschaft leben, Kind/er haben und berufstätig sein. Für diese Auswahl gab es mehrere Gründe:

Einerseits gibt es in der einschlägigen Literatur Hinweise darauf, daß sich insbesondere Paare mit Kindern für ein verändertes Wohnen in Form von Wohngruppenprojekten interessieren. Vermittelt über das Kriterium Partnerschaft/Kind wurden somit jene Bewohnerinnen ausgewählt, bei denen zu vermuten war, daß sie gleichsam 'prototypisch' für die Haushalts-Klientel von Wohngruppenprojekten berichten würden.

Durch das Kriterium 'berufstätig' wurde der Kreis möglicher Gesprächspartnerinnen noch einmal auf jene Bewohnerinnen zentriert, bei denen plausiblerweise zu erwarten war, daß sich bei ihnen die gesamte Problematik des weiblichen Lebenszusammenhanges am deutlichsten abzeichnen würde.

Befragt wurden somit Frauen, die sich auf der Basis des bestehenden ungleichen Geschlechterverhältnisses in der wohl 'schwierigsten' Phase ihres Lebens befinden, denn sie müssen Partnerschaft, Kind/er und eigene Berufstätigkeit miteinander vereinbaren.

Nur in Ausnahmefällen konnten keine Gesprächspartnerinnen gefunden werden, die alle drei Kriterien in gleicher Weise erfüllten. So gab es 5 Bewohnerinnen, bei denen der Partner zum Zeitpunkt der Befragung bereits aus dem Projekt ausgezogen war und die insofern alleine mit Kind/ern in der Wohngruppe wohnten. Und schließlich gab es 4 Bewohnerinnen, die ihre Berufstätigkeit zunächst weitgehend aufgegeben und ein Studium begonnen hatten. In entsprechenden Auswertungen (z.B. Welche Hausarbeiten erledigt der Mann ?) wurden sie entweder aus dem Gesamtsample herausgerechnet bzw. gesondert vermerkt.

Wie wurde gefragt ?

Wesentlichster Bestandteil der Informationserhebung waren qualitative Interviews mit den Bewohnerinnen. Dazu wurde zuvor in mehreren Pretest ein Interviewleitfaden entwickelt und überprüft. Dieser gliederte sich in folgende Gesprächskomplexe:

- I. Wohnbiographie / Gründe für die Veränderung der Wohnsituation/ Projektgeschichte / Beschreibung des Projektes
- II. Beschreibung der Wohnpraxis
 - A) Formelle Arbeit und Wohnen
 - B) Informelle Arbeiten und Wohnen
 - C) Veränderungen im Verhältnis Öffentlichkeit, Nachbarschaft und Privatheit
 - D) Kommunikation
 - E) Auswahl der MitbewohnerInnen /Aneignung / Verwaltung
- III. Einschätzungen / Vor- und Nachteile dieser Wohnform

Zur Erfassung der Wohnpraxis in den Wohngruppen hatte sich im Pretest bereits ein Einstieg über die Schilderung eines normalen Tagesablaufes bewährt. Daran anschließend konnten situationsbezogen die jeweils dominanten Merkmale im Wohnalltag der Bewohnerin (A-D) zusätzlich im Gespräch vertieft werden.

Mit allen Gesprächskomplexen war zudem die Erfassung eines Katalogs ausgewählter quantitativer Daten (Alter, Einkommen, Wohndauer etc.) jeweils durch Nachfragen verknüpft.

Wie erfolgte die Auswertung der qualitativen Interviews ?

Insgesamt lagen bei 50 Bewohnerinneninterviews nach Abschrift der Tonbandprotokolle ca. 3000 Seiten verschriftete Gespräche vor.

Um die Veränderungen der Wohnpraxis und des Wohnverhaltens in den Wohnprojekten erfassen zu können, erfolgte die Auswertung nicht im Rahmen von Einzelfragen. Vielmehr wurde ein an thematischen Schwerpunkten orientiertes Raster zugrunde gelegt, das entsprechend den vier Dimensionen und auf der Basis jeweils des gesamten Interviews ausgefüllt wurde.

Nur so war es gewährleistet, daß die wichtigen und von den Befragten in einem qualitativen Interview gleichsam geforderten Verknüpfungen unterschiedlicher Themenbereiche (z.B. Wohnbiographie und Hausarbeit, Beruf und Wohnsituation, Hausarbeit und Kommunikation etc.) erfasst werden konnten.

A. Frauen und Räume

Zur Geschichte der Frauen in der Raumnutzung

" ich dachte daran, wie unerfreulich es ist, ausgeschlossen zu sein; und ich dachte daran wieviel schlimmer es ist, eingeschlossen zu sein; und indem ich an die Sicherheit und den Reichtum des einen Geschlechts dachte, und an die Unsicherheit und Armut des anderen, (...) dachte ich schließlich, daß es Zeit sei, die runzlige Haut des Tages (...) einzurollen und in die Büsche zu werfen. (Virginia Woolf, Ein Zimmer für sich allein, 1981, S.29)

In unserer Gesellschaft existieren zwei unterschiedliche Lebenswelten: ein 'Dinnen' und ein 'Draußen'. Trotz aller Überschneidungen und Differenzierungen sind mit diesen beiden Welten unterschiedliche Verhaltensweisen verknüpft, unterschiedliche Orte.

'Draußen', das umfaßt öffentliches Leben in seinen verschiedensten Facetten. Es sind die Sphären einer Gesellschaft, die allen gleichermaßen zugänglich sein sollten: z.B. die Berufswelt oder die politische Öffentlichkeit. Teilhabe an dieser Welt hat vor allem der Mann. Hier wird Rationalität, Durchsetzungsvermögen als Verhalten eingefordert. Der Ort dieses 'draußen' sind Arbeitsstätten, Versammlungsorte, der öffentliche Raum - z.B. Straßen und Plätze.

Das 'Dinnen' dagegen bezeichnet die private Sphäre, die Welt der Familie und des Haushaltes. Das Haus, die Wohnung, der private Raum soll Ort sein von Emotionalität und Geborgenheit. Diese Welt ist abgeschottet vom 'draußen', nicht allen zugänglich. Verflochten mit ihr sind vor allem die Frauen.

Diese beiden für jede und jeden erfahrbaren unterschiedlichen Lebenswelten sind zum Synonym für geschlechtsspezifische Lebenswelten geworden. Drinnen und draußen - Frauenwelt und Männerwelt. "Ein- und ausgeschlossen sind beide Geschlechter - nur in unterschiedlichen Räumen".¹ Das Spezifische in der Situation der Frauen liegt darin, daß 'ihre' Welt kleiner, 'ihre' Räume begrenzter sind, als jene des Mannes. Das war nicht immer so.

1. Die Entwicklung zweier Welten - drinnen und draußen

Aus heutiger Sicht erscheint das Leben der Frauen im frühen Mittelalter freizügiger, als in unseren Tagen. Ihnen stehen damals alle Räume offen. Sie sind weder von bestimmten Orten ausgeschlossen, noch in Räume eingeschlossen.

Eine geschlechtliche Arbeitsteilung gibt es auch damals schon² - Frauen sind vorwiegend für die Vorratswirtschaft zuständig -, doch diese ist keineswegs eindeutig. Gewerbliche Produktion und Hauswirtschaft sind weder zeitlich noch räumlich voneinander getrennt und so gibt es ständig Überschneidungen in den Arbeitsbereichen.

Das Ineinanderfließen der unterschiedlichsten Tätigkeiten spiegelt sich auch in den Grundrissen der Häuser wider. Sie sind denkbar einfach. Das Erdgeschoß besteht zumeist nur aus einer großen Halle, einem Allzweckraum, der für alles mögliche genutzt wird: als Laden, als Werkstatt. Er dient zugleich dem alltäglichen Leben, denn hier befindet sich der Herd, die einzige Wärmequelle des Hauses. Nur an der Rückseite des Herdes liegt, etwas abgetrennt, eine kleine Stube oder Kammer. Sie ist nicht bestimmten Personen oder Nutzungen vorbehalten. Ihr Sinn liegt darin, daß sie im Winter durch das Küchenfeuer den einzigen wärmeren Raum im Haus bietet.³

Dieses mittelalterliche "Ganze Haus"⁴ ist Produktions- und Lebensgemeinschaft in einem, ohne strikte räumliche oder soziale Abgrenzungen. Auch Nicht-Verwandte, Knechte und Mägde leben unter diesem Dach.

Die Anwesenheit der Frauen in allen Bereichen des Lebens ist weitgehend selbstverständlich. Die Frauen sind damals auch nicht ausgeschlossen von Berufen. Noch bis ins 15. Jh hinein können die Frauen jedes bestehende Handwerk ordnungsgemäß erlernen und sowohl Meisterin wie auch Gehilfin werden. Beispielsweise heißt es in einer Münchner Ratsverordnung aus dem 14. Jh. : "Wer Webermeister oder Meisterin ist, der soll haben, ob er will, einen Lernknecht oder eine Lerndirne."⁵

Allein die sprachliche Differenzierung in Meister und Meisterin, Lernknecht und Lerndirne macht deutlich, daß berufliche Arbeit der Frauen nicht außergewöhnlich im alltäglichen Leben erschien. So selbstverständlich, wie sie Berufe ausüben, so selbstverständlich gehört ihnen auch der Raum.

Frauen sind damals sehr oft unterwegs, ziehen von Ort zu Ort, sind nicht auf bestimmte Räume und Lebensbereiche festgelegt.

Selbst für die Zeit des Überganges, als sich Stadt und Land zu trennen beginnen, sind fahrende Frauen, Vagantinnen, eine durchaus geachtete weibliche Lebensform. Es gibt unzählige Troßweiber und Marketenderinnen, die in Scha-

ren die Kriegszüge begleiten. Frauen reisen als Heilkundige, als Schaustellerinnen, oder als durchaus geachtete Dirnen mit ihren Kindern umher.⁶

Die Selbstverständlichkeit der Anwesenheit von Frauen in allen Räumen ändert sich im Laufe der Entwicklung. Einen frühen und wichtigen Hinweis darauf liefert die Schriftstellerin Christine de PIZAN (1365 - 1430). Sie gilt als eine der ersten Frauen, die sich beruflich der Schriftstellerei widmen, dadurch über Einkünfte verfügen und davon leben können. In einem ihrer Werke, dem *Buch von der Stadt der Frauen* (1405) entwirft sie einen 'weiblichen Wunschraum', in dem alle bis dahin bekannten, großen Frauengestalten aus der Antike, der Bibel, Legenden oder ihrer eigenen Gegenwart einen Platz, einen idealen Ort finden sollen. Dieser abstrakte Entwurf einer *Stadt der Frauen* ist die Antwort auf eine reale Situation, in der nur wenig 'Raum' für weibliche Selbstverwirklichung geblieben ist.⁷

Christine de PIZAN zeigt nicht nur in ihrem Werk, sondern verdeutlicht auch in ihrer Person selbst, die beginnenden Veränderungen für das Leben der Frauen. Einerseits ist sie eine erfolgreiche Berufsschriftstellerin geworden, die nicht nur sich, sondern die gesamte Familie einschließlich ihrer drei Kinder damit ernährt. Andererseits nimmt sie ihre Persönlichkeit, ihr Schicksal auch als Ausgangspunkt, um gegen das immer klarer werdende frauenfeindliche Denken der damaligen Zeit zu schreiben, welches sie selbst verunsichert.

1.1 Der Verlust von Räumen für die Frauen - Eingrenzungen

Das Zurückdrängen der Frauen aus einer mehr und mehr von männlichem Denken geprägten Welt beginnt massiv im 16. Jh.. Zahlreiche Verbote und Einschränkungen drängen die Frauen aus den handwerklichen Berufen zurück, erlauben ihnen allenfalls Hilfsleistungen.

"Indessen bemerken wir schon frühe die Tendenz, die Frauenarbeit mehr und mehr zurückzudrängen. Diesselbe wendet sich zunächst gegen die Meisterwitwen, deren Recht auf eine gewisse Zeit beschränkt oder an bestimmte Bedingungen geknüpft wird. Sodann gegen das Mitarbeiten der Mägde und weiblichen Familienmitglieder, endlich auch gegen die selbständige Tätigkeit der Frauen in den Zünften. Die Gesellenverbände fangen an, sich zu weigern, neben den weiblichen Arbeitern zu dienen; die Meister klagen über eine Beeinträchtigung ihres Nahrungsstandes..."⁸

Die Gründe für diese Verdrängung sind vielfältig, vor allem sind es jedoch die aufkommende Konkurrenz und die personelle Überbesetzung der Zünfte, die Frauen aus den gewerblichen Positionen verdrängen⁹ und patriarchale Strukturen verschärfen.

Der Verlust ökonomischer Selbständigkeit für die Frauen führt auch zum Verlust von Räumen, die ihnen zuvor ganz selbstverständlich zur Verfügung standen.

Einmal verschwinden die damals bestehenden exklusiven Frauenräume wie Beginenhäuser und Samnungen. Dies sind Wirtschafts- und Wohneinheiten allein-stehender und oft vermögender Frauen. Ihre wirtschaftlichen Aktivitäten werden mehr und mehr zur Konkurrenz für die Zünfte. Nach Schätzungen sollen beispielsweise allein 4 % - 6 % der erwachsenen Bevölkerung in Köln Beginen gewesen sein¹⁰. Allein im Hochmittelalter (11.Jh - 14 Jh) gibt es daneben noch rund 740 selbständige Frauenklöster im deutschsprachigen Raum. Wie die Beginengemeinschaften bieten diese Klöster nicht nur ein Leben für 'leider' unverheiratete Frauen, die 'zu ihrer Versorgung' ins Kloster gesteckt werden. Vielmehr sind sie eine Möglichkeit für die Frauen, einer ungewollten Ehe, einem tyrannischen Ehemann zu entfliehen, sowie sich zu bilden, Wissenschaft zu treiben und 'sich von der eigenen Hände Arbeit' zu erhalten.¹¹

Auch 'Wanderungen' über Land, die bei HandwerkerInnen durchaus üblich, sogar notwendig sind und der Qualifikation dienen, schicken sich nicht mehr für Frauen. In einem Zitat von Adrian Beier, einem damaligen Autor über Handwerksrecht, heißt es sehr aufschlußreich: "Von ungewanderten Junggesellen und gewanderten Jungfrauen werde beiderseits wenig gehalten..."¹²

Räumliche Mobilität, die nicht nur Wissen und Erfahrungen erweitert, sondern auch ein relativ 'unkontrollierbares', standesloses Leben innerhalb einer von feudalen Strukturen geprägten Gesellschaft ermöglicht, wird insbesondere den Frauen mehr und mehr verwehrt.

Neben den wirtschaftlichen Wandlungen spielt hauptsächlich der entstehende Hexenwahn der damaligen Zeit eine entscheidende Rolle für den Verlust von Frauenöffentlichkeit und Frauenräumen. Die Verbannung der Frauen aus vielen Bereichen des Lebens erfolgt parallel zu den Zeiten systematischer Hexenverfolgung.¹³

Das 16. Jh. - und hier liegt etwa auch der Höhepunkt der Hexenverfolgung - kann allgemein und nicht nur für die Frauen als Jahrhundert der Ausgrenzung beschrieben werden. Wirtschaftliche und soziale Umwälzungen verändern den Umgang mit der Natur; sowohl den mit der eigenen, körperlichen Natur als auch den mit der äußeren Natur.

Gesellschaftlich wird zunehmend alles Unberechenbare, alles Uneindeutige ausgegrenzt. Das betrifft beispielsweise auch den Umgang mit dem Tod. Friedhöfe sind nun nicht mehr zentrale Orte von Geselligkeit, Plaudern, Tanzspielen, Essen und Trinken, wie es die Bilder des Malers Pieter BRUEGHEL d.Ä. noch zeigen, sondern Orte des Unheimlichen. Sie werden vor die Tore der Stadt verlagert, ausgegrenzt.

Der veränderte Umgang mit der Natur trifft jedoch besonders die Frauen. Auch sie werden verheimlicht, ausgegrenzt.

Eine Erklärung hierfür findet sich in der seit langem bestehenden "Mystifizierung der Gebärfähigkeit"¹⁴ der Frau. Danach repräsentieren Frauen die Natur und die Erde, die Leben hervorbringt und ernährt. Schon die Schöpfungsgeschichte zeigt Eva als Sinnbild von Körperlichkeit, die verführt und unberechenbar ist. "Vor allen dem im Zölibat lebenden Kleriker erschien die Verführung in Gestalt des Weibes. Die Verführung war aber zugleich der Teufel. So konnten die Begriffe Weib und Teufel ineinander überfließen..."¹⁵

Die angebliche 'Natur' der Frauen wird zum Ausdruck von Unberechenbarkeit, zum Bösen. Das gilt es zu bekämpfen, es so weit als möglich in Schranken zu halten.

Die Hexenverfolgung schürt die Angst der Frauen, entpolitisiert sie, grenzt sie radikal aus der Gesellschaft aus.

"Furchtbar war die Angst älterer Frauen, etwa wenn sie Triefaugen oder einen Kropf oder einen scharf gekrümmten Rücken oder einen scharfen Blick hatten, als Hexen 'erkannt' und angeklagt zu werden. Und die Angst steigerte wieder die Gefahr der Anklage, weil 'ihr Wesen' geheimnisvoll wurde....."¹⁶

Die Frauen sind gezwungen, sich 'abseits' aufzuhalten, nicht aufzufallen, weder durch Aussehen noch durch Verstand. Schon gar nicht dürfen sie als Gruppe in Erscheinung treten.

Exklusive Orte sehr traditioneller Frauenöffentlichkeiten, wie beispielsweise Wochenbettstuben oder aber ihre Feste in Wirtshäusern anlässlich von Geburten etc. verschwinden. Eines der wenigen Frauenfeste aus dieser Zeit, das sich bis in unsere Tage hinein erhalten hat - bei dem die Frauen nicht nur die Straße, sondern auch die politische Öffentlichkeit, die Rathäuser, besetzen - ist die Weiberfastnacht in Süddeutschland.¹⁷ 'Versteckt' hinter Masken wird Kritik an patriarchaler Macht geübt.

Die Hexenverfolgung endet keineswegs damit, daß man die Frauen rehabilitiert, ihnen wieder die verlorenen Räume öffnet. Sie endet eben nicht mit dem 'Sieg der Vernunft',¹⁸ sondern sie endet damit, daß man die 'unberechenbaren' Frauen zähmt, sie domestiziert. Ein berühmtes Zitat SCHILLER's spiegelt diese Situation der Frauen wider: "...und drinnen waltet die züchtige Hausfrau...". Aus den Berufen verdrängt, eingesperrt ins Haus und in ökonomischer Abhängigkeit vom Mann erscheinen sie nun durchaus kontrollierbar.

Sichtbar werden die beschriebenen Prozesse der Ausgrenzung von 'Natürlichkeit', Körperlichkeit und von Frauen auch in den sich wandelnden Grundrissen der Häuser.

Zunächst in den reichen Häusern des aufkommenden Bürgertums, später dann aber auch in den Häusern aller anderen Klassen der Bevölkerung, entstehen innerhalb des Hauses heimliche Winkel für körperliche Bedürfnisse. Die großen

Allzweckräume verschwinden und weichen einer differenzierten Raumaufteilung. Die innere Morphologie der Häuser zeigt nun z.B. separate Schlafzimmer und nach Aufkommen technischer Errungenschaften, wie einer zentralen Wasserversorgung oder Kanalisation, auch Bäder und Klosetts. Bestimmte Bedürfnisse werden den Augen anderer entzogen und ausschließlich 'drinnen', in bestimmten Räumen verrichtet. Die "Verhäuslichung" der Vitalfunktionen¹⁹ setzt ein. Viele Dinge gelten 'draußen' in der Öffentlichkeit fortan als 'unschicklich'.

Mit fortschreitender Entwicklung und Ausdifferenzierung der Produktivkräfte rücken auch räumlich berufliches Arbeiten und häusliches Wirtschaften auseinander. Die Arbeiten im Haus, z.B. die Vorratswirtschaft oder Nahrungsmittelzubereitung, sind nun nicht mehr aufs engste mit den sonstigen produktiven Tätigkeiten des Haushaltes verknüpft.

Für das Leben der Frauen bedeutet dies, nach ihrer Verdrängung aus den Berufen, auch eine räumliche Einengung und Vereinzelung. Ihr Wirkungsraum ist damit weitgehend auf das Haus beschränkt.

1.2 Die Polarisierung der Räume - Frauenwelt und Männerwelt

Eine Frage blieb bisher unbeantwortet. Warum konnte sich diese räumliche Ausgrenzung der Frau, ihre Domestizierung quer durch alle Klassen der Bevölkerung - und sicherlich auch gegen den Widerstand von Frauen - durchsetzen und bis in die heutige Zeit hinein verfestigen?

Parallel zur Verdrängung der Frau aus der Berufswelt und zu ihrer - wirtschaftlichen Erfordernissen geschuldeten - Verhäuslichung vollzieht sich ein Prozeß, der den Frauen bis heute eine 'Rückeroberung' ihrer verlorenen Räume, ihrer verlorenen Frauenöffentlichkeiten erschwert: die "Polarisierung der Geschlechtscharaktere"²⁰.

Je mehr sich die Auslagerung der Erwerbsarbeit aus dem Haus verfestigt, je mehr sich diese Arbeiten 'draußen' rationalisieren, umso größer werden die Anforderungen an das Haus, ein Ort der Emotionalität und Liebe zu sein. Das Haus wird zum Heim. Es wird zum Inbegriff des Ortes, an den man sich nach getaner Arbeit zurückziehen kann, Erholung, Schutz und Geborgenheit vor der Welt draußen findet.

Zur Erfüllung dieser Aufgabe waren und sind 'ganze Frauen' nötig. Frauen, die sich nicht nur mit ihrer Arbeitskraft, sondern vielmehr mit Leib und Seele Mann, Kindern und dem Haushalt widmen, die für nichts anderes mehr leben und die vor allem diesen eingeschränkten Raum des Hauses voll und ganz als ihren ureigensten 'Lebensraum' akzeptieren.

Um dieses zu erreichen, vertraut man keineswegs auf den stummen Zwang der Verhältnisse. Es reicht eben nicht, daß die Frauen im Zuge geschlechtlicher Arbeitsteilung an den Ort des Hauses gebunden sind und durch patriarchale Macht dort gehalten werden. Vielmehr werden die unterschiedlichen emotionalen und charakterlichen, aber auch die räumlichen Erfordernisse, die beide Bereiche des Lebens nun aufwerfen, mit einer Theorie über das 'unterschiedliche' Wesen der Geschlechter verfestigt.

Häusliches Leben und häusliche Arbeiten, das 'Leben für andere' wird zum "natürlichen Wesen" der Frau erklärt. Damit werden auch Emotionalität oder aber das Leben in einem abgegrenzten Bereich als 'ureigenste' Charaktereigenschaften der Frauen definiert. Zum "natürlichen Wesen" des Mannes werden demgegenüber alle Erfordernisse der Erwerbswelt 'draußen' gerechnet: z.B. Vernunft und Durchsetzungsvermögen. Als sein 'natürlicher' Wirkungsraum gilt nicht die Enge des Hauses, sondern die weite Welt jenseits der Schwelle des Hauses.

Schaubild : Männern und Frauen zugeordnete 'natürliche' Geschlechtsmerkmale

Frau		Mann	
Wirkungsraum:	Innen Nähe Häusliches Leben	Wirkungsraum:	Außen Weite Öffentliches Leben
Charaktere:	Passivität - Schwäche - Ergebung - Hingebung - Wankelmüt - Bescheidenheit Sein - abhängig - emsig - bewahrend - empfangend - Anpassung - Selbstverleugnung - Güte Emotionalität - Gefühl - Gemüt - Verstehen Tugenden - Schamhaftigkeit - Keuschheit - Liebenswürdigkeit - Taktgefühl - Verschönerungsgabe - Anmut	Charaktere:	Aktivität - Energie - Kraft - Willenskraft - Standfestigkeit - Kühnheit Tun - selbständig - strebsam - erwerbend - gebend - Durchsetzung - Selbstbehauptung - Gewalt Rationalität - Verstand - Geist - urteilen Tugend - Würde
		usw. usw.	

Quelle: nach K. HAUSEN, 1976, S.368

Das Schaubild zeigt, daß den Geschlechtern nicht nur unterschiedliche Wesensmerkmale zugeschrieben werden, sondern daß auch die Polarisierung der Räume in ein 'drinnen' und 'draußen' im Kern als eine 'natürliche' Aufteilung von Lebensräumen gesehen wird.

Daß sich nun geschlechtsspezifische Verhaltensmuster und Raumzuweisungen quer durch alle Klassen und für alle Frauen gleichermaßen durchsetzen können, ist nicht zuletzt dem bei ELIAS beschriebenen "Prozeß der Zivilisation"²¹ geschuldet.

Danach ist die Ausformung der Gesellschaft nicht nur durch die fortschreitende Entwicklung der Produktivkräfte gekennzeichnet, sondern durch einen parallelen und umfassenden Prozeß der Verinnerlichung und Selbstkontrolle von Verhaltensmustern. Die Frauen haben in diesem Prozeß nicht nur das ihnen zugewiesene Verhalten und Leitbild der guten Hausfrau und liebenden Mutter allmählich verinnerlicht. Die Selbstkontrolle (und nicht länger die Fremdkontrolle) dieser Anforderungen bei sich bedeutet fortan auch, daß sie sich nur um den Preis enormer Schuldgefühle gegen diese Rollenzuweisungen wehren können. Bezogen auf die räumlichen Einschränkungen, welche die Frauen im Laufe der Geschichte hinnehmen mußten, bedeutet dies, daß ihnen der Raum 'draußen' nicht nur als 'fremdes', sondern als ein im Grunde 'feindliches' Territorium erscheinen mußte.

2. Das Verhältnis der Frauen zum Raum 'drinnen'

Die Geschichte zeigt eine immer stärkere räumliche Ausgrenzung der Frauen, ihre auch ideologisch verfestigte Domestizierung und Verheimlichung. Sie haben Räume für sich verloren. Nur an einem Ort gilt die Anwesenheit der Frauen in der Blüte der bürgerlichen Gesellschaft als 'normal' und 'selbstverständlich' - im Haus.

Haben sich aber die Frauen diesen ihnen zugewiesenen Raum wirklich angeeignet? Ist das Haus zu ihrer Domäne geworden, ein Ort an dem sie selbstbestimmt leben und arbeiten? Jede/r kennt das von Männern so oft beschworene Bild vom "Reich der Frau" und daß die Frau "zu Hause die Hosen anhat".

Die Ergebnisse der bisherigen Forschungen zu diesem Bereich belegen - drastisch formuliert, daß das Haus von heute gewissermaßen die "letzte Bastion fast feudaler Abhängigkeit und Leibeigenschaft"²² geblieben ist. Dieser Ort ist keineswegs die Domäne der Frauen geworden, sondern der Ort ihrer Unterdrückung.²³ Selbst an diesem Ort wurden sie im Laufe der Geschichte räumlich ausgegrenzt, verloren Raum für sich.

In dem Maße, wie sich die wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen vom Feudalismus hin zur bürgerlichen Gesellschaft vollziehen, wandeln sich auch Funktion und Struktur des Hauses. Dieser Ort differenziert sich auf, verändert durch die verschiedenartigsten Prozesse sein Gesicht.

Die Verhäuslichung der Vitalfunktionen, die Herausbildung der Kernfamilie, die zunehmende Bedeutung der Kinder, fortschreitende Technisierung usw. bis hin zu den Anforderungen wie Behaglichkeit und Gemütlichkeit, das alles spiegelt sich im Gefolge wirtschaftlicher Erfordernisse wider in veränderten Grundrissen des Hauses und in einem gewandelten sozialen Leben innerhalb dieses Raumes.

Auf der einen Seite entsteht eine differenzierte innere Morphologie des Hauses.²⁴ Es wird aufgeteilt in Zimmer, denen bestimmte Funktionen zugewiesen werden und die den Alltag des häuslichen Lebens teilen.

Auf der anderen Seite wird dieser Ort aber auch zur Ware, er wird verkauft und vermietet. Dabei bestimmen immer weniger die Frauen durch ihre Erfahrung und ihre Arbeitserfordernisse die Gestalt dieses Raumes. Es wird ein Ort, den zumeist die 'Männer' entwerfen, planen und bauen und der den Verwertungsbedingungen des Kapitals unterworfen ist.

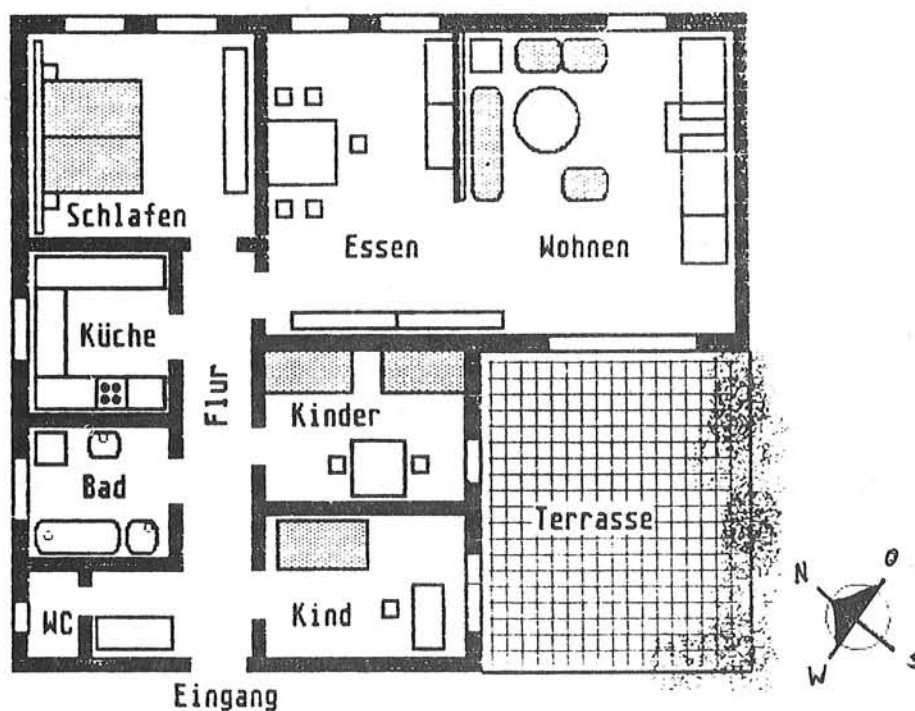
Wie die Frauen in ihrem "Reich" fortan leben und arbeiten müssen, wird nun nicht nur bestimmt vom Geld, das 'draußen' verdient wird, denn das Haus selbst ist weitgehend wertschöpfender produktiver Tätigkeiten wie z.B. Vorratswirtschaft oder Tierhaltung beraubt worden. Es wird auch bestimmt von der Vorstellungswelt der Männer.

Vor allem Autorinnen, die gegen Ende des 19. Jh. über Hauswirtschaft schrieben, kritisieren die 'Ignoranz der Architekten, Hausbauer und Männer' im allgemeinen. Sie beklagen deren geringes Interesse an hauswirtschaftlichen Abläufen, sprechen von einem Mangel an wirklichen 'Hausexperten' unter diesen Berufen und legen ihren Leserinnen nahe, selbst Kurse in Bauzeichnen zu belegen²⁵. Das Interesse der Männer am Haus, seiner Gestalt und Funktion ist ein anderes geworden, als dasjenige der Frauen. Viele der 'großen' Architekten von le Corbusier bis Frank Lloyd Wright gründen ihre Berühmtheit weitgehend auch darauf, daß ihnen im Zweifelsfall architektonisch ästhetische Gesichtspunkte und die äußere Gestalt ihrer Bauten immer wichtiger waren als deren Innenleben und die praktischen Interessen der Frauen.

Die Grundrisse der sog. 'modernen' Häuser und Wohnungen von heute, die über Normierungen und Standardisierungen millionenfache bauliche Realität geworden sind²⁶, spiegeln wider, wie sehr die Arbeit der Frauen - ihr gesamter Lebenszusammenhang - verachtet und auch an diesem Ort ausgegrenzt wird.

Eine 'moderne' Wohnung

Mitte der 70er Jahre gebaut



- Das Wohnzimmer

Das Wohnzimmer ist zumeist der größte Raum des Hauses oder der Wohnung mit der besten Lage, der besten Belichtung. Gehört zur Wohnung auch ein Garten oder ein Freisitz, dann erschließt er sich von diesem Raum aus.

Auch die Ausstattung solcher Räume dürfte nicht selten das Teuerste sein von dem, was sonst im Haus zu finden ist: eine Polstergruppe oder neuerdings 'Wohnlandschaft', Teppich, Schrankwand oder Vitrine mit kleinen Kostbarkeiten, vielleicht ein Kamin, teure HIFI-Geräte wie Stereoanlage, Fernseher und Video prägen diesen Raum. Er wird geschmückt mit teuren Lampen, Gardinen oder Bildern. Dieser Raum soll 'vorzeigbar' sein und repräsentativ, in die 'gute Stube' wird der Besuch hineingebeten.

Aber noch andere 'versteckte' Merkmale kennzeichnen dieses Zimmer. In Ausstattung und Funktion ist es eher ein Erwachsenenbereich und nicht ausgelegt auf eine auch aktive Nutzung durch Kinder. Ausgeschnittene Zeitungsschnipsel, verstreute Bauklötze oder ein Indianerzelt aus Wolldecken und Sofakissen mit der antiken Stehlampe als Marterpfahl sind in den Augen vieler Erwachsener nicht erwünscht in diesem Raum, untergraben sein 'Image'. In wohl kaum einem anderen Zimmer wird soviel Wert auf Ordnung, Aufgeräumtheit und Sauberkeit gelegt, wie hier. Nur 'passiver' Medienkonsum der Kinder wird mehr und mehr zugelassen.

Dieses Verhalten verweist auf ein Tabu, das über diesen Raum verhängt ist. Dieser Ort soll nicht an 'Arbeit' erinnern, sondern symbolisiert Freizeit, Muße, Nichtstun, Erholung, Genießen. Es ist ein Wohnzimmer, kein Arbeitszimmer. Nicht nur die Unordnung durch Kinderspiele, auch ein stehengebliebenes Bügelbrett, ein voller Wäschekorb, ein Stapel unerledigter Rechnungen, all das 'stört' in diesem Raum.

Man stelle sich einmal folgendes Bild vor: Eine Frau nimmt diesen Raum bewußt für ihre alltäglichen häuslichen Arbeiten in Besitz. Sie plazierte ihr Bügelbrett vor der großen Terrassentür, weil sie dann in der Sonne arbeiten und nebenbei Musik hören kann. Die kleinen Kinder mit ihren Spielsachen ruft sie ebenfalls in diesen Raum, sie hat sie dann im Blick. Der Stapel erledigter Bügelwäsche wächst, ein Korb füllt sich mit Flickarbeiten usw. Irgendwann hört sie dann auf, sie braucht eine Pause, hat auch Anspruch auf einen Feierabend. Der Mann kommt von der Arbeit nach Hause, sieht sich in diesem Wohnzimmer um und was wird er wohl sagen? "Sag mal, was hast du eigentlich den ganzen Tag gemacht - wie das hier aussieht!?"

Er zeigt damit, daß in seinen Augen dieser Ort nicht für die Frau und ihr alltägliches Leben da ist, sondern - umgekehrt - daß dieser Raum eher Gegenstand ihrer Arbeit sein soll. Die Frau wird zur Dienerin dieses Raumes, die ihn sauberhält, ausschmückt, dort die Kinder zur Vorsicht ermahnt. Es ist im Grunde "sein" Raum, in dem er sich nach getaner Arbeit endlich erholen will. Einen Sinn erhält dieses Zimmer in seiner bestehenden Ausstattung und Funktion weniger aus der Sicht der Frauen, sondern aus der Perspektive von Männern heraus und durch ihre Bedürfnisse.

Diese Fetischierung des Wohnzimmers als ein von allen notwendigen Arbeiten befreiter Raum, verleugnet den weiblichen Lebenszusammenhang. Dieser Raum eines Hauses grenzt die Frauen bei der bestehenden Rollenzuweisung und Arbeitsteilung auf subtile Weise aus.

- Das Schlafzimmer

Das in der Regel zweitgrößte Zimmer einer 'modernen' Wohnung ist ein "elterliches Schlafzimmer". Um seine übliche Ausstattung zu beschreiben, genügt ein Blick in die Einrichtungskataloge der Möbelhäuser: es enthält zwei nebeneinander stehende Ehebetten mit einer Konsole oder zwei Nachttischen. Eine gesamte Wandfläche dient als Stellplatz für einen mehrtürigen Schrank. Diese sehr 'raumgreifende' Möblierung begründet auch die Größe des Raumes.

Die Lage des Schlafzimmers ist nicht besonders exponiert, es liegt eher im 'hinteren' verschwiegenen Teil einer Wohnung, bei Häusern oft relativ abgeschottet im Ober- oder Dachgeschoß. Das korrespondiert nun nicht allein mit den gleichsam natürlichen Anforderungen an einen 'ruhigen' Schlafraum. Vielmehr begründet sich die Lage dieses Raumes auch mit der Einstellung zu Körperlichkeit und Sexualität. Diese wird nicht nur gesellschaftlich mehr und mehr ausgegrenzt, wie es bereits im vorangegangenen Kapitel beschrieben wurde. Körperlichkeit wird viel weiter gehend, zusätzlich innerhalb des Hauses in einen abgegrenzten Bereich verwiesen, und so auch den Blicken der Kinder entzogen.

Weiteres Kennzeichen dieses Raumes ist eine strikte monofunktionale Nutzung, hier wird geschlafen, hier kleidet man sich an. Zusatznutzungen in Form von Arbeitstischen sind hier - nicht zuletzt auch wegen der Größe - nur in den seltensten Fällen möglich.

Was bedeutet dieser Raum den Frauen? Auch dies ist ein Ort, den sie, zumindest tagsüber, vor allem 'bearbeiten' müssen. Sie machen die Betten, verstauen die Wäsche usw..

Der Einwand ist richtig, daß dieses Zimmer immerhin auch ihren 'eigenen' Ruhe- und Schlafbedürfnissen dient. Aber wie eigenständig können sie hier ihre Bedürfnisse nach Ruhe und Alleinsein wirklich ausleben? Dieser Raum ist zu meist so konzipiert, daß trotz seiner Größe, die Stellung der Betten nebeneinander unmißverständlich vorgeschrieben ist. In einem üblichen Schlafzimmergrundriß gibt es im Grunde fast keine Möglichkeit mehr, die Betten z.B. auseinanderzustellen und trotzdem in diesem Zimmer noch Platz für die notwendigen Schränke zu haben. Sicherlich wäre es auch bei den meisten Schlafzimmern unmöglich, zwei gleichwertige und voneinander getrennte Schlafbereiche einzurichten, die auf vielleicht unterschiedliche Schlafgewohnheiten und Ruhebedürfnisse von Frau und Mann Rücksicht nehmen.

Das übliche Schlafzimmer eines Hauses ist mit seiner Ausstattung und Funktion ein Raum, der nicht nur - positiv gesehen - der Liebesgemeinschaft von Frau und Mann einen 'Platz' einräumt. Dieser Bereich einer Wohnung kann auch - kritisch betrachtet - der Ort sein, an dem insbesondere die Frauen

unter Bedingungen unglücklicher Ehen oder patriarchaler Macht in traditionelle Verhaltensstrukturen gezwungen werden.

- Das Kinderzimmer

Ein oder mehrere Kinderzimmer gehören heute zum Standard einer 'modernen' Wohnung. In einer üblichen 3-Zimmer Wohnung hat dieser Raum zumeist neben Schlafzimmer und Wohnzimmer die kleinste Größe. Es liegt eher relativ 'bescheiden' im hinteren Teil einer Wohnung, bei Einfamilienhäusern oft im Dachgeschoß. Die Belichtungs- und Besonnungsmöglichkeiten des Kinderzimmers sind nicht selten durch eine Nordlage äußerst schlecht.

Einen vernünftigen Grund dafür, den Kindern die kleinsten und möglicherweise schlechtesten Räume einer Wohnung zuzuweisen, gibt es sicherlich nicht. Doch das bisher beschriebene Wohnverhalten einer Familie - repräsentatives Wohnzimmer, größeres elterliches Schlafzimmer - prägt selbstverständlich den Raum, der dann unter ökonomischen und finanziellen Erwägungen innerhalb einer Wohnung noch für die Kinder 'übrig bleibt'.

Dieser Ort des Kindes innerhalb eines Hauses beeinflusst auf eine sehr ambivalente Weise das Leben der Frauen.

Einmal sind in erster Linie sie es, die im Alltag eine unbefriedigende Wohnsituation der Kinder durch vermehrte Arbeit und erhöhte Zuwendung ausgleichen müssen. "Denn Kinder, die abseits und in viel zu kleinen Kinderzimmern spielen sollen, protestieren entweder dagegen, indem sie ihre Spielsachen in die Küche oder in den Flur transportieren, wo sie dann natürlich im Wege sind, so daß ständig aufgeräumt werden muß, oder die Kinder werden nörgelig und 'schwierig', was sich im Laufe der Zeit zu Verhaltensstörungen verfestigen kann."²⁷ Eine räumliche Einengung der Kinder innerhalb des Hauses kommt ohnehin schon dadurch zustande, daß Wohnzimmer und elterliches Schlafzimmer mit ihren Funktionszuweisungen für sie weitgehend tabuisiert und nicht nutzbar sind.

Diese Kinderzimmer verdeutlichen und verfestigen aber auch die hierarchischen Strukturen einer Kleinfamilie, bei denen den Kindern noch tendenziell mehr 'eigener' Raum eingeräumt wird, als der erwachsenen Frau. In der Kindheit wird auch dem Mädchen ein eigenes Zimmer zuerkannt. Als erwachsener Frau steht ihr, obwohl dann das Haus immer noch - nun im Rahmen der Rollenverteilung - ihr wesentlicher Lebensraum ist, kein eigenes und persönlich verfügbares Zimmer mehr zu. Nun soll sie 'aufgehen' in der Arbeit und dem Leben "für andere".

- Die Küche

Die Küche gilt allgemein als selbstverständlichster Raum in einer Wohnung. Auch in den Normen des Wohnungsbaues wird erst dann von einer 'Wohnung' gesprochen, wenn "stets eine Küche oder ein Raum mit Kochgelegenheit"²⁸ vorhanden ist. Eine Wohnung mag kein Bad oder kein Schlafzimmer haben - dann gilt sie als schlecht ausgestattet. Aber eine Wohnung ohne Küche gilt nach heutigen Auffassungen nicht mehr als Wohnung.

Die Bedeutung dieses Raumes zeigt sich auch daran, daß wohl über keinen anderen Teilbereich des Hauses so viel diskutiert und geschrieben wurde, wie über die Küche. Sie hat viel stärker als andere Räume im Laufe der Geschichte ihre Gestalt geändert.²⁹

Eine 'moderne' Küche von heute ist einmal gekennzeichnet durch feste Einbaumöbel. Gemessen am Wohnzimmer oder Schlafzimmer eines Hauses, ist sie erheblich kleiner. Nicht selten nimmt sie sogar - neben dem Bad - als 'reine Funktionsküche' den kleinsten Raum ein. Auch ihre Lage ist nicht bevorzugt. Es ist übliche Baupraxis geworden, die Küchen - zusammen mit Bad oder WC - an den Stellen eines Hauses oder einer Wohnung vorzusehen, die relativ schlecht belichtet oder besonnt werden können. Ein Grund für diese schlechte Lage liegt sicherlich darin, daß vielen Fachleuten die rationelle Nutzung von technischen Installationen (Wasserrohren und Abflüssen) unter finanziellem Kalkül wichtiger ist als das Wohlergehen jener Personen, die in diesen Küchen tagtäglich arbeiten sollen.

Die reine Arbeitsküche von heute ist einerseits das Ergebnis fortdauernder Versuche, den 'Arbeitsplatz' Küche unter gleichen Kriterien zu gestalten wie einen Arbeitsplatz in der Industrie. Auch in der Küche will man den Arbeitsaufwand durch Technik rationalisieren, hier soll effizient und zeitsparend gearbeitet werden.

Doch solche Bestrebungen verkennen, daß sich die häuslichen Arbeiten weitgehend der Logik industrieller Produktionsabläufe entziehen.

Hausarbeit war und ist immer "verflochtenes Tun"³⁰, auch räumlich gesehen. Darin liegt ihre Spezifik und auch ihre besondere Qualität. Was nützt die beste Funktionsküche, in der man sich gleichsam nur einmal um die Achse dreht und sofort alles griffbereit hat, wenn gleichzeitig ein Kind zu beaufsichtigen ist, das in dieser Küche aber keinen Platz mehr findet ?

Der Versuch, mit der Logik industrieller Produktion auch die häuslichen Arbeiten zu gestalten, führt nicht nur zu einer unsinnigen Mehrarbeit. Er entkleidet die Hausarbeit auch ihrer kommunikativen Qualitäten. In vielen unserer Küchen ist es z.B. nicht mehr möglich, "daß sich mehrere Personen gleichzeitig darin aufhalten, um sich etwa die Arbeit zu teilen oder währenddessen zu unterhalten"³¹.

Diese 'Ein-Personen-Arbeitsplätze' untergraben durch ihre geringe Größe von vorneherein jeden Versuch, die Männer zu einer partnerschaftlichen Mitarbeit zu bewegen. Die Arbeit der Männer in den Küchen ist nicht vorgesehen, denn auch die festen Einbaumöbel und Arbeitsplatten sind in ihrer Höhe nur für die durchschnittliche Körpergröße einer Frau 'angemessen'. Die Küche von heute zementiert in ihrer Ausgestaltung und Funktion die bestehende geschlechtliche Rollenzuweisung und behindert dadurch die Emanzipation der Frau.³²

Dieser Raum zeigt auch in seiner Entwicklung bis heute einmal mehr die Ausgrenzung der Frau und ihre Verdrängung. In dem Maße, wie die Küchen zusammenschrumpften und durch die heute üblichen separaten Essbereiche und Esszimmer auch bestimmter Funktionen beraubt wurden, hat man versucht, die Arbeit der Frauen aus dem alltäglichen Gesichtskreis zu verbannen.

Die Abspaltung des Essbereiches von der Küche hatte in den großbürgerlichen Wohnungen letztendlich den Sinn, daß Dienstboten und deren Arbeit aus dem Gesichtskreis der 'Herrschaft' verbannt werden konnten. Heute bedeutet die Separierung des Essbereiches von der Küche, daß Mann und Kinder beim Essen mit der zugrundeliegenden Hausarbeit wie Kochen und Spülen nicht räumlich konfrontiert sind. Die Frauen haben durch separate Esszimmer in aller Regel unnötige Wege und einen erheblichen Mehraufwand zu erbringen.

Gleichwohl notwendig, ist Hausarbeit unerwünscht. Man schämt sich unaufgeräumter Küchen, wenn gerade Besuch kommt. Küchengerüche in der Wohnung, die in früheren Zeiten ein Genuß waren, gelten heute zunehmend als 'unfein'. Diese Arbeit soll im Grunde unsichtbar sein, denn nur eine Wohnung, die als ein von allen notwendigen Arbeiten befreiter Raum erscheint, signalisiert und ermöglicht dem Mann nach 'getaner' Arbeit Erholung. Für diesen Zweck ist es nötig, den Ort, der am deutlichsten die Hausarbeit offenlegt, möglichst klein oder versteckt zu halten.

Nach dieser Beschreibung der Küchen wird es müßig zu erwähnen, daß in den heute üblichen Wohnungsgrundrissen, besondere zusätzliche Hausarbeitsräume oder einfach arbeitsökonomische Stellplätze für Bügelbrett, Waschkorb, Staubsauger u.v.m nicht vorgesehen sind. All das, was die Hausarbeit nicht nur erleichtern, sondern auch wieder sichtbar machen würde, wird systematisch unterlassen.

Die Kennzeichen unserer 'modernen' Wohnungen - Funktionszuschreibung und monofunktionale Nutzung, sowie Hierarchisierung der einzelnen Räume - bedeuten für die Frauen eine Diskriminierung ihrer alltäglichen Arbeit, die weitgehende Verleugnung ihrer Bedürfnisse und die Enteignung eines Lebensraumes.

Das Haus, dieser hauptsächlich von den Frauen bewohnte Raum 'drinnen', weist bei näherer Betrachtung keinerlei Spuren autonomer und anerkannter Fraueneexistenz auf. Die Frau selbst bleibt anonym in ihrer eigenen Wohnung. In Konzeption und Gestalt hat dieser Raum wesentlich die Funktion, zu verhindern, daß sich die Frau ihrer selbst bewußt werden kann.

3. Das Verhältnis der Frauen zum Raum 'draußen'

Geschlechtliche Arbeitsteilung, Rollenzuweisung und patriarchale Strukturen, d.h. all jene Zwänge, die zur Domestizierung und Verheimlichung der Frau geführt haben, bestimmen auch ihr Verhältnis heute zum Raum 'draußen'.

Seit langem schon sind die Frauen wieder 'draußen' in der Berufswelt tätig. Etwa seit der Jahrhundertwende sind konstant mindestens ein Drittel aller Erwerbstätigen Frauen gewesen.³³ Mittlerweile ist die Erwerbsquote der Frauen in der Bundesrepublik auf ... % gestiegen und sie wird - folgt die Bundesrepublik dem Weg in die Dienstleistungsgesellschaft - weiter steigen.³⁴

Aber in diesem Leben 'draußen' dürfen sie bevorzugt nur in den Bereichen tätig sein, in denen "Not am Mann" ist: in untergeordneten, schlecht bezahlten Positionen. Oder aber sie dürfen dann massiv 'draußen' tätig werden, wenn die Männer fast vollständig fehlen - in Kriegszeiten.³⁵

Doch 'einrichten', sich in diesem Leben 'draußen' zuhause fühlen, können sich die Frauen nicht. Erwerbsarbeit der Frau ist nur dann toleriert, wenn sie als 'Zubrot' zum Verdienst des Mannes notwendig wird. Alles andere wird als Doppelverdienertum gebrandmarkt.

Und auch den sonstigen öffentlichen Raum, z.B. Straßen und Plätze, dürfen sie 'selbstverständlich' nur dort nutzen, wo "Not am Mann" ist: beim Einkaufen, beim Beobachten der Kinder auf dem Spielplatz usw. Es muß immer einen Zweck haben, einen Bezug zu ihren häuslichen Arbeitsbereichen, wenn sie sich in solchen Räumen aufhalten wollen. Es ist bezeichnend, daß im allgemeinen Sprachgebrauch unter einer Frau, die 'auf die Straße geht', geringschätzig eine Prostituierte verstanden wird. Selbst ein Schlendern auf der Straße, ein Flanieren, ein Müßiggang schlechthin, wird den Frauen dort nicht zugestanden. Es ist schwer vorstellbar, daß die Frauen diesen Raum so selbstverständlich zu Spiel und Unterhaltung nutzen könnten, wie beispielsweise die Männer in Frankreich beim "Boule" spielen.

Die Trennung der Lebensbereiche in ein 'drinnen' und 'draußen' bietet dem Mann den Vorteil, sich in unterschiedlichen Rollen erproben zu können: draußen

ist er u.U der kühl kalkulierende, rational denkende Geschäftsmann, drinnen im Haus wird er zum liebenden, sich emotional verhaltenden Vater.

Die Frauen aber werden nicht nur zuhause, sondern noch mehr 'draußen' im öffentlichen Raum dazu verpflichtet, nicht "aus ihrer (einzigen) Rolle" zu fallen. Gerade hier müssen sie dem Leitbild einer emsigen, fürsorgenden Hausfrau und liebenden Mutter genüge tun. Zornige, schimpfende Frauen in der Öffentlichkeit gelten als verabscheuungswürdig, als hysterisch, bestenfalls als Rabenmütter.

Nach einer Untersuchung verhalten sich Frauen in der Öffentlichkeit durchweg unauffälliger als Männer. Die Selbstdarstellung in dieser Welt draußen ist zum männlichen Privileg geworden. Frauen dagegen kontrollieren Haltung, Schrittempo aber auch den Gesichtsausdruck auf der Straße - sie versuchen sich unauffällig zu verhalten, machen es sich zur Gewohnheit, auf abfällige Bemerkungen nicht zu reagieren.³⁶

Dieses Verhalten der Frauen 'draußen' erklärt sich jedoch nicht nur aus ihrer Angst vor körperlicher Gewalt, plumper Anmache oder der Mißachtung ihrer Person. Aus einem anderen Grund heraus ist den Frauen möglicherweise der Zugang zu diesem Raum, das sich Einrichten in ihm, verwehrt. Die modernen Städte von heute, mit dem was allgemein unter Urbanität oder städtischem Charakter verstanden wird, sind mehr und mehr zum Abbild männlicher Werte verkommen: schneller, höher, weiter, größer, Funktionsaufteilung, rechte Winkel, Effizienz... Unsere Städte spiegeln eine Welt wider, die konträr zum Lebenszusammenhang der Frauen steht.³⁷

Die von MITSCHERLICH kritisierte "Unwirtlichkeit" unserer Städte zeigt nur, daß dieser Raum 'draußen' nun in seiner Eintönigkeit bestimmter Werte selbst aus dem Blickwinkel des Mannes heraus kein angenehmer Ort mehr ist.³⁸

Für die Frauen sind diese Räume schon seit langem unwirtlich genug. Seit langem grenzt man sie hier aus und hat ihnen jede Möglichkeit genommen, diese Orte mitzugestalten.

4. "Kein Ort. Nirgends"

Dieser Buchtitel von Christa WOLFF³⁹ charakterisiert sehr treffend die Situation der Frauen. Sie haben nirgendwo mehr einen Ort. "Frauen praktizieren eine Art heimatloser Anwesenheit."⁴⁰

Frauen suchen seit langem nach ihren verlorenen Räumen. Erst seit einigen Jahren gelingt es einigen, sich wirklich eigene Räume zu schaffen: Frauen wohnen bewußt alleine, es gibt Frauencafes, Frauenhäuser, sie diskutieren sogar eine Utopie – die Frauenstadt. Nicht immer sind es positive Versuche, sich den Raum wieder anzueignen. Oft symbolisieren diese Räume nur auf andere Weise Isolation, erneuten Rückzug und Verstecken.

Bezeichnend ist aber, daß solche Versuche immer als Bedrohung empfunden werden. Zur Abwehr setzt eine noch stärkere Diskriminierung und 'Ausgrenzung' dieser Frauen ein.

B. Theorien zum 'modernen' Wohnen Eine Kritik daran

"Das *Haus* ist die Fiktion einer verlorenen Idylle, die niemals wiederkommen wird.." (Alessandro Mendini, 1984)

Die Geschichte zeigt die stetige räumliche Ausgrenzung der Frauen vom Leben 'draußen' und ihre Beschränkung auf die Lebenswelt 'drinnen' im Haus. Doch selbst an diesem Ort – in unseren 'modernen' Wohnungen von heute – weist kein Winkel mehr auf ein geachtetes, selbständiges Leben der Frauen hin. Auch hier haben sie den Raum für sich verloren.

Im wesentlichen versuchen zwei Theorien, die allmähliche Trennung der Lebenswelten und auch deren räumliche Aufdifferenzierung zu erklären. Einmal wird unter Betonung ökonomischer Aspekte die Herausbildung des 'modernen' Wohnens als Ergebnis einer fortschreitenden Entwicklung der Produktivkräfte gesehen. Mit dem Übergang von der ländlichen Agrargesellschaft hin zu einer verstädterten Industriegesellschaft habe sich gleichsam als Destillat dieses Veränderungsprozesses das 'moderne' Wohnen ergeben. Dieses Wohnen wird darin als die Sphäre gesehen, die nicht durch Produktion sondern durch Konsumtion geprägt ist; das Wohnen ist Kristallisationspunkt des Lebens außerhalb des unmittelbaren Produktionsprozesses.¹

In einem anderen Erklärungsmuster ist die Herausbildung des Wohnens weniger ein Reflex auf die Gesetzmäßigkeiten der Ökonomie und auf Veränderungen im Bereich der Arbeit. Vielmehr wird hier das Wohnen vor dem theoretischen Hintergrund einer allmählichen Aufdifferenzierung des Lebens in ein 'öffentliches' und ein 'privates' beschrieben. Das Leben habe sich polarisiert in zwei unterschiedliche Sphären, die sich mehr und mehr auch räumlich abbilden. Das Wohnen gilt dabei als geschützter Ort, an dem der Mensch erstmals in der Entwicklung seine Emotionalität, Intimität und Individualität frei von sozialen Kontrollen entfalten kann. Gleichzeitig könne sich das Pendant, die öffentlich-politische und die ökonomische Sphäre rein nach eigenen, eher zweckrationalen Logiken, d.h. gereinigt von Elementen der Emotionalität, entwickeln.²

Doch angesichts der Geschichte der Frauen und ihrer steten Ausgrenzung weisen beide Erklärungsmuster durchaus problematische Aspekte auf. Selbst in diesen Theorien wird der Lebenszusammenhang von Frauen kaum mehr wahrgenommen.

1. Die Trennung von Wohnen und Arbeiten

Die Herausbildung 'modernen' Wohnens wird auf einem politisch-ökonomischen Hintergrund als Ergebnis der industriellen Produktionsweise gesehen. Je mehr Arbeit vergesellschaftet und lohnförmig organisiert wird, umso mehr entsteht ein Lebensbereich jenseits dieser Arbeit - eine Sphäre, die die beständige Erhaltung und Regeneration der Arbeitskraft sichern soll.

Tendenziell teilt sich so das Leben in einen von Arbeit erfüllten Bereich einerseits und einen von Entspannung, Erholung, Freizeit und Konsum gekennzeichneten Bereich andererseits. In der viel gebrauchten Terminologie "Arbeits- und Lebensbedingungen" kommt diese Zweiteilung zum Ausdruck. Zentrum dieses Lebensbereiches jenseits der Arbeit ist das, was man mit dem Begriff 'Wohnen' zu fassen sucht.

Das Haus, die Wohnung wird dabei zum wichtigsten Ort der individuellen Konsumtion: hier werden wesentliche Güter des Produktionsprozesses z.B. Lebensmittel wieder zur individuellen Regeneration verbraucht. Das Verbrauchen der produzierten Güter in der einen Sphäre sorgt umgekehrt für ihr beständiges Wiedererscheinen als produziertes Gut in der anderen Sphäre.

Doch dieses Erklärungsmuster von "Wohnen und Arbeiten" weist angesichts der Geschichte der Frauen und aus ihrem Blickwinkel heraus durchaus problematische Aspekte auf:

- Die Vergesellschaftung der produktiven Arbeiten und ihre Auslagerung aus dem Haus ist nicht vollständig vollzogen worden. Es gab und gibt immer noch in Phasen variierende, verbleibende Arbeiten innerhalb des Hauses. Diese können entweder (noch) nicht dem Kalkül lohnmäßig organisierter Arbeit untergeordnet werden oder aber versperren sich sogar grundsätzlich einer Vergesellschaftung.
- Ein Leben in der Arbeit und ein Lebensbereich jenseits der Arbeit ist nur dann gesellschaftlich vertretbar, wenn notwendig zu erledigende Arbeiten gleichmäßig und insbesondere ohne Ansehen des Geschlechts verteilt werden.
- Allein in den beiden polar verwendeten Begriffen "Arbeiten und Wohnen" offenbart sich ein Denken, das nie so recht zu der Realität der Frauen passen wollte.

1.1 Zur Kritik einer unvollständigen Trennung von Wohnen und Arbeiten

Im historischen Prozeß einer Ausdifferenzierung und Weiterentwicklung der Produktivkräfte sowie deren Verlagerung auf die gesellschaftliche Ebene sind dennoch vielfältige und gleichwohl produktive Arbeiten im Haus verblieben. Diese werden gemeinhin mit dem Begriff 'Hausarbeit' umschrieben. Doch ist dieser Begriff in den Köpfen vieler so sehr mit Ressentiments und Geringschätzung beladen, daß an dieser Stelle die Verwendung einer anderen Umschreibung sinnvoller erscheint. Das Haus, die Wohnung ist ein Ort informeller Arbeiten geblieben³. Nicht alle notwendigen Arbeiten sind im Laufe der Entwicklung in formelle und lohnmäßig organisierte gesellschaftliche Bereiche überführt worden.

Insbesondere Frauen um die Jahrhundertwende haben dieses Zurückbleiben vieler Arbeiten im Haus indirekt mit ihren Vorschlägen zu idealen 'arbeitsökonomisch' gestalteten Häusern kritisiert.⁴ Sie forderten die Reform informeller, im Haus verbliebener Arbeiten unter der Logik und den Prinzipien industrieller Rationalisierung: Mechanisierung, Zeitökonomik und Arbeitsteilung.

Ziel war eine höhere Produktivität bei diesen verbliebenen Arbeiten, die den Frauen weniger Mühsal und mehr freie Zeit sichern sollten. Die Arbeiten sollten zwar nicht ausgelagert und in den formellen Arbeitsprozeß überführt, aber innerhalb des Hauses doch deutlich rationalisiert werden.

Diese Reformvorstellungen kristallisierten in Modellen wie beispielsweise dem der "Frankfurter Küche".⁵

Ein anderes wichtiges Ergebnis dieser Kritik waren aber auch die Vorschläge zu einer zumindest teilweisen Vergesellschaftung der im Haus verbliebenen Arbeiten in den Einküchen- oder sog. Servicehäusern.⁶ Informelle Arbeiten sollten nach diesen Entwürfen nicht mehr vereinzelt in den Haushalten geleistet werden, sondern in einer weitgehend vergemeinschafteten, arbeitsteiligen und professionalisierten Form.

Gerade diese Modelle vergemeinschafteter, informeller Arbeiten konnten sich bis heute nur in wenigen Randbereichen der Gesellschaft durchsetzen.⁷

Insbesondere in den neueren Diskussionen um Hausarbeit⁸ wird ein Aspekt betont, der die grundsätzliche Überführbarkeit aller bislang noch informellen Arbeiten in die formellen Arbeitsbereiche infrage stellt. Bei einer Angleichung verbliebener informeller Arbeiten an die Standards und Prinzipien industriell organisierter Arbeiten gingen auch besondere Qualitäten der Hausarbeiten verloren. Doch gerade den spezifischen Charakter solcher informeller Arbeiten gelte es insbesondere unter den Prinzipien marktmäßig und kapitalistisch orga-

nisierter Lohnwirtschaft zu bewahren: die Personenbezogenheit und nicht Sachbezogenheit, die Gebrauchswert- und nicht Tauschwertorientierung, die gemischten und nicht entkoppelten Tätigkeiten.

Damit tritt neben die Logik einer Entlastung von Hausarbeit durch Vergesellschaftung auch die Logik des Bewahrens spezifischer Qualitäten dieser Arbeiten jenseits der bestehenden ökonomischen Prinzipien. Vor diesem Hintergrund wird es fragwürdig, ob eine vollständige Vergesellschaftung aller Arbeiten durch Auslagerung aus dem Haus anstrebenswert ist.

1.2 Zur Kritik einer ungleichen Verteilung von "Arbeiten" und "Wohnen"

Die Idealvorstellung von "Arbeiten und Wohnen" – einem Leben in der Arbeit und einem Leben jenseits der notwendigen Arbeit – kann noch auf eine andere Weise problematisiert werden.

Die Vorstellung einer vollständigen Trennung beider Bereiche erscheint nur dann realisierbar, wenn alle notwendigen gesellschaftlichen Arbeiten einem völlig geänderten und einheitlichen Verteilungsmodus unterliegen. Damit ist die geschlechtliche Arbeitsteilung angesprochen.

Solange man beispielsweise den Frauen vor dem theoretischen Hintergrund eines polarisierten Geschlechterverhältnisses nicht nur die "Mutterrolle" zuschiebt, sondern auch die damit verbundenen vielfältigsten Arbeiten als die ihren "natürlichen" Fähigkeiten entsprechenden definiert, solange wird keine einheitliche Verteilung notwendiger Arbeiten erreichbar sein.

Zwar öffnet sich der formelle Arbeitssektor zunehmend für Frauen⁹, dennoch werden wesentliche Reproduktionsarbeiten immer noch als gleichsam 'natürliche' Aufgaben der Frauen definiert. In dem oft gebrauchten – allein auf die Frauen angewendeten – Terminus "Doppelbelastung", der treffender durch "Doppelarbeit" zu ersetzen wäre, kommt dieses Dilemma ungleicher Arbeitsverteilung für die Frauen zum Ausdruck.

Die Integration der Frau in die beruflich organisierte, formelle Arbeit braucht als notwendiges Pendant die Integration des Mannes in die außerhäusliche, informelle Arbeit.

In dem Maße, wie das Wissen und die traditionellen Arbeitsbereiche der Frauen marginalisiert bleiben und gleichzeitig Vergesellschaftungsprozesse selektiv, unter kapitalistischem Kalkül, aber zugleich auch aus einem von patriarchalen Denken bestimmten Blickwinkel vorangetrieben werden, wird sich keine einheitliche Teilhabe beider Geschlechter an beiden Lebenssphären verwirklichen lassen.

1.3 Zur Kritik der rein ideologischen Funktion von "Wohnen" und "Arbeiten"

Der Versuch, unsere Wohnweise, d.h. unser 'modernes' Wohnen aus ihrem Verhältnis zur Produktion zu bestimmen, wollte nie so recht zur Realität der Frauen passen. Es gibt für sie kein Wohnen, das jenseits der Arbeit liegt, einen von Arbeiten befreiten Bereich. Vielmehr war und ist das Wohnen seit langem die Arbeit der Frauen. Bei jedem Versuch den Begriff "Wohnen" zu operationalisieren, stoßen sie unweigerlich auf ihre Arbeit.

Die Aufspaltung des Lebens in eine von Arbeit erfüllte Sphäre einerseits und eine von notwendiger Arbeit befreite Sphäre andererseits, die auch räumlich ihren Ausdruck in Wohnbereichen und Arbeitsstätten findet, spiegelt eine Erfahrungswelt wider, die allein ein männlicher sein kann. Häusliches Tun läßt sich zwar nicht mit den Kategorien lohnmäßig und berufsmäßig organisierter Arbeit fassen, nichtsdestoweniger bleibt dieses Tun Arbeit.

In der allmählichen Herausbildung der polar verwendeten Begriffe "Wohnen und Arbeiten" dokumentiert sich eine begriffliche Einengung von 'Arbeit' und ein gesellschaftlich gewandeltes Arbeitsverständnis. So ist die Konsequenz einer Beschreibung der Sphären mit "Arbeiten" und "Wohnen" vereinfacht folgende: ein wesentlicher Teil gesellschaftlicher Arbeit wird geringgeschätzt, negiert, vergessen, verdrängt und auch die Trägerinnen solcher Arbeiten finden sich in diesem Strudel gesellschaftlicher Abwertungen wieder.

Insbesondere in jüngerer Zeit beschränken sich hauswirtschaftliche Untersuchungen nicht mehr allein auf die 'Innensicht' häuslichen Geschehens und stellen die Hausarbeit selbst in den Mittelpunkt der Betrachtung. Vielmehr wird hier mehr und mehr die Notwendigkeit gesehen, Hausarbeiten im Kontext gesamtgesellschaftlicher Strukturen zu analysieren. Damit verknüpft sich auch die Suche nach einer neuen Bestimmung dessen, was eigentlich Arbeit ist.¹⁰

Mit einem neuen und umfassenden Arbeitsbegriff ließen sich einerseits die in Punkt 1.2 angesprochenen Chancen aber auch Grenzen einer Überführbarkeit häuslicher Arbeiten in den formellen Arbeitssektor besser erfassen. Es würde damit auch andererseits die traditionelle Arbeit der Frauen rehabilitiert und das bisherige Denken in polaren Begriffen wie "Arbeiten und Wohnen" müßte einer neuen Betrachtungsweise weichen.

2. Die Trennung von Privathelt und Öffentlichkeit

Für die Herausbildung der zwei Lebenssphären 'draußen' und 'drinnen' gibt es noch eine weitere Erklärungstradition. Die eine Sphäre, das 'moderne Wohnen', wird hier nicht primär auf der Basis ökonomischer Prozesse erklärt, sondern vielmehr mit der sozialen Spezifik einer industriell-bürgerlichen Gesellschaft.

Ein wesentliches Merkmal dieser Gesellschaft ist die Herausbildung einer öffentlichen und einer privaten Sphäre, die dem Menschen differenziertere Lebensentwürfe erlaubt als frühere Gesellschaftsstrukturen, in denen alle Lebensbereiche unvermittelt ineinander übergingen.

Dieses polarisierte Leben wird als Voraussetzung für die Emanzipation eines Menschen beschrieben: eine Emanzipation, die einerseits - insbesondere in der geschützten Sphäre einer 'Privatheit' - die Chance einer Individualisierung einschließt, die aber gleichzeitig in der anderen Sphäre - der 'Öffentlichkeit' - die Teilhabe am Reichtum der Welt und ihren Möglichkeiten sichern soll.

Der öffentliche Bereich beschreibt jene Sphäre, in der sich der Mensch z.B. distanziert zu anderen verhalten kann, 'Fremden' begegnet und nicht gezwungen ist sich preiszugeben. Auf dieser "Bühne des Lebens" ist er weniger ein 'natürlicher' Mensch, sondern eher gefordert, unterschiedlichste Rollen zu übernehmen, sich in ihnen zu erproben.

Die private Sphäre demgegenüber ist der Bereich, in der er einfach 'Mensch sein' darf. Sie ist ihm vertraut, hier kann er seinem 'natürlichen' Wesen entsprechend und individuell leben. Weitgehend frei von sozialer Kontrolle kann er sich hier 'selbst' verwirklichen und entfalten.¹¹

Mit der Verfeinerung gesellschaftlicher Strukturen haben sich diese zwei polaren Sphären auch mehr und mehr räumlich separierend abgebildet. Heute wird als "öffentlich" das Leben außerhalb des Familienkreises bezeichnet, "privat" dagegen umschreibt im wesentlichen das Leben innerhalb der Familie. Damit bekommt auch das Private einen klaren abgegrenzten Ort - das Haus.

Diese Erklärungstradition kann angesichts der Geschichte der Frauen auf dreierlei Weise problematisiert werden:

- Die Teilhabe an beiden Lebenssphären war und ist seit jeher ungleich auf Frauen und Männer verteilt. Damit sind auch die Möglichkeiten zur Individualisierung bzw. Partizipation der Geschlechter unterschiedlich.
- Beide Sphären können nur dann als sinnvolle und komplementäre Pole des Lebens funktionieren, wenn alle Individuen einheitliche Verhaltensmuster und Selbstzwänge verinnerlicht haben, die sie befähigen, eine von Kontrollen befreite Privatheit im positiven Sinne zu leben.

- Eine Trennung des Lebens in unterschiedliche Sphären ist theoretisch zwar möglich, die Umsetzung und Zementierung solcher Vorstellungen in gebaute Umwelt aber wird zur Herrschaft.

2.1 Zur Kritik einer ungleichen Teilhabe an der öffentlichen und privaten Sphäre

Die mit der Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit eröffneten Chancen für Selbstverwirklichung und Individuierung einerseits, sowie Teilhabe an der Welt andererseits sind geschlechtsspezifisch ungleich verteilt. Den Frauen bleibt die öffentliche Sphäre und die damit verbundenen Räume weitgehend verschlossen.¹² Die Teilhabe der Frauen an der öffentlichen Sphäre zeigt rückblickend eine phasenhafte Entwicklung, die immer direkt korrespondierte mit den Prinzipien und Logiken einer kapitalistisch organisierten Arbeitswelt, aber auch mit patriarchalen Weltbildern.

Tendenziell sind Frauen immer in der Gefahr auf den Privatbereich als einzigem Lebensbereich zurückgeworfen zu werden, bzw. für die Aufrechterhaltung der beiden Welten funktionalisiert zu werden. Diese Mechanismen kristallisieren in bestimmten Frauenbildern: etwa dem einer sich aufopfernden Hausfrau, Mutter und Ehefrau, die, völlig in die Privatheit abgedrängt, ihre Identität aus einem "Dasein für andere" beziehen muß (Hausfrauensyndrom) oder aber dem Bild einer ständig überlasteten, zwischen beiden Welten hin und her pendelnden Berufsfrau und Mutter, der es nicht gelingt, es irgend jemandem recht zu machen – weder dem Arbeitgeber, noch der Familie, am wenigsten sich selber. Die Frauen werden durch eine weitgehende Ausgrenzung von der öffentlichen Sphäre wesentlicher Entfaltungsräume und letztlich auch der Chancen ihrer Individualisierung beraubt.

Mit dieser Kritik ist die These einer Aufdifferenzierung und Polarisierung des Lebens in ein öffentliches und ein privates an sich nicht infrage gestellt. Das eigentliche Problem erscheint vor dem Hintergrund des Geschlechterverhältnisses als ein verteilungspolitisches: Wer bekommt in welchen Maße Zugang zu welchen Lebensbereichen ?

Im Kern entpuppt sich diese Verteilungsproblematik aber als eine Kritik, die weit über das Geschlechterverhältnis hinausreicht. Denn für alle nicht oder nicht mehr im formellen Arbeitsprozeß stehenden Menschen kann die private Sphäre als Ort der völligen Isolation und des Ausgestoßenseins begriffen werden. Wie sonst könnten wir z.B. von einer "Vereinsamung alter Menschen" reden ?

In der Erklärungstradition von Privatheit und Öffentlichkeit ist einmal die private Sphäre untrennbar verknüpft mit familiären Beziehungen und Intimität.¹³ Doch heute sind bereits über ein Drittel aller Haushalte sog. Einzelhaushalte¹⁴ hier existiert eine private Sphäre – im Sinne einer intimen Gemeinschaft – schon lange nicht mehr. Damit wird diese Sphäre ihrer Bedeutung entkleidet. Gleichzeitig fehlt für viele der öffentliche Raum als Entfaltungsraum – nicht nur für Frauen, auch mehr und mehr für Kinder¹⁵ oder für Alte. Eine abgeschottete private Sphäre kann aber nur dann als etwas Qualitatives und Wertvolles erlebt werden, wenn ebenfalls gelebte und erstrittene Öffentlichkeit als dialektisches Gegenüber vorhanden ist. Diese beiden Lebenssphären sind Zahnrädern vergleichbar: nur zusammen entfalten sie ihre Wirkung und machen einen Sinn.

2.2 Zur Kritik des schlechten Zusammenspiels einer öffentlichen und einer privaten Sphäre

Das ideal gedachte, positive Zusammenwirken einer öffentlichen und einer privaten Sphäre läßt sich auch vor dem Hintergrund unterschiedlicher Geschlechterrollen und schichtspezifisch unterschiedlich eingeübter Verhaltensweisen kritisieren.

„Kein Zweifel: das Private, vor den Augen der Öffentlichkeit Verborgene hat es immer gegeben – eine reservierte, obskure Tabuzone, Ort der Freuden und Zwänge“¹⁶ Bis heute hat sich aber dieser Ort des Privaten von obskuren Tabuzonen oder aber dem Herzen des Menschen hin zu einem genau lokalisierbaren Ort, dem gebauten Haus gewandelt.¹⁷ Diese Form der Privatheit heute versucht sich hermetisch gegenüber möglicher Kontrolle von außen abzugrenzen. Die Privatheit ist nicht länger nur ein Tabu, das keinen abgeschirmten Ort kennt. Diese Privatheit erscheint heute als zementierte Festung „my home is my castle“ – oder in Form abgeschlossener Türen und Fensterläden.

Diese Form einer abgegrenzten Privatheit, diese Abschirmung eines Ortes vor allen 'öffentlichen' und sozialen Kontrollen ist nur insofern gesellschaftlich tolerabel und funktional, als konformes Verhalten durch die Verinnerlichung einheitlicher Kontrollen sichergestellt ist und ein erhebliches Maß an Selbstdisziplin ausgebildet wurde.

Doch das Maß an Selbstdisziplin und einem verinnerlichten Verhaltenskodex gilt zum einen schichtspezifisch als unterschiedlich. Zum anderen wurde aber auch jenseits schichtspezifischer Momente ein geschlechtsspezifisch unterschiedlicher Verhaltenskodex eingeübt, der sich im Herrschaftsanspruch des Mannes zeigt.

Vor diesem Hintergrund kann insbesondere die private Sphäre, geschützt vor öffentlicher Kontrolle, auch zu einem Ort der Bedrohung werden. Ihr Sinn kehrt sich ins Gegenteil. Die private Sphäre ist ein Bereich, in dem statistisch gesehen, die meisten Gewalttaten verübt werden. Physisch Schwächere, Kinder und alte Menschen, aber auch insbesondere Frauen sind es, die diesen Bedrohungen in der privaten Sphäre besonders ausgesetzt sind. Sie erleben diesen 'geschützten' Ort vielfach nur als Ort der Angst (Frauen - und Kindesmißhandlungen).

"Die meisten Vergewaltigungen, Mißhandlungen und Verstöße gegen das sexuelle Selbstbestimmungsrecht finden in privaten Räumen statt, dem angeblichen Sicherheitsbereich für die weibliche Bevölkerung."¹⁸ Was sich im öffentlichen Bereich eher in Mißachtung und Diskriminierung einer Person zeigt, kann in den 'eigenen vier Wänden' sehr schnell in brutale Gewalt umschlagen.

Bedrohungen innerhalb der Privatsphäre sind oftmals nur durch öffentliche Gegengewalt in Schach zu halten. Doch jeder Versuch, diese Privatsphäre zu kontrollieren, beispielsweise durch die Polizei oder durch Sozialarbeit, löst diese geschützte Sphäre auf oder durchlöchert sie.

Was als öffentlicher Schutz gedacht ist, erweist sich für die Betroffenen - zu- meist sind es Frauen und Kinder - als janusköpfig. Manchmal mögen Kontrollen Schläge und Gewalt verhindern, doch in "unbewachten" Momenten wird dafür die Bedrohung in der privaten Sphäre umso härter. Denn der kontrollierende Eingriff in die Privatsphäre selbst, z.B. durch den Sozialarbeiter, wird als "unerlaubt" gesehen. Sobald dieser die Türe hinter sich schließt, werden Frauen oder Kinder erst recht verprügelt, als müsse man nun quasi den Beweis führen, daß diese Angelegenheit eine "private" sei, die die Öffentlichkeit draussen nichts angehe.

Ein geschützter Privatbereich für Frauen und Kinder kann unter solchen Bedingungen erst dann wieder hergestellt werden, wenn sie diese Orte fliehen. In versteckt gehaltenen Frauenhäusern, ohne bekannte Telefonnummer oder verräterische Türschilder, versuchen so die Betroffenen sich sowohl vor der Gewalt zu schützen als auch sich jenen öffentlichen Kontrollen zu entziehen, die ihnen die Privatsphäre völlig rauben.

Nur in extremen Fällen spricht man dem Menschen die 'Befähigung' zu einem geschützten Privatleben ab und verwaltet sein Dasein in 'öffentlichen' Heimen und Institutionen.

Der Versuch, die private Sphäre in bestimmten Bereichen zu kontrollieren, setzt voraus, daß man diese überhaupt kontrollieren könne und wolle. Doch gerade die "Psychologie der Privatheit"¹⁹ ("Zuhause bin ich mein eigener Herr") verhält sich hierzu diametral: der 'Schutz' der Privatsphäre ist bereits zu

ungunsten der Frauen in vielerlei gesetzlichen Regelungen und gesellschaftlichen Normen verankert. Insbesondere für die Gewalt in der Ehe wird den Frauen öffentlicher Rückhalt zur Lösung ihrer Probleme verweigert.

"Frauen werden tage- und wochenlang eingesperrt. Bekleidungsstücke werden versteckt, die Wohnungsschlüssel werden abgenommen, das Telefon wird abgeschlossen.... Auch dazu hat sich vor kurzer Zeit der Bundesgerichtshof gemeldet. Dort wurde entschieden, daß nicht in jeglichem Einschließen oder ähnlicher Beschränkung der Bewegungsfreiheit der Frau eine Anwendung von Gewalt zu sehen sei, auch wenn dies in der Absicht geschähe, mit ihr geschlechtlich zu verkehren."²⁰

Diese Realitäten verweisen nicht allein darauf, daß in bestimmten gesellschaftlichen Gruppen anerkannte soziale Normen und Verhaltensweisen nicht verinnerlicht wurden. Sie zeigen auch, daß es keine einheitlich verinnerlichten Selbstzwänge jenseits des Geschlechts gibt.

Bei der Frage nach dem Aggressionspotential von Männern und Frauen scheiden sich die Geister. Das Potential an sich dürfte bei beiden Geschlechtern gleich sein, dennoch ist der Umgang mit den Aggressionen, das Verhalten bei beiden ein anderes: Männer sind eher in der Lage, ihre Aggressionen nach außen zu richten - ihr Aggressionspotential dokumentiert sich wesentlich in Kriminalstatistiken. Bei den Frauen dagegen finden sich Hinweise auf ihr Aggressionspotential eher in psychiatrischen Kliniken und Krankenakten wieder - Frauen richten Aggressionen eher zerstörerisch gegen sich selber.

Wenn sich nun aber die Verinnerlichung von Kontrollen und Selbstzwängen als Voraussetzung für eine geschützte Privatsphäre im Rahmen von Herrschaftsansprüchen weder jenseits des Geschlechtes noch jenseits von Schichten vollzogen hat, so wird fragwürdig, ob eine Emanzipation des Menschen durch die Ausdifferenzierung des Lebens in ein öffentliches und ein privates überhaupt funktionieren kann. Herrschaftsansprüche und Mechanismen der Unterdrückung überlagern auch diese Sphären und verhindern so eine Emanzipation.

2.3 Zur Kritik eines Denkens in Polaritäten

Jenseits einer Kritik über die ungerechte Teilhabe an beiden Lebenssphären sowie über die Fragwürdigkeit der zu beobachtenden Ausdifferenzierungsprozesse selbst, entwickelt sich eine Kritik, die noch viel weiter greift.

Kern dieser Kritik ist es, daß eine analytische Zergliederung menschlicher Lebensbereiche zwar theoretisch durchaus zulässig ist. Das Unterwerfen der Realität unter diese Denkkategorien aber wird zur Herrschaft.²¹

Idealtypisch gesehen sind die öffentliche und die private Sphäre zwar getrennt, gleichwohl gleichwertig und dialektisch aufeinander bezogen. Diese beiden Sphären beschreiben aber – auf der Basis einer patriarchalen und kapitalistisch organisierten Gesellschaft – zugleich auch ein Geschlechterverhältnis (public man – private woman).²²

Mit dem Gegenüber von Privatheit und Öffentlichkeit entsteht letztlich für die Frauen eine permanente Nötigung, Gleichheit und Verschiedenheit in einem zu denken. Sie sollen in polarisierten Lebenssphären ihren Platz behaupten, obwohl diese Polarisierung erst durch ihre Ausgrenzung und Verdrängung entstehen konnte. Sie sollen die Gleichwertigkeit dieser beiden Sphären denken, obwohl deren allmähliche Herausbildung ihnen erst die Ungleichwertigkeit ihres Lebens gegenüber dem des Mannes erfahrbar machte.

Frauen finden sich in einer 'aufgeherrschten' polarisierten Welt wieder, die zwar die Emanzipation verspricht, dennoch gleichzeitig das Geschlechterverhältnis zu ungunsten der Frauen stabilisieren hilft. Das Denken in Polaritäten (Produktion vs. Reproduktion, Emotionalität vs. Rationalität, Privatheit vs. Öffentlichkeit) bedeutet zugleich, "daß die Geschlechterpolarität immer und überall wie ein zu laut eingestellter basso continuo über die soziale Interaktionsmusik hinwegdröhnt"²³.

3. Ausblick

Für das Verständnis 'modernen' Wohnens haben sich zwei Erklärungstraditionen durchgesetzt. Die eine erklärt das Wohnen aus ihrem Verhältnis zur Produktion, die andere sucht es aus der Dichotomie einer privaten und einer öffentlichen Lebenssphäre zu erklären.

Längst sind beide Lebenssphären 'drinnen' und 'draußen' in Bewegung gekommen. In unseren funktionsteilig organisierten Städten sind sie nicht nur räumlich auseinandergeraten, sondern sie verändern auch ihren Charakter.²⁴

Bezogen auf das Erklärungsmuster von "Wohnen und Arbeiten" werden beide Sphären durch folgende nur schlagwortartig angerissene Veränderungen in ihrem Kern berührt: eine Intensivierung von Arbeitsprozessen und veränderte Anforderungen an die Regeneration, Rückgang der Tages-, Jahres- und Lebensarbeitszeit und damit eine veränderte Funktion des Wohnens, veränderte Erwerbsstruktur der Haushalte durch die Berufsorientierung von Frauen und eine notwendige Neuorganisation häuslicher Arbeiten, Rückverlagerungen beruflicher Arbeiten in den Wohnbereich bei bestimmten Berufsgruppen oder durch Heimarbeit, informelle Arbeit etc. Bezogen auf das Erklärungsmuster von Privatheit

und Öffentlichkeit sind ebenfalls gravierende Veränderungen in den beiden Lebenssphären zu verzeichnen: die Intensivierung familialer und intimer Beziehungen und damit ein Bedeutungswandel des Privaten, der 'Zerfall der Öffentlichkeit' ²⁵ und die zunehmende "Unwirtlichkeit unserer Städte" ²⁶, die Auflösung enger und einheitlicher Subjektbilder von Männern und Frauen in den einzelnen Sphären etc.

Trotz der Veränderungen sowie der Kritik an diesen Erklärungstraditionen, die die Verbindung dieser Theorien mit dem Geschlechterverhältnis aufzudecken versuchen, ist eben dieses stark polarisierte Denken Grundlage für stadtplanerische und wohnungsbaupolitische Konzepte geworden. Die Planung hat sich zum Verwalter eines Denkens gemacht, das - gemessen an der Wirklichkeit - allmählich zum Klischee verkommt. An einem Ort 'plant' man Arbeiten, am anderen Wohnen. Hier sucht man den öffentlichen Raum zu gestalten, dort den privaten Raum zu entwerfen. Dieses polare Denken wurde baulich-räumlich zu Ungunsten der Frauen so zementiert, daß Veränderungen heute umso schwieriger erscheinen.

Die eine Seite dieser Zementierung - das 'moderne' Wohnen - und dessen Unsinnigkeit für das Leben der Frauen, ist Thema des folgenden Kapitels.

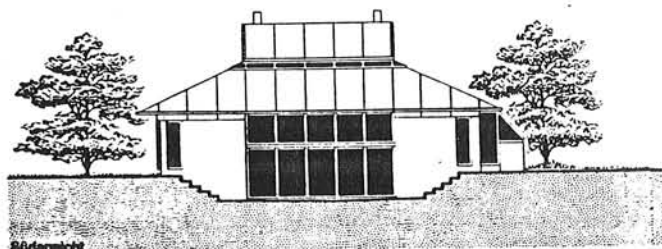
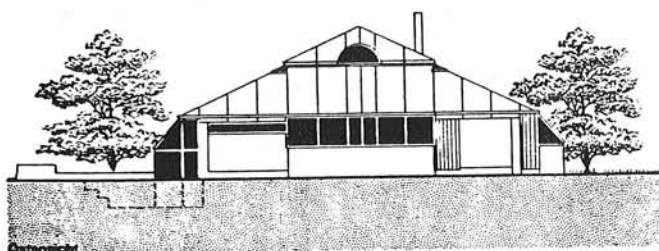
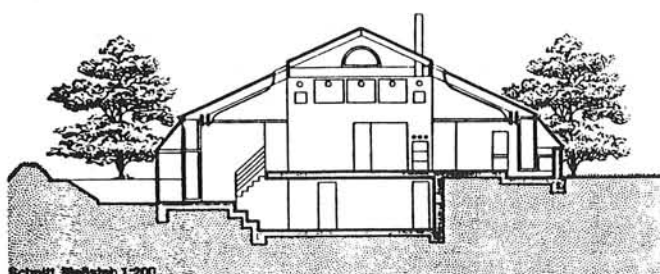
C. Der Idealtypus 'modernen' Wohnens

Eine unsinnige Variante für das Leben der Frauen

"Das *Haus* ist der Revolution unseres Verhaltens gegenüber feindlich eingestellt." (Alessandro Mendini, 1984)

Es gibt ein klar umrissenes Bild vom 'modernen' Wohnen. Meist kristallisiert dieses Bild in einer Vorstellung vom eigenen Haus, stilvoll und behaglich, die eine Identifikation mit dem Heim als einer Sphäre des Privat-Gemütlichen, der Freizeit und Erholung erleichtert.

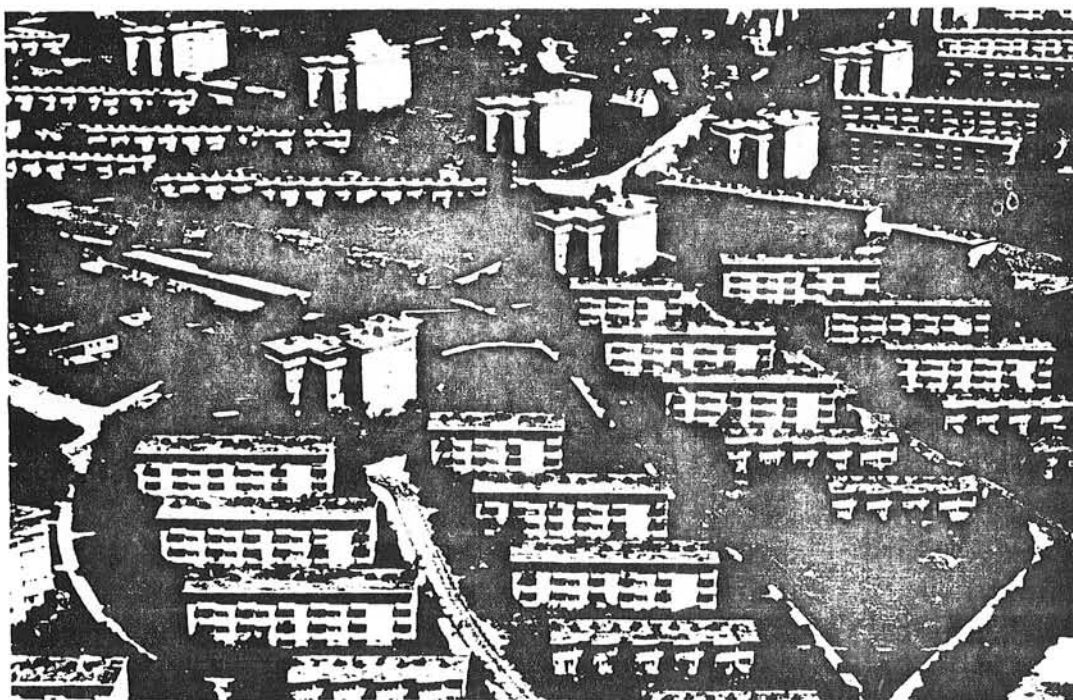
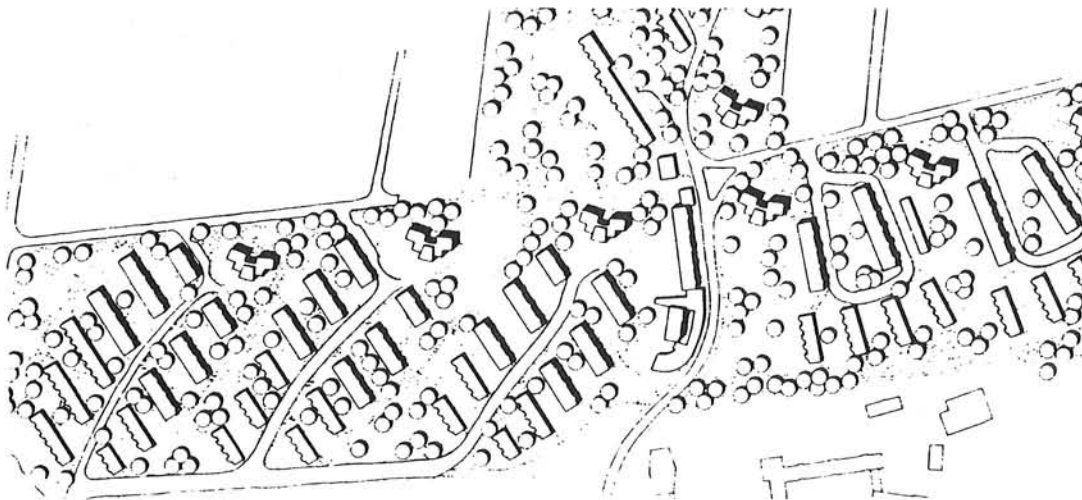
Die Simulation des 'Optimums'.....



Quelle: Häuser 3/1989, S.110, Entwurf: Jørn Schütze, Dänemark

Viele müssen sich mit den schlechten Varianten dieses 'modernen' Wohnens begnügen: der Wohnbereich ist zu klein, zu schlecht ausgestattet oder zu teuer, er liegt ungünstig oder er ist nur eingeschränkt in der eigenen Verfügung. So wird das Bild 'modernen' Wohnens eher Traum und unerreichbare Wunschvorstellung.

Standardisierung.....



Quelle: SPENGELIN/NAGEL/LUZ (Hg.) (1985) *Wohnen in den Städten - Bauen in der Landschaft*, Katalog zur Ausstellung in Berlin.

Dennoch wird die 'Geschichte des Wohnens' insgesamt als eine Abfolge ständiger Verbesserungen der Wohnverhältnisse geschrieben: immer mehr Fläche pro Person, immer bessere Ausstattung und weitere Eigentumsförderung.¹ Das Bild selbst, der Traum vom 'modernen' Wohnen, scheint statisch zu sein. Die Wirklichkeit scheint sich ihm allmählich anzunähern.

Dieses zeigt sich auch in der Logik der Wohnungspolitik, die das "Defizitäre" des Wohnens immer anhand fester, unumstößlicher Kriterien zu beschreiben sucht: es gibt zu wenig Wohnungen - es muß mehr gebaut werden; die Wohnungen sind zu schlecht ausgestattet - sie müssen modernisiert werden; die Wohnungen sind zu teuer - der Staat muß unterstützend eingreifen.

In diesem Denken, das sich an einem Idealbild 'modernen' Wohnens orientiert, wird jedoch der "Gebrauchswert" dieses Wohnens nicht grundsätzlich infrage gestellt. Es wird nicht danach gefragt, ob dieses 'moderne' Wohnen nicht schon seit Beginn "defizitär" war bezogen auf Arbeit, auf die Entwicklung kollektiver Lebenszusammenhänge oder bezogen auf ein gleichberechtigtes Leben von Männern und Frauen.

Ungeachtet der ungezählten gestalterischen bis rein ästhetischen Varianten des Wohnens, soll es nun darum gehen, den Kern des "Idealtypus modernen Wohnens"², der zudem seit mehr als 100 Jahren Quintessenz von Wohnungspolitik und Wohnungswirtschaft³ ist, freizulegen und ihn bezogen auf die Situation der Frauen heute, zu hinterfragen. Je mehr Frauen beginnen, vor dem geschichtlichen Hintergrund ihrer Ausgrenzung und Verheimlichung, den "Gebrauchswert" dieses ihnen zugewiesenen Ortes zu problematisieren, umso mehr bekommt das 'Defizitäre' unseres Wohnens eine andere Dimension.

'Modernes' Wohnen heute schreibt ein Lebensmodell vor und fest, das insgesamt in seinen vier Dimensionen - nicht nur baulich/räumlich, sondern auch sozial, funktional und rechtlich/ökonomisch - mit besonderen Nachteilen für die Frauen verbunden ist und die Entwicklung eines eigenen Frauenlebens behindert.

1. Die baulich-räumliche Dimension 'modernen' Wohnens - Ausgrenzung und Isolation

Die baulich-räumliche Dimension 'modernen' Wohnens hat zwei verschiedene Kennzeichen. Einmal ist dieses Wohnen von außen gesehen deutlich abgegrenzt von der Umwelt. Von innen gesehen, hat es eine spezifische Morphologie bzw. einheitliche Grundrisse.

Markantes Zeichen einer äußeren Abgrenzung sind die zumeist geschlossenen Eingangstüren der Wohnungen oder Häuser. Zwischen solche Türen schieben sich im Falle der Einfamilienhäuser privat verfügbare Freiflächen, die eine Abgrenzung noch erhöhen. Bei Einzelwohnungen im Geschosßbau finden sich Niemandsländer in Form von anonymen Treppenhäusern oder unwirtlichen Erschließungsflächen. Verbindende Übergänge zwischen "Wohneinheiten" fehlen völlig.

Als ein Grundprinzip des 'modernen' Wohnens gilt das seperate, voneinander abgeschlossene Wohnen. Wohnungen, die einen "eigenen, abschließbaren Zugang unmittelbar vom Freien, von einem Treppenhaus oder Vorraum"⁴ haben, sind zum selbstverständlichen Standard des Wohnens geworden. Modelle, bei denen beispielsweise zwischen den Wohnungen oder Häusern ein bebauter Raum existiert, der von beiden Seiten genutzt werden kann oder Konzepte, die Verbindungstüren zwischen Wohnungen vorsehen, werden in den Bereich des 'experimentellen Wohnungsbaues' verwiesen.

Sich voneinander im Wohnbereich deutlich zu separieren erscheint gleichsam als 'natürliches' Verhalten. Bis hinein in Bauvorschriften wird die Separierung der einzelnen Haushalte zementiert. Will man z.B. zwei Reihenhäuser durch Türen intern miteinander verbinden, gerät man sofort in Konflikt mit brandschutzrechtlichen Vorschriften. Die dann notwendigen schweren Brandschutztüren konterkarieren den gewünschten Effekt einer Öffnung des Wohnbereiches hin zu den NachbarInnen.

Dieses seperate 'moderne' Einzel-Wohnen erfahren die Frauen als ambivalent: für sie ist es Gefängnis und Fluchtborg zugleich. Doch in beiden Bildern stecken negative Aspekte. Zum Gefängnis - zur Wohnhaft - wird es für sie deshalb, weil es durch die strikte Abgrenzung nach außen ihre alltägliche Isolation befördert. Sie sind aufgrund der Rollenzuschreibung zeitlich wesentlich stärker im Wohnbereich verhaftet, als die Männer.⁵ Spontane Kommunikationsmöglichkeiten im Wohnalltag werden verhindert. Die zunehmenden Vereinzelungstendenzen bei der Hausarbeit haben diesen Kommunikationsverlust für sie noch erhöht: aus der Allzweckküche sind Laborküchen geworden, aus gemeinsamen Waschkellern wurde der kombinierte Wasch-Trockenautomat im eignen Bad, ein Einkaufen zuhause wird per Katalog oder Bildschirm offeriert.⁶

Gleichzeitig ist seperates und damit auch anonymes, unerkanntes Wohnen für viele Frauen zur Fluchtborg geworden, denn draußen gibt es mehr und mehr "Orte der Gewalt"⁷ für sie. Wohnen wird insbesondere abends für Frauen der Rückzugsbereich schlechthin, ein Ort, an dem sie zeitlich wesentlich öfter als Männer ihre Freizeit verbringen (müssen). Das Bild der Fluchtborg umreißt auch, daß dieser Ort trotz seiner Abschottung 'bedroht' wird. Seperate Woh-

nungen von Frauen sind bevorzugte Orte von Gewalttaten geworden. Alleine wohnenden Frauen wird angeraten, Vorname und Adresse im Telefonbuch zu verschweigen, Klingelschilder nur mit dem Nachnamen zu versehen und im Zweifelsfall immer so zu tun, als seien sie nicht alleine zuhause.⁸

Abgeschottetes 'modernes' Wohnen entläßt Frauen nicht aus einem *circulus vitiosus*: die Separierung von anderen Haushalten, die Freiheit und eigenen Lebensstil suggeriert, erhöht die Bedrohung von außen und führt letztlich zu immer stärkeren Abgrenzungsmechanismen, bis hin zur Unfreiheit. Ein sichtbares Zeichen dieser Entwicklung ist der ungebrochene Boom verschiedenster Haussicherungstechniken (Infrarot-Schranken, Gegensprechanlagen, abschließbare Rolläden, Sicherheitsschlösser etc), die nicht zuletzt von vielen alleine wohnenden Frauen nachgefragt werden.

Diese Abschottung nach draußen findet ihre Basis in einer funktional-räumlichen Charakteristik des "Idealtypus modernen Wohnens". Denn eine Wohnung gilt nur dann als Wohnung, wenn alle für die Erfüllung der Vitalfunktionen erforderlichen Einrichtungen vorhanden sind: ein Kochraum, sanitäre Anlagen, ein Bad.⁹ Nur dann ist ein abgeschlossenes Wohnen möglich. Das bedeutet umgekehrt, daß alle anderen Wohnformen, die z.B. gemeinsame Küchen nutzen oder Duschräume etc., zu Sonderwohnformen erklärt werden. Bei dieser Ausprägung 'modernes' Wohnens geraten ökologische Vorteile oder eigenständige kulturelle und soziale Entwicklungen anderer Wohnformen nicht mehr in den Blick. Damit werden auch Denkmodelle aus den Köpfen verbannt, die eine Veränderung des Wohnens zugunsten der Frauen befördern könnten.

Der "Idealtypus modernen Wohnens" ist in seiner baulich-räumlichen Dimension wie eine Gussform, entstanden aus Vergangenen aber gleichwohl prägend für die Gegenwart. Sie zwingt zu einheitlichen Lebensmodellen, was nachfolgend an der sozialen Dimension 'modernes' Wohnens verdeutlicht werden soll.

2. Die soziale Dimension 'modernes' Wohnens - Beschränkung auf Familie

Der "Idealtypus modernen Wohnens" orientiert sich an einer Normalfamilie: einem Ehepaar mit (zwei) Kindern. Familienorientierung ist zum Maßstab der Wohnungspolitik geworden. Dafür sprechen die programmatischen Äußerungen zur Wohnungspolitik¹⁰, aber auch die gesetzlichen Regelungen¹¹ und Wohnbaunormen¹². Ziel war und ist dabei die Schaffung "familiengerechten" Wohnraumes.¹³

Auch die Qualität bzw. die Defizite der Wohnversorgung werden daran gemessen, ob jeder 'Familie' ausreichender Wohnraum zur Verfügung steht. Die "Familienzentriertheit" unseres Wohnens läßt sich bis hinein in die Erhebungspraxis der Wohnversorgung verfolgen. In den offiziellen Wohnungsbaustatistiken wird üblicherweise unterschieden in das Wohnen von Ein- und Mehrpersonenhaushalten. Mehrpersonenhaushalte werden dabei stets als Familienhaushalte definiert, die nur in zwei Varianten wahrgenommen werden: als vollständiger bzw. unvollständiger Familienhaushalt.¹⁴ Bei solchen Wahrnehmungsmustern kommt es zu paradoxen statistischen Einordnungen. Wohngemeinschaften mit mehreren unverheirateten Mitgliedern werden nicht als solche erfaßt, sondern gelten als Ansammlung mehrerer Einpersonenhaushalte. Umgekehrt wird eine alleine wohnende geschiedene Frau ohne Kinder, nicht als Einpersonenhaushalt gezählt, sondern den unvollständigen Familienhaushalten zugeordnet.

Mit dieser Art der Erhebungspraxis geraten weitreichende soziale Veränderungen bei der Entwicklung der Wohnverhältnisse nicht mehr in den Blick. Es wird nicht erhoben, ob für die Lebensform 'Wohngemeinschaft' adäquater Wohnraum vorhanden ist, ob für 'Wohngruppen' oder 'Einpersonenhaushalte' entsprechende Wohnformen zur Verfügung stehen.

Die "Familie" zur Norm der Wohnungspolitik zu erheben und damit alle anderen Wohn- und Lebensformen in einen Sonderstatus zu verweisen bzw. gar nicht wahrzunehmen, ist nur dann begründbar, wenn dem familialen Wohnen in seiner heutigen Ausprägung ein emanzipatorischer Effekt zugesprochen werden könnte.

Doch gerade die Herausbildung und Verfestigung kleinfamilialer Strukturen ging einher mit der Ausgrenzung der Frauen, mit ihrer Selbstzurücknahme zugunsten von Mann und Kindern. Der "Idealtypus modernen Wohnens" schreibt diese hierarchischen Strukturen familialer Beziehungen zulasten der Frauen fest. Zum einen spiegelt sich dies wider in der baulich-räumlichen Dimension, indem Frauen kein "eigener" Rückzugsbereich zugestanden wird und sie dadurch überall in der Wohnung dem unmittelbaren Zugriff der Familie ausgesetzt werden. Zum anderen zeigt es sich auch in den Statistiken zu den Wohnverhältnissen. Wie selbstverständlich geht man in der Erhebungspraxis davon aus, daß es im 'modernen' Wohnen einen "Haushaltsvorstand", d.h. eine Person gibt, "die die Lebensbedingungen des Haushaltes im wesentlichen bestimmt"¹⁵. Da aber unter dem Gleichheitsgrundsatz bei einem Ehepaar sowohl Mann als auch Frau als Haushaltsvorstand genannt werden könnten, wird in all den Fällen, in denen es mehrere Angaben gibt, "aus statistischen Gründen die männliche Person als Haushaltsvorstand betrachtet"¹⁶.

Damit werden im 'modernen' Wohnen all jene Haushalte nicht wahrgenommen, in denen entweder kein Vorstand (z.B. bei Wohngemeinschaften) oder mehrere gleichberechtigte Haushaltsvorstände genannt werden. Solche Lebensformen werden statistisch 'bereinigt'.

Der "Idealtypus modernen Wohnens" ist in seiner sozialen Dimension nicht nur gekennzeichnet durch eine Zentrierung auf Familie, die andere Lebensformen ausblendet, sondern auch durch hierarchische Strukturen und eine Dominanz des Mannes innerhalb der Familie.

3. Die funktionale Dimension 'modernen' Wohnens - Verdrängung von Arbeit

'Modernes' Wohnen ist gekennzeichnet durch eine einheitliche innere Morphologie der Häuser und Wohnungen. Eine Wohnung ist definiert als "die Summe der Räume, welche die Führung eines Haushaltes ermöglichen, darunter stets eine Küche oder ein Raum mit Kochgelegenheiten. Zu einer Wohnung gehören außerdem Wasserversorgung, Ausguß und Abort."¹⁷ Unter 'Räumen' werden dabei insbesondere Wohn- und Schlafräume verstanden.¹⁸

In der Praxis gelten Wohnzimmer, Schlafzimmer, Kinderzimmer, Küche, Bad und WC als Standard eines Hauses. Charakteristisch für das Wohnen ist, daß solche Grundrisse nach funktionalen Anforderungen geplant werden: Kochen-Essen, Schlafen, Körperpflege, Wohnen, Kinder'aufzucht'. Jeder dieser Tätigkeiten wird ein bestimmter Raum in der Wohnung zugewiesen.

Kennzeichnend ist aber auch der gleichsam unverrückbare Kanon an funktionalen Anforderungen, denn z.B. für die Funktion 'Arbeit' (Hobby, Handwerk, Beruf oder produktive hauswirtschaftliche Tätigkeiten wie dem Einlagern von Äpfel, Gemüse usw.) wird kein eigenständiger Raum vorgesehen. Allenfalls werden "Abstellflächen" für die Kreissäge, Nähmaschine usw. eingeplant, die aber nicht arbeitsmäßig nutzbar sind. 'Modernes' Wohnen wird obendrein nicht für die Bedürfnisse der Personen konzipiert, und so fehlen individuell verfügbare Räume für Erwachsene völlig.¹⁹

Für das Leben der Frauen bedeutet das zweierlei. 'Modernes' Wohnen durch diese funktionale Einengung als quasi arbeitsfreien Raum zu präsentieren, erschwert Hausarbeiten, verleugnet sie sogar (siehe dazu auch Kapitel A 2). Sie nimmt den Frauen aber zugleich wesentliche Entfaltungsmöglichkeiten im Wohnbereich.

Auf der einen Seite werden damit die produktiven Aspekte häuslicher Arbeiten zurückgedrängt, auf der anderen Seite werden gleichzeitig eigenständige beruf-

liche Tätigkeiten im Wohnbereich verhindert. Der Konsum tritt anstelle einer möglicherweise gesünderen Ernährung durch eine Vorratswirtschaft, autonomes berufliches Arbeiten der Frauen innerhalb des Wohnbereichs (Herstellung von handwerklichen Produkten, Schreibarbeiten, u.v.a.m.) wird verhindert zugunsten einer vollständigen Hinwendung zu Mann und Kindern.

Befördert wird diese Einengung von Handlungsspielräumen der Frauen noch dadurch, daß neben einer exakten Funktionsbestimmung die Räume zudem hierarchisch angeordnet sind. Größtes Zimmer einer Wohnung ist in aller Regel das Wohnzimmer, dann folgen in Abstufungen eheleiches Schlafzimmer, Kinderzimmer, Küche, Bad/WC.²⁰ Solche Raumstrukturen verhindern Umnutzungen der einzelnen Zimmer, schreiben eine Parzellierung des Wohnalltags zum Nachteil der Frauen fest.

In den meisten Mietverträgen findet sich ein Passus wie "der Vermieter überläßt dem Mieter zu Wohnzwecken" oder "der Wohnraum darf vom Mieter nicht für gewerbliche Zwecke genutzt werden..". Zuwiderhandlungen gegen solche Bestimmungen gelten als Kündigungsgrund. Selbst bei Eigenheimen wäre eine beruflich genutzte Werkstatt, ein Schreibbüro nicht immer möglich. Insbesondere in "reinen Wohngebieten" stehen dem teilweise planungsrechtliche Vorgaben entgegen.²¹ Die Umwandlung von Wohnraum in Büros oder gewerblich genutzte Räume gilt als "Zweckentfremdung".

Hinter solchen Bestimmungen verbergen sich nicht allein wirtschaftliche oder ordnungspolitische Interessen. Sie verweisen auch auf die funktionale Dimension 'modernen' Wohnens als einem Ort von Nicht-Arbeit und Privatheit, Erholung, Freizeit und gemütlichem Beisammensein im Kreise der Familie. Im "Idealtypus" erscheint das Wohnen als eine von Arbeit befreite Sphäre. Wohnen soll Gegenwelt sein zu einem Leben draußen.

Die funktionale Einengung des 'modernen' Wohnens auf eine Sphäre der Freizeit und Erholung nötigt die Frauen in ihrer alltäglichen Arbeit dazu, möglichst unsichtbar zu agieren. Es nimmt ihnen die Chancen zu produktiver eigenständiger Arbeit, sowohl in Teilbereichen der Hausarbeit wie auch bei beruflichen Tätigkeiten. Damit verlieren sie wesentliche Handlungsspielräume für die Gestaltung eines eigenen Lebens.

Mit dieser Verdrängung von Arbeit wird auch die Erholungs- und Freizeitfunktion 'modernen' Wohnens für Frauen problematisch. Wohnen strahlt diesbezüglich eine diffuse Gemeinnützigkeit aus, denn individuell abweichende Erholungs- und Freizeitbedürfnisse bei den Erwachsenen werden nicht berücksichtigt. Für einen Mann kann es beispielsweise durchaus erholsam sein, nach der außerhäuslichen Arbeit im Kreise der Familie zu essen oder mit den Kindern zu spielen. Für die Frau dagegen, die sich tagtäglich wesentlich um Familie und

Haushalt kümmert, ist eine Erholung vor allem dann gegeben, wenn sie "für sich" sein kann und die Familie nicht unmittelbar um sich hat. Individuelle, selbst verfügbare Rückzugsräume für Frauen sind jedoch nicht vorgesehen.

Der "Idealtypus modernen Wohnens" orientiert sich in seiner funktionalen Dimension ausschließlich an den Regenerationserfordernissen eines vollzeitbeschäftigten, außerhäuslich arbeitenden Menschen, der zuhause versorgt wird. Berücksichtigt werden nicht die völlig anders gelagerten Arbeits- und Lebensbedingungen der Frauen.

4. Die rechtlich-ökonomische Dimension 'modernen' Wohnens - Aneignung und Mitbestimmung werden erschwert

Die Wohnung gehört in vielen Fällen nicht denjenigen, die sie nutzen; sie verwalten sie auch nicht oder bestimmen deren Gestalt. Im 'modernen' Wohnen ist es - gegenüber früheren Zeiten - selbstverständlich geworden, daß Erstellung, Nutzung, Besitz und Verwaltung des Wohnens zumeist in unterschiedlichen Händen liegen. Eine Vielzahl von Interessen und Akteuren sind mit dem Wohnen verknüpft.²²

Das Wohnen ist in unserer Gesellschaft zur Ware geworden.²³ Eine Wohnung, ein Haus wird gekauft oder gemietet, wobei im letzteren Falle nur ein Nießbrauch für eine bestimmte Zeit erworben wird. Die Wohnungsversorgung soll sich über den Markt regeln, auf dem sich die einzelnen Haushalte individuell mit Wohnraum versorgen.

Unter dem Kalkül einer kapitalistisch organisierten Gesellschaft wird dabei die Qualität der Wohnversorgung für den einzelnen ausschließlich eine Frage seines Budgets. Je höher das Einkommen oder der Besitz, umso eher besteht die Möglichkeit, sich die Wohnung privatrechtlich anzueignen, sie zu besitzen.

Die unterschiedlichen und gegensätzlichen Interessen der einzelnen Akteure am Wohnungsmarkt (MieterIn-VermieterIn / ErbauerIn-NutzerIn / HausbesitzerIn-GrundbesitzerIn/ ArchitektIn-BewohnerIn usw.) werden zum Gegenstand politischer Steuerung (Wohnungspolitik), rechtlicher Regelungen (Mietgesetze, Baurecht, Eigentumsrecht etc.) aber auch bürokratischer Regelungen (Hausordnungen, Wohnungsverwaltung etc.).²⁴

In dieser zur Selbstverständlichkeit gewordenen rechtlich-ökonomischen Dimension unseres Wohnens wird die Möglichkeit zu einer aktiven Mitgestaltung der Wohnbedingungen (Preis, Aussehen, Nutzungsmöglichkeit) minimal. Insbe-

sondere im Mietwohnungssektor sind "fertige Produkte" auf dem Markt. Den Nachfragern bleibt allein eine Auswahl entsprechend ihren finanziellen Möglichkeiten. Mitbestimmungsmöglichkeiten der MieterInnen bei Bau, Verwaltung und Veränderungen der Wohnungen stecken allenfalls in Kinderschuhen.²⁵

Doch worin besteht in dieser rechtlich-ökonomischen Situation des 'modernen' Wohnens eine spezifische Problematik der Frauen?

Für Frauen gilt, daß sie im allgemeinen ökonomisch schlechter gestellt sind als die Männer (Beschränkung auf 'unentlohnte' Hausarbeit, hoher Anteil teilzeitarbeitender Frauen, geringer qualifizierte bzw. entlohnte Arbeitsplätze usw.). Hieraus resultiert tendenziell eine schlechtere Position als Nachfragerin auf dem Wohnungsmarkt.

Analysen zur Wohnversorgung verdecken diese Situation zumeist. Der Preis, der für das Wohnen zu zahlen ist, wird in aller Regel in Beziehung gesetzt zum vorhandenen Haushaltseinkommen. Solche Erfassungsmethoden verdecken die spezielle Einkommenssituation und Benachteiligung von Frauen aber.

Amtliche Statistiken lassen keine genaue Beurteilung der rechtlich-ökonomischen Situation der Frauen auf dem Wohnungsmarkt zu. Es bleiben allenfalls Vermutungen oder Fragen: Wieviele Frauen im Gegensatz zu den Männern haben sich Wohneigentum erwerben können, das im Rahmen unserer Gesellschaft immer noch die meisten Handlungsspielräume im Wohnalltag eröffnet? Wie sieht für die Klientel der Frauen das Verhältnis Einkommen-Miete aus? Wieviele Frauen, die in Partnerschaften leben, besitzen ein auch explizit auf ihren Namen lautendes Mietrechtsverhältnis ?

In einer ersten Repräsentativuntersuchung²⁶ zu solchen Fragen ergaben sich Hinweise, die auf eine erhebliche Benachteiligung der Frauen auf dem Wohnungsmarkt schließen lassen. Im Fazit können sich Frauen meist nur vermittelt über den Partner, d.h. im Rahmen einer Ehe, Wohneigentum erwerben. Unverheiratete und geschiedene alleinstehende Frauen wohnen wesentlich öfter zur Miete als im Eigentum. Hier zeigt sich die Verknüpfung der rechtlich-ökonomischen Dimension mit der "Familienzentriertheit" des Idealtypus.

Die zunehmende Zahl unverheirateter Paare, die steigenden Scheidungsraten bei sinkenden Wiederverheiratungsquoten, die zunehmende Zahl alleinwohnender Frauen²⁷ bei gleichzeitiger "Femininisierung der Armut"²⁸ - all dies läßt vermuten, daß die Frauen in den ungünstigeren Mietverhältnisse verbleiben und sich ihre Wohnsituation in der rechtlich-ökonomischen Dimension zukünftig durchschnittlich nur langsam verbessert, gleichzeitig aber polarisiert.

Kollektive Besitzformen (z.B. Genossenschaften) oder aber andere Verfügungsformen über das Wohnen (z.B. Mietkauf, kommunaler Wohnungsbestand, Mieterverwaltung), die vor allem breiteren Bevölkerungsschichten Mitwirkungsmöglichkeiten bei der Gestaltung des Wohnens eröffnen, konnten sich immer nur am Rande unseres 'modernen' Wohnens durchsetzen.

Zusammenfassung

Der "Idealtypus modernen Wohnens" - und die Sicht der Frauen

1. Die baulich-räumliche Struktur 'modernen' Wohnens bildet nicht nur herkömmliche geschlechtsspezifische Rollenmuster ab, sondern verfestigt sie.
2. In der sozialen Dimension ist 'modernes' Wohnen ausschließlich familienzentriert, patriarchale Strukturen werden begünstigt.
3. In der funktionalen Dimension 'modernen' Wohnens wird Arbeit verdrängt. Damit wird Hausarbeit diskriminiert und eine Berufstätigkeit für Frauen weitgehend erschwert.
4. In der rechtlich-ökonomischen Dimension eröffnet 'modernes' Wohnen den Frauen geringe Aneignungs- und Mitbestimmungsmöglichkeiten.

5. Ausblick

In der Verflochtenheit seiner vier Dimensionen hat das 'moderne' Wohnen eine solche Festigkeit erlangt, daß es als kaum wandelbar erscheint. Veränderungen des Wohnverhaltens gegenüber ist dieses Wohnen eher feindlich. Gewandelte Haushalts- und Arbeitsstrukturen, die auch einen Wandel im Rollenverständnis der Geschlechter und ihrem Zusammenleben andeuten, finden in diesen Wohnungen keinen 'Platz'.

Das Fatale ist, daß die meisten Wohnungen für das Jahr 2000²⁹, orientiert am "Idealtypus", bereits gebaut sind. Damit hat man auch die Benachteiligungen für Frauen in diesem Wohnen für die nächsten Jahrzehnte weitgehend zementiert, und es wird ihnen nur um den Preis ungeheurer Anstrengungen möglich sein, sich aus dieser Gussform herauszuschälen und sich auf die Suche nach einem Wohnen zu begeben, das ihren eigenen, individuellen Lebensentwürfen entspricht.

Inwieweit Frauen versuchen, aktiv ihr Wohnen zu gestalten und zu welchen Veränderungen es dabei kommt, ist Thema der nachfolgenden empirischen Untersuchung.

D. **Veränderte Wohnformen – Wohnprojekte**

Ein besseres Wohnen für Frauen ?

"HILFE! 2 Kleinfamilien suchen Haus oder gr. Wohnung in Bremen zu kaufen/mieten. Tel:...."

"SOLVENTE FRAUEN suchen geräumiges Altbremer Haus mit 2 - 3 Wohnungen und Garten, Miete max. DM 2500.--, Tel:....."

(Anzeigentexte aus dem BREMER KURSBUCH)

Der Gebrauchswert unseres heutigen 'modernen' Wohnens ist geschlechtsspezifisch nicht neutral. Dieses Wohnen hat sich um den Preis der Isolation und Benachteiligung von Frauen herausgebildet und verfestigt. Was aus der Sicht des Mannes und seines Lebenszusammenhangs an dieser Wohnform funktional erscheinen mag, ist nicht - wie in den vorangegangenen Kapiteln beschrieben - gleichermaßen sinnvoll für das Leben der Frauen.

Doch seit einigen Jahren entstehen zunehmend 'neue' Wohnformen. Wohnexperimente, wie alle vom herkömmlichen Wohnideal abweichenden Wohnformen noch zu Anfang der 70er Jahre genannt wurden, schießen aus dem Boden wie Pilze. Wurden sie zu Beginn noch mit lautem publizistischem Getöse von der Fachwelt begleitet, so pflanzen sie sich mittlerweile relativ unbemerkt von der Öffentlichkeit fort.

Begonnen hatten diese Veränderungen mit dem Entstehen der Wohngemeinschaften junger Leute, die vielfach als Wohnform sittenloser Kommunarden abgestempelt worden waren. Heute ist es nicht mehr allein ein Teil der Generation der 20-jährigen, die des isolierten Wohnens überdrüssig geworden sind. Auch die 30 bis 40-jährigen - zumeist mit Familie - haben sich auf die Suche nach einem veränderten Wohnen begeben.¹ Wohngruppenprojekte sind entstanden, die in zwei Varianten zu finden sind. Einmal gibt es die Wohngruppen in Neubauprojekten mit oft vielen Familien. Daneben entstehen aber mehr und mehr auch in Altbauten, quasi im unsichtbaren Unterholz, Wohngruppen mit nur wenigen Familien (Hausgemeinschaften).² Nicht zuletzt deshalb sind diese Wohngruppen unsichtbarer geworden, weil sie sich in vorhandener Bausubstanz einnisten und damit, entgegen den Neubauprojekten, ExpertInnen nicht mehr brauchen, die früher über sie (und sich) geschrieben haben.

Wohngruppenprojekte sind Wohnformen, die sich in den letzten Jahren etabliert haben und einen immer größeren InteressentInnenkreis anziehen.

Von fachlicher Seite preist man solche Wohnformen insbesondere bei den Neubauprojekten als avantgardistisch, in den aufkeimenden Kleinfamilien der 'scene' gilt es immerhin noch als alternativ, so zu wohnen, und in der öffentlichen Diskussion werden sie als Ausdruck eines allgemeinen Wertewandels interpretiert: gleichsam als komplementäre Entwicklung hin zum um sich greifenden Singlewohnen gäbe es auch einen Trend hin zu gemeinschaftlichen und kollektiven Wohnformen, wobei man kleinfamilialer Privatheit abgeschworen habe.

Die Gründe für diese neuen Orientierungen scheinen vielfältig. Ökonomische Gründe (Wunsch nach Wohnsicherheit in einem unsicher gewordenen Wohnungsmarkt) verweben sich mit sozialen Motiven (nicht die Familie, sondern die Gruppe wird zum sozialen Fundament). Psychische Gründe (Wohngruppe als Heimat) vermengen sich mit politischen und ökologischen Motiven (selbstbestimmtes, ökologisches Wohnen).³

Unterlegt mit Begriffen wie "Gemeinschaftlichkeit" und "kommunikatives Wohnen", "neuen Nachbarschaften" und "bedürfnisgerecht"⁴ verheißen diese Wohnformen eine neue soziale Harmonie im Wohnen, den Gleichklang von Wohnbedürfnissen, ja sogar das Aufbrechen der Isolation städtischer Kleinfamilien. Dabei gerät nur allzuleicht eine zentrale Frage aus dem Blickfeld, die bei den frühen Stadt- und Wohnungsbauutopien der Sozialisten (Owen, Godin, Fourier) bereits einmal viel brisanter diskutiert worden war : Leisten diese veränderten Wohnformen auch einen Beitrag zur Emanzipation der Frauen ?

Es reicht nicht, die Wohngruppenprojekte allgemein als Alternative zur bisher dominierenden abgeschlossenen familialen Wohnform zu beschreiben. Vielmehr muß es darum gehen, die sich in den Wohngruppen abzeichnenden Wohnveränderungen dahingehend zu überprüfen, ob damit auch wesentliche Verbesserungen für den weiblichen Lebenszusammenhang erreicht werden. Welche Veränderungen zum Besseren oder Schlechteren bringt das Wohnen in einer Wohngruppe - gemessen am Idealtypus modernen Wohnens - für die Frauen mit sich?

Die folgenden Auswertungen des empirischen Materials sind in vier Komplexe gegliedert:

Zunächst wird das gängige Interpretationsmuster, wonach gemeinschaftliche Wohnformen geschlechtsneutralen Bedürfnissen entsprächen, mit den Ergebnissen unserer Untersuchung konfrontiert. Hinter diesem Auswertungsschritt steht die Vermutung, daß die besondere Benachteiligung der Frauen im 'modernen' Wohnen - wie in den vorangegangenen Kapiteln erläutert - auch ein spezifisches Potential für Wohnveränderungen in sich birgt (Teil I).

Danach wird für drei klassische Dimensionen des Wohnens erläutert, welche Veränderungen sich in den Wohngruppen für die Frauen zeigen.

In Teil II wird es darum gehen, inwieweit sich die funktionale Dimension dieses Wohnens - das Verhältnis von Wohnen und Arbeiten - gegenüber dem herkömmlichen Wohnen verändert hat. Bieten die Wohngruppen bessere Voraussetzungen für formelle und informelle Arbeiten der Frauen?

Teil III stellt die Frage nach positiven Wohnveränderungen in der sozialen Dimension dieses Wohnens - im Verhältnis von Privatheit und Öffentlichkeit - in den Vordergrund. Gewinnen die Frauen in diesen Wohngruppenprojekten neue persönliche Entfaltungsbereiche, werden sie freier und unabhängiger vom Zugriff der Familie? Inwieweit wird eine Isolation im Wohnalltag verhindert und werden neue Nachbarschaftsbeziehungen geschaffen?

Bei all diesen Fragen gilt es auch zu prüfen, ob positive Veränderungen für die Frauen einen baulich-räumlichen Ausdruck finden und ob sie sich "eigene Räume" innerhalb dieses Wohnens schaffen können.

In Teil IV wird schließlich nach den Neuerungen in der rechtlich-ökonomischen Dimension dieses Wohnens gefragt. Gelingt es den Frauen in Wohngruppen besser als im herkömmlichen Wohnen, sich ihr Wohnen auch "anzueignen" und aktiv, ihren Bedürfnissen entsprechend, mitzubestimmen?

I. Gemeinschaftliches Wohnen - ein geschlechtsneutrales Wohnbedürfnis ?

Befunde aus den Wohnbiographien der Bewohnerinnen

Wohnexperimente werden in der gängigen öffentlichen Diskussion als Ausdruck quasi geschlechtsneutraler gemeinschaftlicher Wohnbedürfnisse interpretiert. Angesichts der Geschichte der Frauen und ihren heutigen Benachteiligungen im herkömmlichen Wohntypus, wird dem eine These entgegengesetzt:

Wohngruppenprojekte sind nicht etwa geschlechtsneutrale Utopien gemeinschaftlicher Lebensentwürfe, die auf einem allgemeinen Wertewandel fort von der kleinfamilialen Privatsphäre beruhen, sondern sie finden ihren eigentlichen Nährboden in einer sich zuspitzenden Problematik des weiblichen Lebenszusammenhangs. Diese neue Form des Wohnens ist möglicherweise nichts anderes als ein 'Krisenmanagement' der Frauen in genau jener Lebensphase, in der sich alle mit der traditionellen Frauenrolle verhafteten Nachteile mit besonderer Schärfe stellen: in der Phase der Mutterschaft, in der Phase mit kleinen Kindern.

Für diese Annahme sprechen 5 Befunde in den Wohnbiographien der von uns befragten Bewohnerinnen in Wohngruppen/Hausgemeinschaften.

1. Lebensphase

Das Interesse der Frauen an diesen Wohnformen entsteht in einer klar definierten Lebensphase. Zum Zeitpunkt des Einzuges gibt es gleichsam einen Prototyp einer Wohnexperimentteilnehmerin, die folgendermaßen charakterisiert ist: Sie ist ca. 30 - 35 Jahre alt, lebt in einer gesicherten Partnerschaft und gehört zu den sog. 'späten Müttern', die sich erst nach einer Ausbildung und Etablierung im Beruf für Kinder entscheidet. Sie befindet sich in einer Krisenphase, d.h. sie muß doppelten Rollenanforderungen zwischen Beruf und Familie gerecht werden. Frauen mit bereits halbwüchsigen Kindern, die das Härteste bereits hinter sich haben, interessieren sich nach unseren Ergebnissen kaum noch für einen Einzug in Wohngruppenprojekte.

Übersicht Nr. 1: Alter der Bewohnerinnen beim Einzug in die Wohngruppe/
Alter der Bewohnerinnen beim ersten Kind (n=50)

Altersgruppe	Beim Einzug	Beim ersten Kind
18 - 20 Jahre	0	1
21 - 25 Jahre	3	8
26 - 30 Jahre	12	15
31 - 35 Jahre	25	19
36 - 40 Jahre	1	0
älter als 41 Jahre	2	0
keine Angabe	7	7
Gesamt	50	50

Am Beispiel der Bewohnerin Lisa W.* (38) läßt sich die Problematik, die hinter der Entscheidung für eine Wohngruppe steht, verdeutlichen:

Lisa W. ist Naturwissenschaftlerin, hat promoviert und arbeitet seit mehreren Jahren in der Forschung. Mit 33 Jahren bekommt sie ihr erstes Kind. Für sie und ihren Mann ist es klar, daß jede/r für sich selbst finanziell aufkommt und einer beruflichen Arbeit nachgeht. Sie wollen sich zu gleichen Teilen um das Kind kümmern.

Beruflich können sie die Schwierigkeiten lösen - sie erreichen beide Teilzeitlestellen mit relativ flexiblen Arbeitszeiten und haben so Zeit für ihr Kind. Allerdings geht Lisa W. mit einer unsicheren und befristeten Stelle für einige Jahre die größeren Kompromisse ein.

Aber auch die Wohnsituation muß mit dem Kind geändert werden. Das bislang von Lisa W. bevorzugte großstädtische Wohnen, zeitweise auch in eigenen Wohnungen, d.h. räumlich getrennt vom Mann, wird mit Kind problematisch. Das Wohnumfeld ist kinderunfreundlich und gleichzeitig kommen bei Lisa W. Isolationsgefühle in ihrer neuen Rolle auf. Der Mann bevorzugt in dieser Situation ein Leben auf dem Lande, favorisiert das Wohnen in einem Bauernhaus. Doch diese Vorstellung ist erschreckend für sie. Angesichts einer Partnerschaftskrise, die nicht zuletzt auch aufgrund der neuen Rollen entstanden ist, würde sie sich in diesem Wohnen noch stärker isoliert fühlen.

Lisa W. kennt seit langem eine Wohngruppe auf dem Land mit insgesamt 19 Haushalten. In ihrer Situation erscheint ihr dieses Wohnen ideal: einerseits findet sie hier ein eher städtisch geprägtes soziales Umfeld, AnsprechpartnerInnen, die sie dringend wünscht, andererseits erscheint ihr das Landleben und diese Gemeinschaft ideal für ihr Kind. Sie entscheidet sich sofort für dieses Wohnen, als zufällig ein Haus dort frei wird. "Es ist nicht nur dieses schöne

Haus hier, sondern ich habe auch für mich Wege gesucht, ein bißchen besser Konflikte lösen zu können in der Partnerschaft." Für den Mann ist dieses Wohnen eher ein Kompromiß, aber er geht ihn ein.

*Lisa W. ist nach 4 Jahren Wohndauer in der Wohngruppe - trotz einiger Nachteile - sehr zufrieden. Sie hat Berufstätigkeit, mittlerweile 2 Kinder und Partnerschaft mit ihren Ansprüchen an Kommunikation und Zusammenleben damit weitgehend in Einklang gebracht. (008**)*

2. Initiative

Insgesamt gesehen kommt von den Frauen eine stärkere Motivation zu gemeinschaftlichem Wohnen als von den Männern. In 20 von 50 untersuchten Fällen ging die Initiative für diese Wohnform von der Frau aus. Dabei mußten in der Regel die Männer für dieses Wohnen überredet werden.

Bei 19 Haushalten waren Mann und Frau gleichermaßen an dieser gemeinschaftlichen Wohnform interessiert, aber nur in 4 Fällen wurde der Mann initiativ und mußte sich gegen die Vorbehalte der Frau durchsetzen.

Übersicht Nr. 2: Initiative für die Beteiligung an einer Wohngruppe (n = 50)

Initiative kam mehr vom Mann	4
Initiative kam mehr von der Frau	20
Beide waren gleichermaßen interessiert	19
Keine Auswertung möglich	7
Gesamt	50

Was die befragten Bewohnerinnen selbst über ihr Engagement für diese Wohnform berichten, gilt in ihren Augen auch weitgehend für die anderen Frauen der untersuchten Wohngruppenprojekte.

* Dieser Name sowie alle weiteren Namen von befragten Bewohnerinnen wurden im Text geändert.

** Zahlen dieser Art am Ende der Abschnitte sind codierte Schlüsselangaben der Bewohnerinneninterviews.

Beispiel 1: Eine Wohngruppe mit 19 Haushalten (29 Erwachsene, 28 Kinder)

"Vor allem die treibende Kraft, das waren meistens die Frauen. Weil für die Frauen war das, wie soll ich sagen, die große Befreiung, daß man hier zusammenwohnt und sich absprechen konnte in der Aufsicht der Kinder. Das will nicht heißen, daß die Männer das nicht auch mitgemacht haben und sich beteiligt hätten, aber so die treibende Kraft, das waren die Frauen. Am Anfang war es natürlich so, daß sehr viele Frauen kleine Kinder hatten. Ein Großteil der Kinder war damals zweieinhalb bis vier Jahre alt und das war eine arbeitsintensive Zeit für uns." (008)

Beispiel 2: Eine Wohngruppe mit 10 Haushalten (20 Erwachsene, 20 Kinder)

"Von uns ist es eigentlich auch ausgegangen, von den Frauen, dieses Projekt gemeinsam zu bauen, und gemeinsam mit den Kindern loszuziehen. Aber nicht gegen die Männer, sondern mit den Männern." (031)

Beispiel 3: Eine Hausgemeinschaft mit drei Haushalten (6 Erwachsene, 2 Kinder)

"Ich hab' das natürlich immer sehr forciert, weil ja damals dieses Wohnen auf dem Lande so für mich die negativsten Auswirkungen hatte. Es ist eigentlich auch, muß man sagen, von den drei Frauen hier die Initiative ausgegangen. Wir drei Frauen haben irgendwann gesagt: Also was reden wir, was stellen wir uns das immer nur so toll vor, wir gucken einfach mal, wir suchen zusammen ein Haus... Jede hat dann was übernommen, die eine hat regelmäßig den Anzeigenteil der Zeitung durchgesehen, ich bin immer bei sämtlichen Maklern gewesen und M. hat den Finanzierungskram in die Hand genommen... Als es dann konkret wurde, waren die Männer genauso einbezogenen, aber ich denke, so die treibende Kraft waren die Frauen. Bei uns war dieser Wunsch zusammen etwas zu machen oder zusammen zu sein, einfach stärker..." (027).

In diesen Aussagen zeigt sich, daß sich die befragten Frauen nicht nur individuell für dieses Wohnen interessieren, sondern daß sie oftmals gleichsam als Gruppe die Veränderung ihrer Wohnsituation forcieren. Selbst dort, wo sich Mann und Frau gleichermaßen für ein gemeinschaftliches Wohnen interessieren, erwähnen viele der Befragten, daß sich der Mann immer noch eher das Wohnen in einem traditionellen Einfamilienhaus hätte vorstellen können, als sie selbst in ihrer Situation.

3. Wohnstationen

Etwas weniger als die Hälfte der befragten Bewohnerinnen hatte vor ihrem Einzug in eine Wohngruppe keinerlei gemeinschaftliche Wohnerfahrung gesammelt. Diese Frauen haben sehr traditionelle Wohnformen mit dem Partner hinter sich. In die Wohnexperimente selbst gelangen sie aufgrund einer expliziten Kritik an ihrem bisherigen Wohnen. Die Kritik daran ist umso radikaler, je mehr sie bereits die Nachteile des herkömmlichen 'modernen' Wohnens in der Phase mit einem kleinen Kind erleben mußten.

Übersicht Nr. 3: Frühere Wohnerfahrungen der Bewohnerinnen (n = 50)

Hatten zuvor bereits gemeinschaftliche Wohnerfahrung durch Wohngemeinschaften	24
Keine gemeinschaftliche Wohnerfahrung zuvor, haben nur alleine oder in Paarbeziehung gewohnt	20
Keine Angaben	6
Gesamt	50

Die knappe Mehrheit der Bewohnerinnen hatte zwar zuvor im Rahmen früherer Wohngemeinschaften gemeinschaftliche Wohnerfahrungen gesammelt. Doch nur in einem einzigen Fall ist die Wohngruppe gleichsam bruchlose Fortsetzung einer kollektiven Wohnkarriere. Die Wohnbiographie von Marion A. ist insofern die Ausnahme: *Sie ist 31 Jahre alt und wohnt seit 4 Jahren mit Mann und zwei kleinen Kindern in einer Hausgemeinschaft, der noch drei weitere Haushalte (3 Erwachsene, 1 Kind) angehören. Mit 19 Jahren wohnt sie ein halbes Jahr mit ihrem Partner zusammen, ein Wohnen, das sie als unbefriedigend empfindet. Es folgen zwei Jahre Wohngemeinschaft mit einer Freundin zusammen, zwei Jahre in einer WG mit zwei anderen Frauen und zwei Männern, zwei Jahre WG mit einem befreundeten Paar und schließlich die Hausgemeinschaft. (020)*

Bei allen anderen Frauen sind gemeinschaftliche Wohnformen in ihrem Leben nur eine Station unter vielen. Fast die Hälfte der Befragten hat mindestens 3 oder sogar mehrere unterschiedliche Wohnstationen hinter sich. Dabei waren

für unsere Untersuchung nicht die Orts- und Wohnungswechsel interessant, sondern allein die Frage, mit welchen Personen bisher zusammengewohnt wurde.

In den Wohnbiographien zeigt sich, daß die Hälfte der Bewohnerinnen zwar schon vor ihrem Einzug in eine Wohngruppe bzw. Hausgemeinschaft über gemeinschaftliche Wohnerfahrungen verfügen, daß es aber dennoch keine klare Orientierung hin auf gemeinschaftliches Wohnen bei ihnen gibt. Phasen, in denen die Frauen alleine wohnen, gelten keineswegs als Notlösungen, sondern sind ihnen mindestens so wichtig und vertraut, wie gemeinschaftliche Wohnformen.

Beispiel 1: Dagmar W. (37), lebt mit Mann und Kind seit 6 Jahren in einer Hausgemeinschaft

-
- | | |
|---|--|
| 0 | Mit 19 Auszug bei den Eltern |
| | Wohngemeinschaft mit einer Freundin |
| | Wohnt alleine |
| | Wohngemeinschaft mit dem Partner und 3 anderen Erwachsenen |
| ▼ | Wohnt alleine |
| 0 | Hausgemeinschaft mit zwei anderen Haushalten (4 Erwach., 2 Kinder) |
-

Insgesamt 4 Wohnstationen bis zur Hausgemeinschaft (041/110)

Beispiel 2: Anna S. (34), lebt mit Partner und 1 Kind seit 2 Jahren in einer Wohngruppe

-
- | | |
|---|---|
| 0 | mit 15 Auszug bei den Eltern |
| | Wohnt in einem Wohnheim |
| | Wohnt zusammen mit der Schwester |
| | Wohnt alleine |
| | Wohngemeinschaft mit 4 Erwachsenen |
| | Wohnt in Paarbeziehung |
| | Wohngemeinschaft mit dem Partner und zehn Erwachsenen |
| | Wohnt alleine |
| | Wohngemeinschaft mit dem Partner und zwei Erwachsenen |
| ▼ | Wohnt in Paarbeziehung |
| 0 | Hausgemeinschaft mit drei anderen Haushalten (6 Erwachsene, 3 Kinder) |
-

Insgesamt 9 Wohnstationen bis zur Wohngruppe (024/110)

Gemessen daran, daß es sich bei diesen Wohnbiographien letztlich um einen Zeitraum von durchschnittlich 10 - 15 Jahren handelt (bis zum Einzug in die Wohngruppe), ergibt sich für die Frauen ein äußerst 'bewegtes' Wohn-Leben. Die Bewohnerinnen präsentieren ihre eigenen bunten Wohnbiographien keineswegs als verzweifelte Suche oder gar als einen fortschreitenden Lernprozeß, der sie schließlich in eine Wohngruppe führt. Ihre einzelnen Wohnstationen sind ihnen vielmehr wichtige und größtenteils bewußte Wohn-Experimente bzw. Wohn-Lösungen in jeweils bestimmten Phasen ihres Lebens.

Übersicht Nr. 4: Anzahl unterschiedlicher* Wohnstationen der befragten Bewohnerinnen nach Auszug bei den Eltern und vor Einzug in eine Wohngruppe (n = 50)

Anzahl der Wohnstationen	Wieviele von den Befragten ?
Eine Wohnstation	3
Zwei oder drei unterschiedliche Wohnstationen	21
Vier oder fünf	12
Sechs oder sieben	4
Acht oder neun	2
Gesamt	50

* Als unterschiedliche Wohnstationen wurden gewertet: Alleine gewohnt, in Partnerschaft gewohnt, in Wohngemeinschaft (ohne den Partner) gewohnt, in Wohngemeinschaft mit dem Partner gewohnt. Fünf oder mehr Wohnstationen ergeben sich dadurch, daß mehrmals zwischen diesen Wohnmöglichkeiten gesprungen wird. Orts- oder Wohnungswechsel dagegen blieben unberücksichtigt.

Die These über einen experimentellen Umgang mit Wohnformen bei den Frauen wird durch die oft hohe Anzahl von unterschiedlichen Wohnstationen gestützt, die sie bis zu ihrem Einzug in eine Wohngruppe durchlaufen. Sie "springen" zwischen dem Singelwohnen, Wohngemeinschaften oder dem Wohnen in einer Partnerschaft in oft sehr kurzen Abständen hin und her.

4. Motive für den Einzug

Die subjektiven Motive der Frauen für einen Einzug in Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften korrespondieren sehr stark mit den objektiven Schwierigkeiten von Frauen in einer problematischen Lebensphase. Es werden nicht so

sehr programmatische Vorstellungen mit diesem Wohnen verbunden, wie etwa die Ablösung kleinfamilialer Strukturen durch kollektive Lebensstrukturen. Es sind viel pragmatischere Antriebsfedern, durch die die Frauen in Wohngruppenprojekte gelangen.

- Der Wunsch nach Entlastung

Die Frauen leisten Doppelarbeit zwischen Beruf und Familie, fühlen sich extrem belastet und hoffen, in dieser Wohnform besser mit ihren *"Energien haushalten"* zu können. Sie suchen nach Möglichkeiten um *"Kinder gemeinsam hüten zu können"*. Dieser Wunsch nach Entlastung wird von den Befragten auch als gültig für die übrigen Bewohnerinnen gesehen. *"Durch diese Situation, in der man sich gemeinsam gewisse Erleichterungen verschaffen kann, haben die Frauen die Möglichkeit, sich selbst ein Leben, eine Existenz aufzubauen. Wenn solche Frauen in einer Großstadt wohnen und dort isoliert gelebt hätten, dann wäre doch noch viel länger der Zwang zur Hausfrau und Mutter gewesen. Man wäre auch eine von diesen gestreßten Akademikerinnen geworden."* (008)

Hinter diesem Wunsch nach Entlastung in ihrer Doppelrolle verbirgt sich im Kern die Hoffnung auf eine bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie durch das veränderte Wohnen in einer Wohngruppe.

- Der Wunsch nach mehr Kommunikation, weniger Isolation

Im herkömmlichen Wohnen droht den Frauen insbesondere in der Phase mit kleinen Kindern, die sie sehr stark ans Haus binden, der Verlust von Kontaktmöglichkeiten. Viele der Befragten haben vor ihrem Einzug in die Wohngruppe unter starken Isolationsgefühlen gelitten: *"Das waren vorher so typische 3-Zimmer Familienwohnungen, Haustür an Haustür und nichts an Atmosphäre. Es war schrecklich. Ich hab' mich ziemlich isoliert gefühlt. Aber ich habe damals noch nicht daran gedacht, daß das ja auch mit dieser Wohnsituation zu tun hat..."* (027). Ein häufiges Einzugsmotiv ist der Wunsch nach Kommunikation auch alltäglich im unmittelbaren Wohnbereich: *"Mit drei Kindern bin ich zwar nie alleine, aber eben doch mit meiner Familie allein. Ich habe gern Freunde rundherum..."* oder *"ich wollte einfach Freunde in erreichbarer Nähe für mich haben"*.

- Der Wunsch nach mehr Freiräumen

"Wir sind damals aufs Land hinaus gezogen, weil da viele Spielmöglichkeiten sind und ich das für Kinder im Vorschulalter optimal fand. Wir hatten da in zwischen zwei Kinder. In dieser Zeit war ich arbeitslos, hatte das Studium

beendet und keine Stelle als Lehrerin. Ich war allein schon dadurch relativ isoliert. Wir haben einen großen Bekanntenkreis und das hat auch immer funktioniert, daß Leute zu Besuch kamen. Aber ich konnte ja nie spontan weg, weil es sehr aufwendig war mit 2 Kindern... mir reichte es dort dann auch nach vier Jahren.." (027)

In isolierten Wohnverhältnissen ist ein stärkerer Zugriff der Familie, vor allem der Kinder, auf die Frauen möglich. So suchen sie nicht nur nach einem kinderfreundlichen Wohnen, wo sie *"die Kinder laufenlassen können"*, sondern auch nach einem Wohnen, wo sie sich nicht noch ständig selber auf Mann und Kinder reduzieren müssen und Freiräume für sich selbst gewinnen. *"Bei mir haben sich die Ansprüche an das, was ich selbst an Beziehungen haben will, im Laufe der Zeit geändert. Dieses sich Reduzieren auf den Partner und die Kinder hat mir selber nicht gereicht."* (027).

Nicht nur für sich selbst, sondern auch für ihre Kinder, wollen sie die isolierende Enge einer Kleinfamilie in abgeschlossenen und anonymen Wohnverhältnissen aufbrechen. *"Erwartungen waren auch, daß wir nicht ausschließlich als Kleinfamilie funktionieren müssen, sondern daß irgendwie das Großfamilienprinzip ein wenig mitspielt... Wir finden es besser, wenn die Kinder aus dem Haus weggehen können und nicht alles intern passiert, also daß nicht nur mein Mann und ich uns abtauschen. Die Kinder sollen auch noch andere Orte haben, wo sie zuhause sind. Unsere kleine Tochter, die sagt natürlich bei jedem Konflikt, ja, dann gehe ich halt zu denen oder denen. Das ist einfach nicht mehr nur abhängig von mir, wenn sie Probleme mit mir hat, dann kann sie wirklich ausziehen und zu jemandem gehen hier. Das finde ich natürlich sehr gut.." (002).*

- Der Wunsch nach mehr Platz für sich und nach sozial kontrollierten Räumen

Durch das 'Platzgreifen' einer Familie verengen sich oft die Wohnverhältnisse. Sind Kinder da, so kommt es insbesondere für die Frauen oft zu einem Verlust eigener Refugien innerhalb der Wohnungen. Sie machen Platz für die Kinder, indem beispielsweise liebgewordene Nähzimmer o.ä. zu Kinderzimmern umfunktioniert werden müssen. *"Für mich persönlich war der Grund hier einzuziehen, endlich wieder mein eigenes Zimmer zu haben."* (036) Doch nicht nur wohnungsintern bedeutet der Wechsel in eine Wohngruppe - insbesondere in den Neubauprojekten - in der Regel einen Platzzugewinn für die Frauen. Auch sonst bieten Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften im Altbau ein großzügiges Flächenangebot in Form sozial kontrollierter Außenbereiche oder in Form zusätzlicher Gemeinschaftsräume. *"Diese Sozialräume und Gemeinschaftsräume hier, das waren so tolle Ideen, die ich gut fand und die mich dazu bewogen haben, hier einzuziehen."* (026)

5. Wohnzukunft

Schließlich zeigen auch die Äußerungen der Befragten über ihre Wohnzukunft, daß die Wohngruppen eher als eine spezifische Wohnlösung der Frauen in einer bestimmten Lebensphase zu sehen sind.

"Ich hoffe, daß wir hier zusammen alt werden. Wir wollen hier zur Ruhe kommen. Mein ganzer Rückhalt, was mir Boden unter den Füßen gibt, das ist eigentlich das Haus hier." (025) Nur rd. ein Fünftel der Frauen sehen die Wohngruppe gleichsam als Endziel ihrer Wohnkarriere an und wollen hier zusammen mit den anderen alt werden. *"Wir denken oft darüber nach, daß wir einmal eine Alterskommune werden, daß wir hier als alte Leute beisammen wohnen. Das ist überhaupt kein schrecklicher Gedanke für mich, ganz im Gegenteil, wir halten das für eine Chance." (033)*

Etwa gleich viele Befragte wissen schon jetzt, daß sie nicht ewig in dieser Wohnform leben wollen, sondern sehen die Wohngruppe eher als 'Durchgangsstation' an. *"Ich möchte sicherlich nicht hier alt werden und erleben, wie alle immer klappriger werden und einer nach dem anderen wegstirbt. Das möchte ich sicher nicht. Ja, einmal die ganzen Kinder hinter sich lassen und einmal wieder für sich sein..." (013).*

Übersicht Nr.5: Vorstellungen zur Wohnzukunft bei den Bewohnerinnen (n = 50)

Wollen in einer Wohngruppe zusammen mit den anderen alt werden	9
Können sich nicht vorstellen, immer in einer Wohngruppe zu leben, sehen es als Durchgangsstadium	10
Ambivalente Haltung zur Wohngruppe, "weiß nicht"	18
Keine Auswertung möglich	13
Gesamt	50

Bei den meisten Frauen ist die Haltung zur Wohnzukunft in der Wohngruppe ambivalent. *"Vielleicht, wenn ich keine Kinder mehr habe, ist schon möglich, daß ich dann ausziehe. Wahrscheinlich brauche ich auch später die Gemeinschaft weniger." (009)* Diese Bewohnerinnen legen sich bezüglich ihrer Wohn-

zukunft nicht fest. Sie wissen aus eigener Erfahrung, daß ihre Wohnbedürfnisse je nach Lebensphase sehr unterschiedlich aussehen können. Gemeinschaftliches Wohnen ist für sie kein Modell, was auf Dauer Gültigkeit für sie haben muß, was ihnen per se eine bessere Lebens- und Wohnqualität versprechen könnte. *"Da sind so viele Sachen im Laufe der Jahre anders geworden, als man sich das vorgestellt hat. Als ich mit 21 geheiratet habe, dachte ich auch, bis zum Ende meines Lebens ist das die Sache. Oder beim Beruf und beim Studieren: damals dachte ich, ich werde Lehrerin, ist doch logisch. Jetzt bin ich Programmiererin. Das hätte mir vor 5 Jahren auch noch keiner erzählen dürfen. Im Moment ist es für mir hier die optimale Form zu wohnen und zu leben. Aber das kann in 10 Jahren ganz anders aussehen."* (027)

Solche Aussagen sind unseren Ergebnissen zufolge nicht abhängig von der Verfügungsform des Wohnens. Man könnte plausiblerweise vermuten, daß Bewohnerinnen in Eigentumsprojekten sehr viel langfristige Wohnperspektiven in ihrer Wohngruppe sehen, da sie sich auch finanziell mit diesem Wohnen verpflichtet haben. Aber das ist so nicht der Fall. Auch bei eigentumsrechtlichen Verfügungsformen begreifen die Frauen ihre aktuelle Wohnform nur in den wenigsten Fällen als eine langfristige Wohnlösung. Das Wohnen in einer Wohngruppe ist für die Frauen eher eine Wohnlösung auf Zeit, für die Lebensphase mit Kindern. *"Irgendwann sind wir ja nicht mehr so ans Haus gebunden durch die Kinder. Dann kann ich mir alles, was ich mir hier jetzt so in der Hausgemeinschaft holen kann auch in anderer Form holen. Ich kann mir vorstellen auch wieder einmal anonym zu wohnen."* (042)

Selbst bei solchen sich ambivalent äussernden Frauen, wird die zukünftige Wohndauer in dieser gemeinschaftlichen Wohnform sehr stark mit ihrer Mutter- bzw. Elternrolle in Beziehung gesetzt, und viel weniger mit den möglichen Schwierigkeiten in der Gemeinschaft, mit Streit oder Auseinandersetzungen.

6. Fazit: Wohnprojekte - ein lebensphasenspezifisches Wohnmodell von Frauen

Diese Ergebnisse,

- die klar begrenzte Lebensphase der Frauen, in der vor allem ein Interesse an Wohngruppen besteht,
- die deutliche Initiative von Frauen für diese Wohnform,
- eine grundsätzliche experimentelle Orientierung hin auf unterschiedliche Wohnformen,
- die Hoffnungen und Motive der Frauen,
- sowie die Vorstellungen zur Wohnzukunft

weisen darauf hin, daß es sich bei den Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften eher um ein lebensphasenspezifisches Wohnmodell der Frauen handelt, als um die Durchsetzung allgemeiner, gemeinschaftlich orientierter Wohnbedürfnisse. Für diese Einschätzung spricht auch die sehr hohe Homogenität der BewohnerInnenklientel von Wohngruppenprojekten⁵: wie ein (weiblicher) Narziß suchen oder initiieren die Frauen Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften, in denen die anderen Bewohnerinnen quasi Spiegelbild ihrer selbst sind. Die oft gewünschte *"Gemeinsamkeit mit anderen"* reduziert sich im Kern vielfach auf gemeinsame Probleme der Frauen, vor denen sie in ihrer aktuellen Lebensphase stehen.

Wenn somit Wohngruppenprojekte als Auslöser bestimmte Probleme im weiblichen Lebenszusammenhang haben, wenn Frauen mit diesem veränderten Wohnen Hoffnungen verbinden, in einer schwierigen Lebensphase besser zurechtzukommen, dann drängt sich umso mehr die Frage auf, was dieses Wohnen - im Gegensatz zum traditionellen 'modernen' Wohnen - realiter an Veränderungen für die Frauen leistet !

II. Weniger Arbeit mehr Vergnügen für Frauen in Wohnprojekten ? Veränderungen im Verhältnis Wohnen und Arbeiten

Das Verhältnis von Wohnen und Arbeiten war und ist eine der zentralen Dimensionen wohnungspolitischer Reformdiskussionen. Ging es bei den frühen Stadt - und Wohnungsbauutopien vor allem darum, den Bruch zwischen häuslichem Leben und Berufsarbeit zu harmonisieren, so fiel der Blick später bei den Service- und Einküchenhäusern eher auf eine Reform innerhäuslicher Arbeiten. Ziel war eine Rationalisierung und Minimierung der traditionell als weiblich definierten Hausarbeiten, nicht zuletzt auch zugunsten der Frauen.

Wir haben nun keine Wohnprojekte untersucht, die sich direkt in der Tradition dieser Utopien begreifen, deren erklärtes Ziel die Integration beruflicher Arbeit in den Wohnbereich ist oder die das Einküchenhaus verwirklichen wollten. Die Wohnprojekte mit ihren Veränderungen für die Frauen an den großen Utopien zu messen, hieße sicherlich, den Maßstab zu hoch anzusetzen. Aber einer der Leitgedanken solcher Utopien, auf die Formel "weniger Arbeit - mehr Vergnügen?" gebracht, soll hier Frage an die Wohnprojekte sein. Sind die Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften neue Wohnformen, die die Situation der Frauen im Spannungsfeld zwischen Beruf und Familie erträglicher macht ?

1. Wohnprojekte und Hausarbeit

Als Einstieg für die Frage nach den Wohnveränderungen im Bereich informeller Arbeiten zugunsten der Frauen soll zunächst ein kleines Szenario dienen. Was wäre denn im Bereich Wohnen und Hausarbeit überhaupt an Veränderungen denkbar, die zu einer Entlastung der Bewohnerinnen, zu einem "weniger" an Arbeit für sie führen könnten ?

- Arbeitsteilung innerhalb des Haushaltes

Die Forderungen der Frauenbewegung, daß Hausarbeit nicht länger als "weiblich" gelten darf, sind nicht neu. Eine deutliche Entlastung der Frauen von wohnungsbezogenen Arbeiten wäre sicherlich durch eine Arbeitsteilung zwischen Frau und Mann innerhalb der Privathaushalte zu erreichen. Aktuell eröffnen sich mehr und mehr Möglichkeiten, aber auch Notwendigkeiten, die Männer verstärkt an traditioneller Hausarbeit zu beteiligen. Er-

wähnt seien hier arbeitsmarktpolitische Entwicklungen wie z.B. "job sharing" oder Arbeitslosigkeit des Mannes, während die Frau weiterhin im Beruf verbleibt, bis hin zu gesetzlichen Möglichkeiten wie z.B. der Inanspruchnahme des Erziehungsgeldes auch durch Männer. All das könnte eine Umverteilung der Hausarbeit zwischen den Geschlechtern stützen.

- Wertewandel / Standardsenkungen

Ein "weniger" an Arbeit für die Frauen wäre auch im Rahmen von Veränderungen der Hausarbeit selbst denkbar. Beispielsweise könnten Sauberkeitsstandards deutlich reduziert werden, oder es wird nicht jeden Tag und 'frisch' gekocht, sondern nur hin und wieder, wobei dann das Essen aus der Fertigpackung kommt. Die traditionellen Hausarbeiten könnten insoweit durch ein verändertes Anspruchsdenken minimiert werden.

- Marktförmige und/oder staatlich/kommunal organisierte Hilfen bei der Hausarbeit

Eine Entlastung der Frauen von Hausarbeit könnte in einer dritten Variante durch die Inanspruchnahme wohnungsbezogener Dienstleistungen erfolgen. Bezahlte Haushaltshilfen oder ein häuslicher Kinderbetreuungsservice erledigen die Arbeiten, die Mahlzeiten kommen als "Essen auf Rädern" ins Haus. Umgekehrt wäre auch eine Entlastung durch die Auslagerung vieler Arbeiten in den Markt denkbar. Die Kinder werden außer Haus betreut, gegessen wird in Kantinen, die Kleiderpflege wird Wäschereien übertragen.

- Informelle, wohnungsbezogene Nachbarschaftshilfen

Schließlich ist es einer vierten Variante denkbar, daß anfallende Hausarbeiten zwar immer noch in privater Form und jenseits des Marktes, aber dennoch in einem haushaltsübergreifenden und gemeinschaftlichen Kontext erledigt werden. Während beispielsweise ein Haushalt für das Kochen zuständig ist, werden von einem anderen die Kinder betreut oder es wird eingekauft u.ä.m.

Nun beschreiben die ersten drei Ansatzpunkte - Arbeitsteilung, Standardsenkungen sowie marktförmige Hilfen - individuell nutzbare Entlastungs- und Lösungsstrategien, die im Grunde unabhängig vom Wohnkontext sind. Für die Frage nach den Veränderungen bei den Wohnprojekten im Bereich der Hausarbeit sind sie dennoch aus folgendem Aspekt heraus notwendig: In dem

Maße, in dem diese Strategien für die Bewohnerinnen nicht greifen, kann belegt werden, daß die Krise der Frauen – im Sinne einer Doppelarbeit, die sich verrichten – existent ist, und daß ihr Wunsch nach Entlastung in einem gemeinschaftlichen Kontext eine reelle Basis hat. Damit ist auch die Vermutung zu stützen, daß es sich bei den Bewohnerinnen in Wohnprojekten nicht gleichsam um eine Sondergruppe unter den Frauen handelt, die alle Probleme der traditionellen Rollenzuschreibung für sich bereits gelöst hat.

Um zu erfahren, in welchem Rahmen sich bei den Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften Veränderungen in der Erledigung der Hausarbeit abzeichnen, wurden die Bewohnerinnen zu fünf klassischen und traditionellen Hausarbeitsbereichen – Kochen, Putzen, Waschen, Einkaufen, Kinderbetreuung⁶ – befragt. Wie sieht hier die Situation der berufstätigen Bewohnerinnen aus? In welcher Weise erfahren sie Entlastungen (oder auch nicht)? Welche Rolle spielt dabei der gemeinschaftliche Wohnkontext und zu welchen baulich-räumlichen Konsequenzen führen mögliche Entlastungsstrategien?

1.1 Arbeitstellung? – Die "neuen" Männer in Wohnprojekten sind rar!

Der Wunsch nach Entlastung (siehe auch S. 113), den so viele befragte Bewohnerinnen als Einzugsmotiv genannt haben, hat eine reelle Basis, wenn man sich die Verteilung der Hausarbeit auf die Geschlechter ansieht. Den meisten Bewohnerinnen in den Wohngruppen verbleibt neben ihrem Beruf der Hauptteil traditioneller Hausarbeit, sie leisten insofern Doppelarbeit.

Übersicht Nr. 6: Erledigung der einzelnen Hausarbeiten in den untersuchten Haushalten, verteilt auf Frau und Mann (n = 38*)

Hausarbeitsbereich	erledigt vorwiegend die Frau	erledigt vorwiegend der Mann	partnerschaftliche Erledigung	SA
Kochen	22	3	13	38
Putzen	21	0	13	34 ¹⁾
Waschen	29	2	7	38
Einkaufen	16	7	15	38
Kinderbetreuung	29	0	9	38

* Von den untersuchten 50 Haushalten konnten zu dieser diffizilen Fragestellung nur 38 Interviews mit vollständigen Aussagen zur Hausarbeit ausgewertet werden.

1) Bei den 4 Haushalten, die zur Gesamtsumme von 38 ausgewerteten Haushalten fehlen, wird das Putzen nahezu vollständig durch eine Putzhilfe erledigt.

- Kinderbetreuung

Vor allem der Bereich der Kinderbetreuung wird bei den untersuchten Haushalten nach wie vor den Frauen überlassen (29 von 38). Keiner der Männer in den befragten Haushalten ist überwiegend für die Kinderbetreuung zuständig. Eine partnerschaftliche Erledigung bei der Kinderbetreuung wird nur von wenigen Haushalten praktiziert (9).

- Waschen

Auch das Waschen wird in den weitaus meisten Fällen (29) von den Frauen erledigt, und nur in Ausnahmen (2) kümmern sich die Männer sozusagen 'hauptamtlich' um die Wäsche der Familie. Es sind exakt jene Haushalte, in denen die Männer insgesamt einen erheblichen Teil der Hausarbeiten übernommen haben. Partnerschaftlich ist der Hausarbeitsbereich 'Waschen' nur bei relativ wenigen Haushalten (7) organisiert.

- Putzen

Das Putzen innerhalb der untersuchten Haushalte in Wohngruppenprojekten wird in keinem Fall vor allem vom Mann erledigt, aber wiederum an den weitaus meisten Frauen (21) bleibt dieser oft als unangenehm empfundene Hausarbeitsbereich "hängen". Immerhin ist beim Hausarbeitsbereich 'Putzen' in deutlich mehr Haushalten (13) als bei den Bereichen 'Kinderbetreuung' oder 'Waschen', eine partnerschaftliche Erledigung der anfallenden Arbeiten erreicht worden. Hier gilt es dann auch als selbstverständlich, daß der Mann ebenso wie die Frau unliebsame Putzarbeiten z.B. bei Bad und Toilettenräumen regelmäßig übernimmt.

In 4 Haushalten müssen sich weder Frau noch Mann um das Putzen kümmern, da diese Arbeiten nahezu vollständig von einer Putzhilfe erledigt werden.

- Kinderbetreuung

Beim Arbeitsbereich 'Einkaufen' sind die Männer noch am stärksten beteiligt. In doch relativ vielen Familien (15) wird das Einkaufen partnerschaftlich erledigt, in mehreren Fällen (7) ist sogar der Mann alleine für diese Arbeiten zuständig. Allerdings rühren diese Ergebnisse auch daher - und dies ist als wichtige Einschränkung zu werten -, daß die Männer in diesen Familien vorrangig über das Auto verfügen, das für die Einkäufe benötigt wird.

Aber dennoch bleibt - im häufigsten Fall - auch das Einkaufen eine Arbeit der Frauen (16).

- Kochen

Das tägliche Kochen ist nicht Sache der Männer in den untersuchten Haushalten. Nur sehr wenige (3) von ihnen stehen regelmäßig in der Küche und versorgen ihre Familien. Und auch die Zahl der Haushalte, die hier eine partnerschaftliche Arbeitsteilung praktizieren (13), ist deutlich geringer als die Zahl der untersuchten Familien, in denen die Frauen nahezu allein für das Kochen zuständig sind (22).

- Haushaltsführung insgesamt

Diese Teilergebnisse kennzeichnen jedoch noch nicht die Gesamtsituation der einzelnen Frauen in den Wohnprojekten bezogen auf die Verteilung der Hausarbeit. Bei wievielen Haushalten kann unter Berücksichtigung aller fünf untersuchten Hausarbeitsbereiche von einer partnerschaftlichen Erledigung gesprochen werden, wodurch die Frauen entlastet werden ?

Übersicht Nr. 7: Typus* der Haushaltsführung in den Wohnprojekten (n = 38)

"Es hat sich NICHTS geändert", die Frau ist überwiegend für Hausarbeit zuständig	21
"Es hat sich VÖLLIG geändert", der Mann ist überwiegend für Hausarbeit zuständig	0
"Es ist PARTNERSCHAFTLICH geworden", Mann und Frau teilen sich die Hausarbeiten	11
"Es ist ein TÄGLICHER KAMPF ", ** der Mann übernimmt Hausarbeiten, aber nicht selbstverständlich	6
Gesamt	38

* Der Typus des Haushaltes wurde ebenfalls durch ein Punktesystem aus den Ergebnissen zu den einzelnen fünf Hausarbeitsbereichen Kochen-Putzen-Waschen-Einkaufen-Kinderbetreuung ermittelt. Dabei wurde der Bereich der sehr zeit- und arbeitsintensiven Kindererziehung aus plausiblen Gründen heraus doppelt gewichtet. Eine Einordnung in die Kategorie 'traditionell geführt' erfolgt dann, wenn sich die Frau an mindestens fünf Tagen der Woche um die meisten Hausarbeitsbereiche kümmert. Von einer 'partnerschaftlichen' Arbeitsteilung im Haushalt wird dann gesprochen, wenn sich auch der Mann an mindestens drei Tagen ausschließlich, bzw. um wenigstens drei Hausarbeitsbereiche regelmäßig kümmert. Überprüft wurden diese Einordnungen auch hinsichtlich des verfügbaren Zeitbudgets bei Mann und Frau.

** Der Typus "es ist ein tägliche Kampf" orientiert sich punktemässig eher an den traditionell geführten Haushalten, allerdings gab es hier in den Interviews viele Hinweise darauf, daß die Frauen in täglichen Auseinandersetzungen mit den Männern um Hausarbeit hin und wieder Etappensiege erreichen.

Die meisten Haushalte in den Wohnprojekten werden durchaus herkömmlich geführt. Auch bei der Klientel von Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften werden die klassischen Rollenmuster bezogen auf die Hausarbeit nicht durchbrochen. Der hohe Anteil teilzeitbeschäftigter Bewohnerinnen in den Wohnprojekten (siehe dazu auch S. 133) kann nicht zuletzt damit erklärt werden, daß auch hier viele der Frauen nicht in der Lage wären – mangels partnerschaftlicher Arbeitsteilung – volle Berufstätigkeit und Familie miteinander zu vereinbaren. Die "neuen Männer", die sich zur Entlastung der Frauen partnerschaftlich um die Hausarbeit kümmern, sind rar. Die Mitarbeit der Männer im Haushalt beschränkt sich auch bei dieser BewohnerInnenklientel in weiten Teilen auf gelegentliches Aushelfen, insbesondere am Wochenende. Für die alltägliche Organisation des Haushaltes leisten sie wenig.

Die Ergebnisse zur häuslichen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern in den Einzelhaushalten der Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften korrespondieren insoweit mit Untersuchungsergebnissen zur Verteilung der Hausarbeit, die unabhängig von der Wohnform erhoben wurden.⁷ Auch für die Frauen in Wohngruppen zeigt sich, daß die eher individuelle und naheliegendste Entlastungsmöglichkeit durch eine Mitarbeit des Mannes im Haushalt, nur sehr wenig greift. Eine Krise der Frauen, im Sinne einer tagtäglichen Doppelarbeit zwischen Beruf und Familie, ist auch für die meisten Bewohnerinnen von Wohngruppenprojekten durchaus existent.

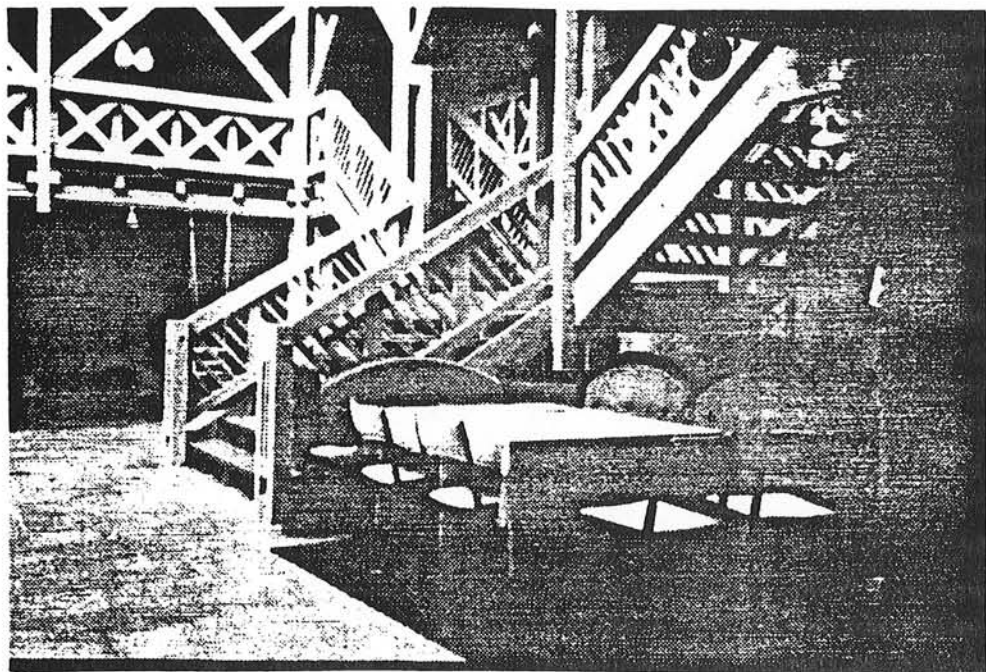
Gleichzeitig gibt es jedoch Hinweise darauf, daß es trotz weitgehend traditioneller Rollenverteilung keine gleichsam 'natürliche' Akzeptanz dieser Rollenbilder bei den Frauen in den Wohnprojekten gibt. *"Mein Mann war überhaupt nicht gewohnt, irgendeine Art von Hausarbeit zu machen und das hat natürlich oft zu Konflikten geführt. Zeitweilig hat er sehr schlechte Phasen gehabt, wo ihn das total überfordert hat, wenn er was machen sollte. Da kam ich z.B. mittags nach Hause und er hatte den Frühstückstisch noch nicht einmal abgeräumt. Das war zeitweilig schon alles sehr unerfreulich."* (023) Die klassischen Rollenverteilungen waren und sind Gegenstand von Auseinandersetzungen, die befragten Frauen suchen nach Veränderungen.

"Wo wir vorher gewohnt haben, da wäre es wahrscheinlich für meinen Mann sehr, sehr schwierig gewesen, Hausarbeiten zu machen, weil er dort bei solchen Arbeiten als Mann noch isolierter gewesen wäre, als ich...und solche Vorbehalte dagegen kennen wir hier nicht." (010). Die Wohnprojekte bieten insoweit ein 'verständnisvolleres' Wohnumfeld für die Forderungen der Frauen. Männer, die sich wesentlich an Hausarbeiten beteiligen, können in diesen Wohnformen eher mit der Anerkennung der anderen BewohnerInnen rechnen, als mit deren Ablehnung.

Die Wohnprojekte sind aber kein Ort, wo die Frauen sozusagen mit einem 'offensiven' Umgang und offener Unterstützung durch andere rechnen können. Die interne Arbeitsteilung in den einzelnen Haushalten zwischen Mann und Frau wird als "*Autonomiebereich*" (040) gesehen, in den man sich nicht direkt einzumischen habe. In aller Regel lassen sich die BewohnerInnen untereinander in diesem Bereich "*in Ruhe*".

1.2 Standardsenkungen? - Bilder aus "Schöner Wohnen"

Für viele Bewohnerinnen sind Entlastungen von Hausarbeit durch interne partnerschaftliche Regelungen nicht gegeben. Bieten die Wohnprojekte als eine neue Wohnform in dieser Situation Entlastungsmöglichkeiten für die Frauen auf der Ebene von Standardsenkungen bei der Hausarbeit ?



Haushaltsintern und nach individueller Einstellung der befragten Frauen gibt es selbstverständlich Standardsenkungen im Sinne einer Entlastung von allzuviel Arbeit. Deutlich wird dies insbesondere im Bereich des Kochens. Viele Frauen berichten, daß sie sich unter der Woche mit "schneller Küche" begnügen, in einigen Fällen wird sogar öfter ganz auf warme Mahlzeiten an Arbeitstagen verzichtet. Wenn dann am Wochenende "richtig" gekocht wird, gerät dies oft zu einem Festakt in der Familie oder auch in der Gemeinschaft.

Im Bereich von Putz- und Ordnungsvorstellungen sind Standardsenkungen nur sehr schwer zu erheben. Subjektive Meinungen der Befragten, wie auch der InterviewerIn können hier sehr leicht zu verzerrten Interpretationen führen. Bei einer Charakterisierung der Gesamtprojekte sind aber die von den Befragten häufig erwähnten "niedrigen" Putz- und Ordnungsstandards in der Wohngruppe von Bedeutung.

"Es machen alle natürlich ein Minimum an Hausarbeit, das ist so der Schock für alle Besucher, daß hier sehr wenig geputzt wird." (008) oder Aussagen wie *"wir machen alle keinen großen Hermann um die Hausarbeit" (002)* widersprechen aber oft dem Bild, das sich BesucherInnen der Wohnprojekte bietet. Die weitaus meisten der untersuchten Wohnprojekte entsprechen durchaus einem gepflegten Wohnimage, wie es beispielsweise "Schöner Wohnen" Zeitschriften verbreiten.

Die Aussagen verweisen jedoch im Kern darauf, daß von den Bewohnerinnen in den Wohnprojekten Standardabweichungen 'nach unten' eher toleriert werden, als Standardabweichungen 'nach oben'. Ein penibler Mensch mit unumstößlichen Putz- und Ordnungskriterien stößt in dieser gemeinschaftlichen Wohnform schneller auf Widerstand, als 'Exoten', die es in den Vorgärten wuchern und wachsen lassen, und in deren Wohnungen ein mittelschweres Chaos herrscht, weil der halbwüchsige Sohn einer Familie sein Zimmer zu einer ansehnlichen Fahrradwerkstatt umgerüstet hat.

Housekeeping standards, die im Grunde nur dann zu erreichen sind, wenn sich eine Person - in der Regel die Frau - ausschließlich dem Haushalt widmet, werden in den Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften leicht als Terror empfunden. Da wird schnell von "Putzfimmel", "Zwanghaftigkeit" oder "Kleinkariertheit" gesprochen.

Insgesamt betrachtet bewegen sich die Wohnprojekte jedoch auf einem sehr gepflegten bis repräsentativen Wohnlevel. Dabei ist die Toleranz gegenüber Standardabweichungen nach 'unten' in den Wohnprojekten größer als die sichtbaren Standardsenkungen. Für die meisten Bewohnerinnen spielen solche Entlastungsstrategien anscheinend nur eine untergeordnete Rolle.

1.3 Marktförmige Hilfen ? - Ein 'el dorado' für Haushaltshilfen

Wesentliche Entlastungen von täglichen Arbeiten erfahren die Bewohnerinnen weder durch die Mithilfe ihrer Partner, noch durch signifikante Standardsenkungen. Greifen die Bewohnerinnen bei der Hausarbeit auf marktförmige Hilfen zurück ?

Übersicht Nr. 8: Wohnungsbezogene Dienstleistungen bei den untersuchten Haushalten in Wohnprojekten (n = 38)

Haushalte OHNE bezahlte Hilfen *		20
Haushalte MIT bezahlten Hilfen		18
davon mit "Kinderfrau"	6	
mit Haushalts- und Putzhilfe	12	
Gesamt		38

* Die Zahlen geben nur den aktuellen Stand an wohnungsbezogenen Dienstleistungen während der Befragung wider. In den 20 Haushalten, die zum Zeitpunkt der Befragung ohne bezahlte Hilfen auskamen, gab es aber zu meist früher - als die Kinder noch kleiner waren - Haushaltshilfen.

Viele der Bewohnerinnen in Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften verschaffen sich Entlastungen durch bezahlte Putz- und Haushaltshilfen, oder aber "Kinderfrauen". Solche wohnungsbezogenen Dienstleistungen werden völlig individuell von den befragten Frauen genutzt. Allein in zwei der untersuchten Wohnprojekte hatte man sich darauf verständigt, für die Pflege des Wohnhofes gemeinsam eine Putzhilfe zu finanzieren.

Alle Modelle, die darauf abzielten, gemeinsam für mehrere Familien z.B. eine "Kinderfrau" zu engagieren, sind bereits nach kurzer Zeit gescheitert. Es sind nicht etwa vorrangig finanzielle Unterschiede der Haushalte, die diesbezüglich gemeinsame Strategien verhindern:

In einer Hausgemeinschaft mit zwei Haushalten und insgesamt 4 Kindern wurde gemeinsam eine Erzieherin engagiert. Innerhalb kurzer Zeit wurden vier "Kinderfrauen verbraucht". Die unterschiedlichen Ansprüche der Familien waren auch den Erzieherinnen zuviel. "Unter den Erwachsenen hat das zu Konflikten geführt, bis wir dann gesagt haben, das läuft so nicht, wir trennen das jetzt. Die oben legen sich eine 'Kinderfrau' für ihre Zwecke zu, die putzt auch, die macht Mittagessen und geht, wenn der Mann um halb zwei kommt." Die Befragte selbst wollte, daß ihre Kinder vor allem nachmittags eine Betreuerin haben, die keine Hausarbeiten verrichtet, sondern sich ausschließlich um die Kinder kümmern sollte. "Es hat sich herausgestellt, daß es einfach sehr unterschiedliche Erwartungen an so eine Hilfe sind, was sie an Entlastungen bringen soll." (022)

Bei der Inanspruchnahme wohnungsbezogener Dienstleistungen agieren die Haushalte durchweg vereinzelt, weil Erwartungen und Ansprüche, insgesamt die Entlastungsbedürfnisse, zu unterschiedlich sind.

Die Berufstätigkeit beider, sowohl die des Mannes wie auch die der Frau in den untersuchten Haushalten, eröffnet einerseits durch das höhere Gesamteinkommen die Basis dafür, daß sich die Frauen solche Hilfen 'leisten' können. Solche Hilfen sind andererseits aber auch notwendige Voraussetzung für viele Frauen, um überhaupt berufstätig sein zu können. Doch trotz dieser individuell genutzten Dienstleistungen bleibt ein 'zuviel' an Arbeit für die Frauen übrig, denn Haushaltshilfen mindern nur gleichsam die härtesten Belastungen der Bewohnerinnen: die "Kinderfrau" ist nur in den Zeiten zuständig, in denen die Bewohnerin beruflich außer Haus ist, die Putzhilfen stehen in der Regel nur für zwei bis vier Stunden wöchentlich zur Verfügung und können sich so allenfalls um die 'größten' Arbeiten kümmern.

1.4 Gemeinsame Hausarbeit ? - Das Dilemma der Frauen

Auf Entlastungen von Hausarbeit durch partnerschaftliche Regelungen können nur wenige Bewohnerinnen in den Wohngruppen zurückgreifen, Standardsenkungen zur Entlastung spielen in diesen gemeinschaftlichen Wohnformen nur eine untergeordnete Bedeutung und die Hilfen durch wohnungsbezogene Dienstleistungen mildern gleichsam nur die Extrembelastungen.

Bei den Einzugsmotiven der befragten Frauen aber standen vor allem Hoffnungen auf eine Entlastung durch den gemeinschaftlichen Wohnkontext im Vordergrund. Deshalb soll nun das Augenmerk auf gemeinschaftliche, d.h. haushaltsübergreifend erledigte Hausarbeiten in den Wohngruppenprojekten gerichtet werden. Wie agieren hier die Haushalte miteinander und führt dies tatsächlich zu einer Entlastung für die Bewohnerinnen ?

Übersicht Nr. 9: Struktur der Haushaltsführung in den Wohnprojekten (n = 50)

Rein privat agierende Haushalte im Bereich Hausarbeit	23
Auch gemeinschaftlich* agierende Haushalte bei der Hausarbeit	27
Gesamt	50

* Unter gemeinschaftlicher Hausarbeit wurden in der Untersuchung all jene Tätigkeiten in den traditionellen Arbeitsbereichen (Kochen/Putzen/Waschen/Einkaufen/Kinderbetreuung) erfaßt, die regelmäßig und mit verbindlichen Absprachen zwischen dem befragten Haushalt und anderen Bewohnerinnen geleistet werden.

Bei der großen Mehrheit der befragten Haushalte in Wohnprojekten sind Ansätze zu einer gemeinschaftlichen Erledigung der Hausarbeit mit anderen BewohnerInnen erkennbar (27). Und selbst bei den Befragten, die nicht mit anderen kooperieren (23), wurden doch für das Gesamtprojekt und andere Haushalte gemeinsame Arbeiten erwähnt.

Das Spektrum gemeinsam erledigter Arbeiten ist breit gefächert. Zur Veranschaulichung seien einmal einige Varianten der Zusammenarbeit in Wohnprojekten aufgelistet:

Beispiel 1: **Wohngruppe mit 56 Haushalten**

Die Befragte hat sich mit zwei anderen Familien im Bereich der Kinderbetreuung zusammengetan. Die Kinder werden drei Tage in der Woche abwechselnd betreut, dabei wird auch für Kinder und Erwachsene jeweils gekocht. In der gesamten Wohngruppe gibt es noch weitere Kinderbetreuungs-, Koch- und Einkaufsgruppen. (002)

Beispiel 2: **Wohngruppe mit 16 Haushalten**

Dreimal in der Woche kocht die Befragte zusammen mit einer anderen Bewohnerin, um insgesamt 5 Kinder zu versorgen. Die Männer essen an diesen Tagen im Betrieb. Auch die Einkäufe werden regelmäßig mit der Nachbarin zusammen erledigt. (009)

Beispiel 3: **Wohngruppe mit 8 Haushalten**

Es existiert seit langem eine Kochgruppe berufstätiger Frauen, der sich die Befragte immer dann anschließt, wenn es ihre Termine erlauben. (014)

Beispiel 4: **Hausgemeinschaft mit 2 Haushalten**

Die Hausarbeiten Kochen, Putzen, Waschen und Einkaufen werden weitgehend zusammen erledigt. Die Kinderbetreuung dagegen wird separat organisiert. (036)

Beispiel 5: **Hausgemeinschaft mit 2 Haushalten**

An Wochenenden wird gemeinsam gewirtschaftet, eingekauft und gekocht. An Arbeitstagen regeln die BewohnerInnen Kinderbetreuung und Kochen separat. (040)

Auf den ersten Blick bieten die Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften eine bunte Vielfalt an Zusammenarbeitsmodellen bei der Hausarbeit. Die Bewohnerinnen finden sich je nach individuellem Bedürfnis, zu gemeinschaftlichen Tätig-

keiten zusammen. Diese sind auch in den oben beschriebenen Fällen keineswegs spontan und unverbindlich, sondern beinhalten eine regelmäßige und abgesprochene Kooperation untereinander.

Vier Merkmale sind für diese neuen Organisationsformen von Hausarbeit in den Wohnexperimenten charakteristisch:

- **"nicht alles"**

Nicht bei allen traditionellen Hausarbeitsbereichen wird gleichermaßen zusammengearbeitet. Die Bewohnerinnen kooperieren insbesondere in den Bereichen Kochen und Kinderbetreuung. Dabei reicht die Palette der Zusammenarbeit von gemeinsam veranstalteten Sonntagsessen, über Kochgruppen Berufstätiger bis hin zu einem Zusammenschluß mehrerer Haushalte, die eine tägliche Vollwertküche möglichst zeitsparend bewerkstelligen wollen. Auf der Seite der Kinderbetreuung reicht sie von einer gemeinsamen stundenweisen Beaufsichtigung des Nachwuchses, über wöchentlich mehrtätige Betreuungsmodelle bis hin zu einem eigens eingerichteten Kinderladen.

So ausgeprägt die Zusammenarbeit in den Bereichen Kochen/Kinder in den Wohngruppen ist, so gering ist sie bei den Arbeiten Einkaufen/Putzen/Waschen. Das regeln die Haushalte lieber für sich allein, finden sich nicht zu arbeitsteiligen Modellen zusammen. Nur in Ausnahmen und in kleineren Hausgemeinschaften kooperiert man hier in der Weise, daß *"einer mal eben alles durchsaugt"* (036), wo ein gemeinsamer Einkaufszettel an der Wand hängt oder wo in mehreren großen Wäschekörben die Wäsche aller gesammelt wird. Tendenziell aber greifen die Bewohnerinnen beim Putzen und beim Wäschewaschen zur Entlastung lieber auf bezahlte Putzhilfen zurück, als nach gemeinschaftlichen Lösungen zu suchen.

- **"nicht immer"**

Gemeinsame Hausarbeit in den Wohngruppen ist in den wenigsten Fällen eine tägliche Verrichtung. Vorwiegend wird an 2 oder 3 Tagen in der Woche, manchmal an 4, in Teilbereichen gemeinsam gewirtschaftet. Allein an den Tagen, an denen Stundenpläne der Kinder und Arbeitszeiten aufeinander abgestimmt werden können, findet man Zeit, zusammenzuarbeiten. Viele Arbeiten finden ohnehin im Wechsel statt: an einem Tag kocht und betreut der eine Haushalt die Kinder, am nächsten Tag sind andere BewohnerInnen an der Reihe.

Auch sind es nie ganze Tage, die mit vergemeinschafteten Arbeiten angefüllt sind. Nur punktuell setzen haushaltsübergreifende Arbeiten ein: beim mittäglichen Kochen und Essen, bei gemeinsamer Kinderbetreuung in den Nachmittagsstunden, beim Großeinkauf am Wochenende. In diesem Rahmen

werden jedoch die hier beschriebenen Arbeiten durchaus regelmäßig durchgeführt, sie haben nicht den Charakter von Eintagsfliegen. Es gibt feste Arbeitsrhythmen und feste Zeiten. Sie bilden den Orientierungsrahmen für die Beteiligten. Nur nach vorherigen Absprachen können sie geändert werden.

- **"nicht längerfristig"**

Trotz hoher Regelmäßigkeit und Verbindlichkeit bei gemeinsamen Arbeiten sind solche Kooperationsformen über die Dauer gesehen sehr instabil in den Wohnprojekten. Solche Modelle werden meist nur über mehrere Monate unter den Bewohnerinnen praktiziert. Nur in einer bereits 8 Jahre bestehenden Wohngruppe gab es Absprachen über das Einkaufen und das Waschen, die bereits mehrere Jahre dauerten.

- **"nicht alle"**

An haushaltsübergreifenden Modellen bei der Hausarbeit sind in aller Regel nur 2 bis 5 Haushalte eines Projektes beteiligt. Vergemeinschaftete traditionelle Arbeiten beziehen sich damit in keinem Fall größerer Wohnprojekte auf alle Haushalte gleichermaßen. Hier agieren vielmehr mehrere kleinere Gruppen nebeneinander.

Diese vier Merkmale gemeinschaftlich erledigter Hausarbeiten werfen unter dem Aspekt, daß sich die Frauen Entlastungen in diesem Wohnkontext versprechen, einige Fragen auf:

- Warum werden vor allem Hausarbeitsbereiche wie Kindererziehung und Kochen vergemeinschaftet, andere wie Waschen und Putzen jedoch nicht ?
- Warum gibt es keine täglichen und langdauernden Absprachen zur Arbeitsentlastung ?
- Und warum beteiligen sich schließlich nicht alle Bewohnerinnen an solchen Modellen, was deren Effizienz doch erhöhen könnte ?

Die Motive der befragten Bewohnerinnen lassen die Vermutung zu, daß es in den Wohnexperimenten nicht um eine Entlastung im Sinne einer Reduzierung des Umfangs der Arbeit geht, wenn zusammengearbeitet wird. Diese Wohnformen basieren gerade nicht auf der Logik von Service- und Einküchenhäusern, bei denen unter einem rational-ökonomischen Kalkül die Minimierung und Rationalisierung anfallender Hausarbeit in einem gemeinschaftlichen Wohnkontext versucht wurde. Die untersuchten Wohngruppen und Hausgemeinschaften entfalten ihre Effizienz für die Bewohnerinnen unter einer anderen Entlastungslogik, die aber zugleich auch auf ein Dilemma der Frauen in ihrer Doppelrolle verweist.

- Kommunikation

Ein wesentliches Motiv, zusammen mit anderen Personen Hausarbeiten zu verrichten, ist der Wunsch nach Kommunikation. *"Wir kochen sehr häufig gemeinsam, weil die meisten Männer mittags nicht nach Hause kommen"* (009). Die Frauen finden über solche Formen der Zusammenarbeit Ansprechpartnerinnen und durchbrechen damit ihre alltägliche Isolation bei hauswirtschaftlichen Arbeiten. Sie vermindern so vor allem ihre psychischen Belastungen bei der Hausarbeit durch ein 'mehr' an Kommunikation. Diese erhöhte Kommunikation ist plausiblerweise insbesondere bei den Hausarbeitsbereichen 'Kochen' und 'Kinderbetreuung' zu erreichen.

Viele Bewohnerinnen finden sich gerade dann zu Kochgruppen zusammen, wenn sie kleine Kinder haben: *"Wir haben vor allem gemeinsam gekocht, als die Kinder noch kleiner waren. Da war das auch irgendwie im Interesse von uns Müttern, das nicht alleine zu machen. Mit den Kindern war ja verbal nicht so viel Kontakt. Es ist angenehm bei kleinen Kindern, noch mit anderen Erwachsenen zusammenzusein."* (007)

Der Wunsch nach Kommunikation über gemeinschaftliche Arbeiten wird vor allem von den Bewohnerinnen benannt, die ihr berufliches Engagement weitgehend zugunsten der Kinder reduziert haben (reduzieren mußten) und insofern relativ viel Zeit zuhause verbringen.

Doch das Zusammenarbeiten der Bewohnerinnen, um Kontakte zu finden, hat nicht nur Vorteile: *"Ich habe so das Gefühl, wenn ich nicht mit den anderen arbeiten würde, dann würde ich viele Arbeiten viel schneller bewerkstelligen als jetzt."* (009)

Eine andere Bewohnerin schränkt die Vorteile folgendermaßen ein: *"Es ist schon manchmal etwas viel Arbeit, z.B. immer für alle den Tisch zu decken oder zusammen den Einkauf zu machen. Aber das tritt doch eher in den Hintergrund, solange das ausgewogen ist und solange auch wirklich dieser Kommunikationsaspekt überwiegt. Solange kann ich das auch akzeptieren. Aber wenn diese Kommunikation nicht da wäre, wenn das nicht mehr klappt, dann habe ich auch keine Lust, noch irgendetwas zu machen. ...Ich könnte vermeiden, die anderen zu sehen (dann wäre sie alleine mit den Hausarbeiten A.d.V.) und deshalb machen wir das eben gemeinsam."* (036)

In solchen Aussagen zeigt sich, daß von den Frauen zwar einerseits eine Kooperation mit anderen bei einzelnen Hausarbeiten gewünscht und sogar notwendig ist, um Isolation zu vermeiden. Die Bewohnerinnen in Wohnprojekten haben aber andererseits damit auch Nachteile in der Form, daß sie für solche Arbeiten dann mehr Zeit aufwenden müssen und sogar den Umfang ihrer Arbeiten erweitern.

Diese Konflikte bestätigen sich auch durch das Verhalten der Bewohnerinnen, immer dann auf gemeinschaftliche Arbeiten wieder zu verzichten, wenn die Kinder bereits größer sind und selbst zu GesprächspartnerInnen für die Frauen werden: *"Früher als die Kinder kleiner waren, haben wir zusammen gekocht. Aber wenn jetzt die Kinder nach Hause kommen, dann haben sie auch was mit mir zu besprechen. Mit den kleinen Kindern war das anders. Doch jetzt ist es bei uns nachmittags so turbulent, alle reden, alle wollen erzählen, was wissen...schon von daher wäre es mühsam, wenn auch nur zwei Familien beim Essen zusammen wären. Das wäre mehr Streß als Entlastung - für mich zumindest."* (013)

- Freiräume

Die Frauen finden sich noch aus einem zweiten Motiv heraus mit anderen bei den Hausarbeiten zusammen: *"Wenn ich mich eine ganze Woche nicht um den Einkauf kümmern muß, hat das einfach Vorteile. Ich bin nur einmal alle drei Wochen dran und muß nicht ständig einkaufen."*(029)

Eine Bewohnerin mit zwei Kindern kocht an zwei Tagen in der Woche abwechselnd mit der Nachbarin: *"Also ich profitiere davon schon, indem ich einfach auch mal bis 12 Uhr in der Stadt bleiben kann und nicht schon um 11 Uhr nach Hause kommen muß"* (009).

Gemeinschaftliche Arbeiten haben hier vor allem den Sinn, den Frauen zeitliche Dispositionsräume im Alltag zu eröffnen. Da geht es einmal um den Zugewinn regelmäßiger kleinerer Freiheiten. Während die Nachbarin z.B. jeden Dienstag die Kinder betreut, sind Besorgungen in der Stadt möglich o.ä.

Es geht aber auch um zeitliche Freiräume für die Frauen, um beruflich arbeiten zu können. Drei Bewohnerinnen betreuen wechselseitig an drei Tagen in der Woche ihre insgesamt 7 Kinder: *"Es ist eine Notlösung. Unsere Männer arbeiten sehr streng ihre 100 % (im Beruf, A.d.V.) und sind nicht abkömmlich für die Kinder. Nicht nur ich, auch die anderen beiden Frauen sind auf die Kinderbetreuung angewiesen, sie arbeiten auch."* (002) Ohne solche zeitlichen Spielräume, die über eine Arbeitsaufteilung unter den Frauen für jede einzelne erreicht werden, wäre in vielen Fällen eine berufliche Tätigkeit für die Frauen deutlich erschwert.

Auch dieser Wunsch nach einer Erhöhung der zeitlichen Dispositionsräume im Alltag erklärt teilweise, warum vor allem Bereiche wie Kinderbetreuung und Kochen vergemeinschaftet werden, das Waschen, Putzen und Einkaufen jedoch kaum. Die Arbeiten mit den Kindern oder das Kochen lassen sich nicht verschieben, sie binden die Frauen zeitlich viel stärker als alle übrigen Arbeiten und insofern ist hier für die Frauen eine höhere Flexibilität am notwendigsten.

Gemeinsame und wechselseitige Hausarbeiten in Wohnprojekten bieten den Frauen zwar insofern eine Entlastung, als sie ihr Zeitbudget zwischen Beruf und Familie effizienter aufteilen können. Aber auch diese Entlastungsmöglichkeit erweist sich als janusköpfig. Der Gewinn an Freiheit an jenen Tagen, wo frau nicht dran ist, wird erkaufte durch harte Verpflichtungen an anderen.

Immer dann, wenn sich die Frauen auf solche Zusammenarbeiten einstellen, sich daran in ihren Tagesabläufen orientieren, müssen diese Arbeiten sehr hart und verbindlich verregelt werden. Es muß gewährleistet sein, daß wechselseitig die Kinder entweder morgens um sieben oder mittags um zwölf übernommen werden, um z.B. rechtzeitig zur Arbeit zu kommen. Damit werden gegenseitige Arbeiten aber für die Frauen *"wie eine berufliche Verpflichtung"* (002), führen zu einem erheblichen Verlust an Autonomie bzw. Spontanität und konterkarieren die gewünschten Entlastungsaspekte.

"Ja, es ist im Grunde vernünftig zusammenzuarbeiten. Ich habe es auch schon versucht. Aber da ist der Individualismus, also die Angst, sich in etwas Regelmäßiges verpflichten zu müssen, sich verpflichtet zu fühlen. Die Tageszeit ist dann auch eingeschränkt." (008)

In den Aussagen der Befragten entfaltet sich noch eine andere Kritik an den gemeinschaftlichen Arbeiten, die notwendig sind, um sich individuelle Freiräume zu verschaffen. Verregelte Modelle der Zusammenarbeit funktionieren nur dann, wenn das Prinzip "Gegenseitigkeit" eingehalten wird. Ungleichgewichte zwischen den Beteiligten bringen solche Modelle schnell zum Einsturz oder katapultieren jene hinaus, die Entlastungen am nötigsten hätten.

Da gibt es einmal allein faktische Unterschiede, z.B. in der Anzahl der Kinder, die gegenseitig gehütet werden sollen, wodurch die gewünschte Entlastung für manche effizient, für andere nahezu unwirksam werden: *"Ich habe da so meine Erfahrungen hier gemacht. Fünf Kinder zu haben, das erleben die anderen nicht nur als Belastung, mit der man es schwer hat. Da ist auch die Meinung bei denen mit vielleicht nur zwei Kindern, ja, nun schaut doch auch, wie ihr damit fertig werdet. Das ist im Grunde überall so. Die Mütter mit ein oder zwei Kindern, die haben nicht unbedingt die Tendenz, denen mit vier oder fünf die Arbeit abzunehmen."* (007)

Hinzu kommen unterschiedliche Lebensrythmen der Beteiligten: *"Es hat sich herausgestellt, daß es völlig unpraktisch wird, gemeinsam zu kochen, weil jeder mittlerweile andere Zeiten hat. Die Kinder mit der Schule, die Erwachsenen eh mit Schichtdienst usw. Wir sind nie auf einen gemeinsamen Nenner gekommen."* (033)

Und schließlich scheitern Modelle gemeinsamer Zusammenarbeit bzw. bringen nicht die gewünschten Entlastungseffekte, weil sehr unterschiedliche Ansprüche und Erwartungshaltungen vorliegen: *"Wenn ich Kinder gehütet habe, dann hatte*

"Die Vorteile sind ganz praktischer Art. Wirklich, so banal das auch ist. Aber eben das Ei, das ich mir ausleihe. Heute war ich am Kuchenbacken und habe bemerkt, daß ich keine Butter mehr habe und dann ist sie da, die Butter, hier irgendwo im Haus. Oder auch zu wissen, wenn wir abends weg sind und unsere Kinder alleine sind, sie müssen zwar nicht mehr gehütet werden, aber es ist ein anderes Gefühl, für die Kinder und für uns. Wir sind einfach ruhiger. Wenn etwas los sein sollte, dann sind alle Nachbarn da, ganz klar..."(007)

Und vor allem in den wirklichen Krisensituationen bilden die Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften ein Netz, das die Betroffenen auffängt, wieder durch alltägliche Hilfen stabilisiert. *"Als mein Vater gestorben ist, da bin ich hier total versorgt worden. Angefangen vom Wäschemachen, Essenmachen...wenn ich nach Hause kam, stand das Essen fertig auf dem Tisch, das war selbstverständlich, da wurde erst gar nicht gefragt, daß man gehen konnte, daß man heulen konnte. Ich brauchte mich nur um Beruf und Krankenhaus zu kümmern, brauchte nicht immer unseren Jungen mit hin und herschleppen. Es war selbstverständlich, daß ich fahren konnte. Er wurde ins Bett gelegt und wieder rausgeholt, ohne das ich mich kümmern mußte, das war keine Frage."* (025)

Gerade in jenen Situationen, die nicht planbar sind, in denen man spontan agieren will, oder die unvorhergesehen hereinbrechen, entfalten die Wohnprojekte die größten Entlastungswirkungen für die Frauen.

- Das Dilemma der Frauen

Grundeinheit bei den regelmäßig mit anderen aufgeteilten Arbeiten bleibt nach wie vor der Privathaushalt. Es wird nicht gemeinsam gewirtschaftet, sondern allein für den/die anderen 'mit'eingekauft oder 'mit'gekocht. Das ist die Basis für haushaltsübergreifend verrichtete Hausarbeiten in den Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften. Diese bieten ihnen spezifische aber auch widersprüchliche Entlastungseffekte, die so im herkömmlichen Wohnen für sie nicht gegeben sind.

Die stark beruflich engagierten Bewohnerinnen entlasten sich teilweise von extremen Belastungen durch bezahlte Haushaltshilfen. Doch das ist nicht ausreichend. Der gemeinsame Wohnkontext bietet ihnen daneben noch zusätzliche kleinere Entlastungsmöglichkeiten. Den Kern der Entlastung macht bei ihnen der Zugewinn an zeitlichen Dispositionsräumen aus, die sie durch eine Zusammenarbeit mit anderen erreichen. Umgekehrt gibt es auch Hinweise darauf, daß sie für diese Form der Entlastung auch teilweise mit einem 'mehr' an Arbeit, einem 'mehr' an Streß 'bezahlen' müssen.

Die weitaus größte Gruppe der Bewohnerinnen entlastet sich aber in erster Linie durch eine Rücknahme ihres beruflichen Engagements, wie die Ergebnisse zur beruflichen Struktur in den Wohngruppen an anderer Stelle zeigen werden. Diesen Frauen bieten sich durch gemeinschaftliche Arbeiten im Wohnkontext vor allem Entlastungsmöglichkeiten im Sinne einer Verringerung psychischer Belastungen. Sie gewinnen ein 'mehr' an Kommunikation, müssen dafür aber teilweise mit einer rigideren zeitlichen Beanspruchung und ebenfalls mit einem 'mehr' an Arbeit bezahlen.

Dieses Dilemma der Frauen hat zwei Gründe. Ein Grund liegt in der Spezifik der Hausarbeit selbst. Hausarbeit als ein verflochtenes und personenbezogenes Tun, entzieht sich in weiten Teilen den Versuchen, sie durch Arbeitsteilungen zu rationalisieren und minimieren. Immer dann, wenn häusliche Arbeitsbereiche zu stark entflochten werden und unter einem rational-ökonomischen Prinzip vergemeinschaftet (z.B. in den Einküchenhäusern), ausgelagert oder dem Markt übertragen werden, reduziert man zwar den Umfang solcher Arbeiten, gleichzeitig gehen aber spezifische Qualitäten dieser Arbeiten verloren.

Die Entlastungsmotive der Frauen in den Wohnprojekten verweisen auf diese Spezifik der Hausarbeit, bei der Entlastung nicht allein eindimensional - mit dem Ziel 'weniger' Arbeit - gedacht werden kann. Es geht den Frauen in Wohngruppen und Hausgemeinschaften primär um eine andere Form der Entlastung. Sie suchen in diesem Wohnen für sich einen "Rückgewinn" an spontanem Handeln, zeitlichen Freiräumen, Kommunikation bei der Hausarbeit und damit auch den Erhalt spezifischer Qualitäten der Hausarbeit. Diese gehen ihnen in herkömmlichen und anonymen Wohnverhältnissen, vor allem in der Phase mit kleinen Kindern, nahezu vollständig verloren.

Daß solche Entlastungshoffnungen der Frauen aber gleichsam durch ein 'mehr' an Arbeit in den Wohnprojekten oft konterkariert werden, ist einem anderen Grund geschuldet: der geschlechtlichen Arbeitsteilung. Denn getragen werden die gemeinschaftlichen Arbeiten in den Wohnexperimenten eben nicht von allen, sondern zu 80 % allein von den Frauen. Die für die einzelnen Privathaushalte festgestellten traditionellen Arbeitsstrukturen setzen sich vollständig auch bei den haushaltsübergreifenden Arbeiten fort. Männer kommen in diesem Netzwerk so gut wie nicht vor.

Den Bewohnerinnen verbleibt so durch ihr gemeinsames Handeln nur eine Dimension der Entlastung: sie können die traditionellen Hausarbeiten in diesem gemeinschaftlichen Wohnkontext durch Kommunikation aufwerten, bzw. effizienter umschichten und phasenweise verschieben: an einem Tag muß die Frau ihre Kinder nicht hüten, dafür am nächsten Tag gleich vier. Eine Entlastung durch 'weniger' Arbeit als im herkömmlichen Wohnen haben sie dadurch nicht.

Diese Einschätzung bestätigt sich auch dadurch, daß exakt bei all jenen Frauen, die eine weitgehende partnerschaftliche Arbeitsteilung mit dem Mann erreicht haben, regelmäßige haushaltsübergreifende Arbeitsmodelle weitgehend an Bedeutung verlieren, bzw. überhaupt nicht praktiziert werden.

Die Grenzen für eine gemeinschaftliche Zusammenarbeit liegen eben nicht in einem 'Unvermögen', Utopien in die Praxis umzusetzen, oder in einem Mangel an Phantasie und Bereitschaft der beteiligten Frauen für Experimente solcher Art. Die meisten Wohnprojekte weisen eine Geschichte bei den haushaltsübergreifenden Organisationen der Hausarbeit auf. Da werden viele Modelle der Zusammenarbeit ausprobiert, am Ende steht dann oft ein leicht resignierter Rückzug auf ein Minimum, weil sich die Frauen durch die Spezifik der Hausarbeit und unter den Bedingungen einer geschlechtlichen Arbeitsteilung ständig in einem Teufelskreis bewegen.

Die nicht planbaren, unkomplizierten, spontanen, zufälligen und sporadischen Nachbarschaftshilfen in einem sozialen Wohnkontext, die von den Frauen als größte Vorteile dieses Wohnens benannt werden, dokumentieren gleichzeitig auch das Maximum an uneingeschränkten Entlastungen, die den Frauen zugestanden wird.

Die Wohnprojekte bergen insoweit sogar die Gefahr in sich, daß die Frauen hier aus einer ihnen aufgeherrschten und vermeintlich individuellen Not heraus eine gemeinsame Tugend machen, die im Ergebnis noch eher die Männer entlastet, als sie selbst. Denn diese können sich fast sicher sein, daß sich hier die Frauen durch solidarisches Handeln zu stützen suchen.

Eine wirkliche Alternative zum herkömmlichen Wohnen werden die Wohnexperimente für die Bewohnerinnen im Bereich der Hausarbeit nur dann, wenn sie gleichzeitig mit radikalen Forderungen für eine gerechtere Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen verknüpft werden. Nur dann bieten die Wohngruppen die Basis für ein notwendiges mehrdimensionales Entlastungsmodell bei der Hausarbeit, in dem die Frauen weniger Arbeit und gleichzeitig mehr Vergnügen haben - aber, wenn es die 'neuen' Männer gäbe, gäbe es dann überhaupt diese Wohnprojekte ?

1.5 Baulich-räumliche Veränderungen

Es soll nun um die Frage gehen, inwieweit sich in den Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften auf einer baulich-räumlichen Ebene Veränderungen im Bereich der Hausarbeit zugunsten der Frauen zeigen.

Trotz eines hohen Anteils gemeinschaftlicher Zusammenarbeit in den Wohnprojekten ist die räumliche Autarkie der einzelnen Haushalte im Bereich Hausarbeit nicht aufgehoben. Alle Familien in den Wohngruppen haben die notwendigen hauswirtschaftlichen Flächen, wie Küchen, Bäder, Vorrats- und Abstellräume für sich, müssen sie nicht mit anderen teilen. Jene 3 Wohnprojekte im Rahmen der Untersuchung, die über gemeinsame Küchen und Bäder verfügten, können als erzwungene Ausnahmen gelten. Es handelt sich dabei um sehr kleine Hausgemeinschaften mit 2 bis 3 Familien, die sich mit ihrem Wohnen an der vorhandenen Bausubstanz orientieren (müssen). Sie leben in alten Bauernhäusern oder Patriziervillen, die ohnehin nur eine Küche aufweisen und zugleich sind diese Häuser gemietet, d.h. die BewohnerInnen haben nur beschränkte Veränderungsmöglichkeiten.

In einigen anderen kleineren Hausgemeinschaften in Altbausubstanz haben die BewohnerInnen mit einem relativ hohen Anspruchsdenken - 'ganz oder gar nicht' - beim Zusammenwohnen begonnen und eine gemeinsame Küche genutzt. Hier entwickelten sich jedoch im Laufe der Zeit Autarkiewünsche der einzelnen Familien, was die Verfügungsmöglichkeiten über Flächen und Räume betrifft. In allen Eigentumsprojekten wurden gemeinsame Küchen durch Umbauten wieder abgeschafft.

Beispiel

Drei Familien kaufen sich zusammen ein großes villenartiges Anwesen. Im Erdgeschoß wohnen zwei Familien mit gemeinsamer Küche, aber zwei Bädern. Im Obergeschoß wohnt eine Familie, die gleich zu Anfang Wert auf eine eigene Küche legte. Nach zwei Jahren Wohndauer und trotz phasenweise gemeinsamen Kochens aller drei Haushalte, wird auch im Erdgeschoß der Einbau einer zweiten Küche beschlossen, um aufkommende Konflikte in der Haushaltsführung zu vermeiden. Das stellt die Hausgemeinschaft insgesamt noch längst nicht infrage, denn schon zu Anfang beeinflusste die Möglichkeit, im Zweifelsfalle eine dritte Küche im Haus einbauen zu können, ganz klar die Kaufentscheidung der BewohnerInnen.

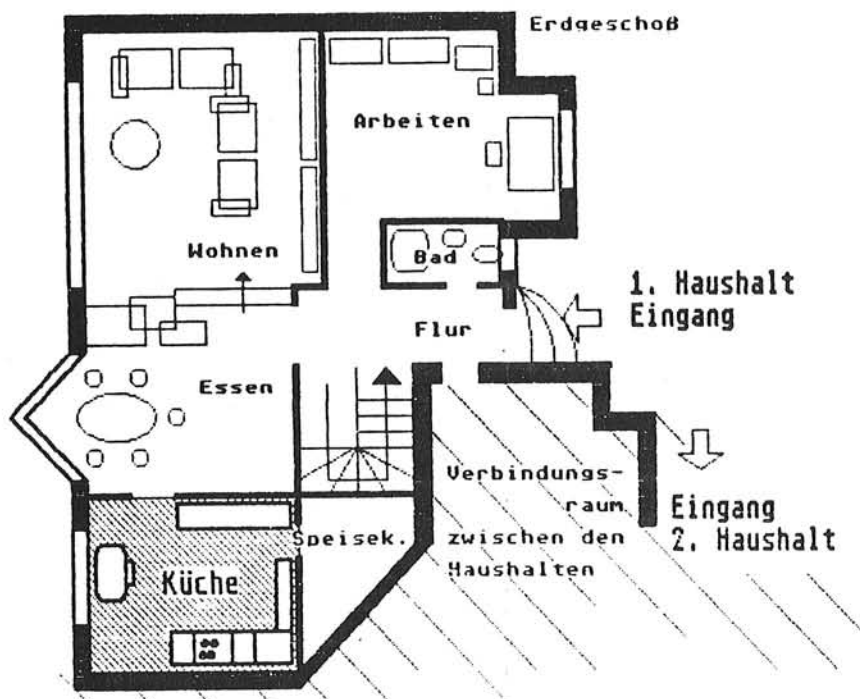
Vollständige räumliche Autonomie, eigene Küchen, Bäder usw. - auf den ersten Blick scheint es sich in den Wohnprojekten um sehr traditionelle bauliche Wohnlösungen zu handeln. Nichts ist von den Raumkonzepten früherer engagierter Wohnungsbaumodelle, z.B. den Kollektivhäusern etc., übriggeblieben. Und dennoch legen die Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften im Altbau bei näherem Hinsehen eine Fülle von wiederentdeckten bis neuen Facetten räumlicher Konzeptionen offen, die den Bereich der Hausarbeit beeinflussen.

- Die Renaissance der Wohn-Küchen

Die im Idealtypus 'modernen' Wohnens lange Zeit vorherrschenden reinen Funktions- oder auch Arbeitsküchen sind in Wohnprojekten eher die Ausnahme. Darunter sind Küchen ohne Essplätze oder sonstige Wohnfunktionen zu verstehen, die ausschließlich den Essenzubereitungen dienen.

Nur bei wenigen der untersuchten Haushalten in Wohngruppenprojekten waren solche Küchen anzutreffen, die in der Regel über Flure erschlossen werden und durch Türen deutlich vom übrigen Wohnbereich abgetrennt sind. Sie liegen nicht zentral, sondern an den Rändern der Wohnung und sind - gemessen an den übrigen Räumen der Wohnung - sehr klein. Ihre Größe schwankt zwischen 8 und 10 qm.

Skizze Nr. 1: Reine Arbeitsküchen - die Ausnahme in Wohngruppenprojekten



Dieser Küchentypus findet sich ausschließlich bei den Bewohnerinnen von Hausgemeinschaften in Altbausubstanz, die in Mietverhältnissen leben und sich mit der vorhandenen Bausubstanz arrangieren müssen. Eine Kritik an diesen Küchen ist vorhanden, verknüpft sich aber zumeist mit der Kritik an einem insgesamt ungenügenden Raumangebot der Wohnung. Es gab mehrere Hinweise

darauf, daß solche Minimalküchen gerne von den BewohnerInnen geändert werden, sobald sie die Möglichkeit dazu haben. *In einer Hausgemeinschaft mit zwei Familien, die jahrelang in einem Mietverhältnis dort leben, wird das Haus schließlich von einem der Haushalte erworben. Die ersten Überlegungen und Ausbaupläne gelten den bis dahin 'reinen' Funktionsküchen'. Die Befragte wird in ihrer Wohnung die Küche mit dem Esszimmer zusammenlegen und durch einen zusätzlichen angebauten Wintergartenbereich zum Garten hin öffnen.* (028)

Übersicht Nr. 11: Art der Küchen in den untersuchten Haushalten der Wohnprojekte (n = 50)

Art der Küche	Anzahl der Haushalte
Reine Arbeitsküche ¹⁾	9
Wohnküche ²⁾	35
Keine Auswertung möglich ³⁾	7
Gesamt	50

- 1) Unter Arbeitsküchen werden all jene Küchen verstanden, die außer der notwendigen Ausstattung mit den üblichen Geräten und Arbeitsflächen weder Esstisch noch Sitzgelegenheiten aufweisen.

wendige Küchenausstattung hinaus auch Essplätze aufweisen oder/und durch Sofas, Garderobenschränke oder etwa Kinderspielecken etc. zusätzliche Wohnfunktionen aufweisen. Als Wohnküche gelten darüber hinaus jene Küchen, die völlig offen und ohne Sichtschutz in den sonstigen Wohnbereich integriert sind.

- 3) In diesen Wohngruppenprojekten konnten keine Informationen diesbezüglich erhoben werden, weil eine Begehung der Wohnung aus den unterschiedlichsten Gründen heraus nicht möglich war.

In den meisten der untersuchten Haushalte von Wohnprojekten ist aber der zentrale Bereich für hauswirtschaftliche Tätigkeiten – die Küche – erheblich aufgewertet worden. Es sind äußerst großzügige Wohnküchen eingerichtet worden, die folgende Charakteristiken aufweisen:

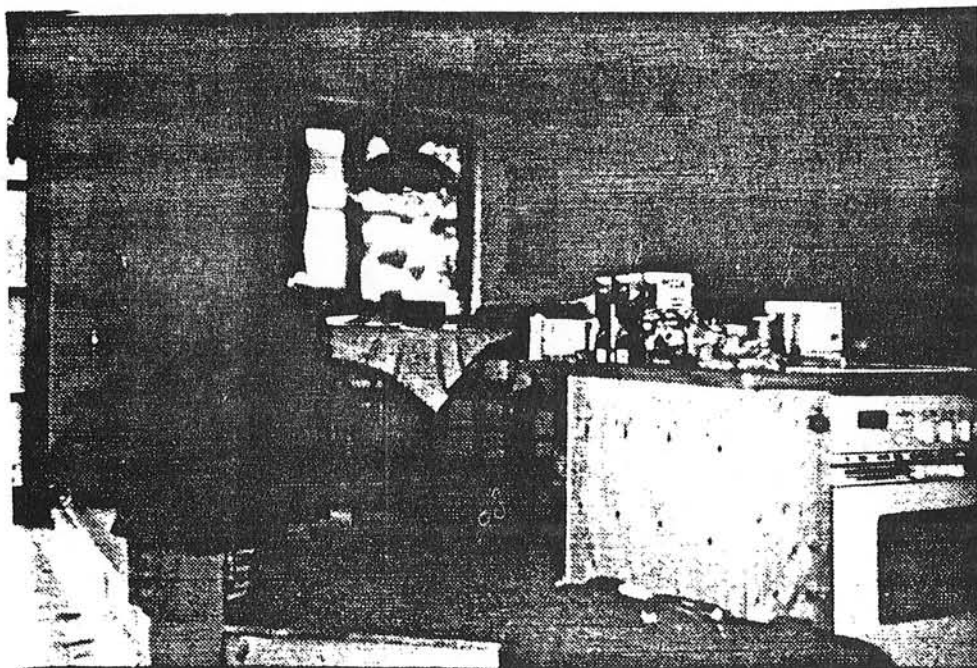
- "Privilegierung"

Die Küchen liegen **zentral** und nicht abgedrängt in den Wohnungen. Oft sind sie der Durchgangsbereich für andere Zimmer oder bilden anstelle von Fluren sogar gleichzeitig den Eingangsbereich der Wohnung. BesucherInnen werden so zuerst in der Küche empfangen. Diese Küchen sind zudem gemessen am übrigen Raumangebot der Wohnungen **sehr groß**, durch-

schnittlich 22 qm. In mehreren Haushalten sind es die größten Räume innerhalb der gesamten Wohnung. Und schließlich weisen diese Küchen auch eine **bevorzugte Lage** auf. In den meisten Fällen gibt es von hier einen direkten Zugang zum Balkon oder zu Gartenflächen. Dadurch sind auch die Besonnungs- und Belichtungsmöglichkeiten dieser Räume sehr gut.

- "Multifunktionale Nutzung"

In diesen Küchen werden **mehrere Wohnfunktionen** miteinander verknüpft. Es sind nicht nur Koch- oder vielleicht Essküchen, sondern es sind Räume, in denen Besuch empfangen wird, in denen in sehr vielen Fällen das Interview mit der Bewohnerin geführt wird. Kinder machen hier oft Schularbeiten, die großen Tische werden für Hobbys oder sonstige Hausarbeiten genutzt. Diese Wohnküchen sind zentrale Treffpunkte in der Wohnung, die auch von anderen MitbewohnerInnen selbstverständlich betreten werden.



Großzügige und unkonventionelle Küchen sind charakteristisch für die weitaus meisten Wohnexperimente. Diese Wohnlösungen gehen weit über jene "Wohnküchen"-Vorstellungen hinaus, die in jüngster Zeit in Möbelprospekten o.ä. den KonsumentInnen präsentiert werden und bei denen es zumeist nur um den Verkauf von mehr, edleren und teureren Einbaumöbeln für die Küchen geht. In den Wohngruppen dagegen beschränkt man sich eher auf das notwendige Minimum an festen Einbaumöbeln und Arbeitsflächen und nutzt die restlichen Stellflächen für alte Vitrinen, Pflanzen o.ä.

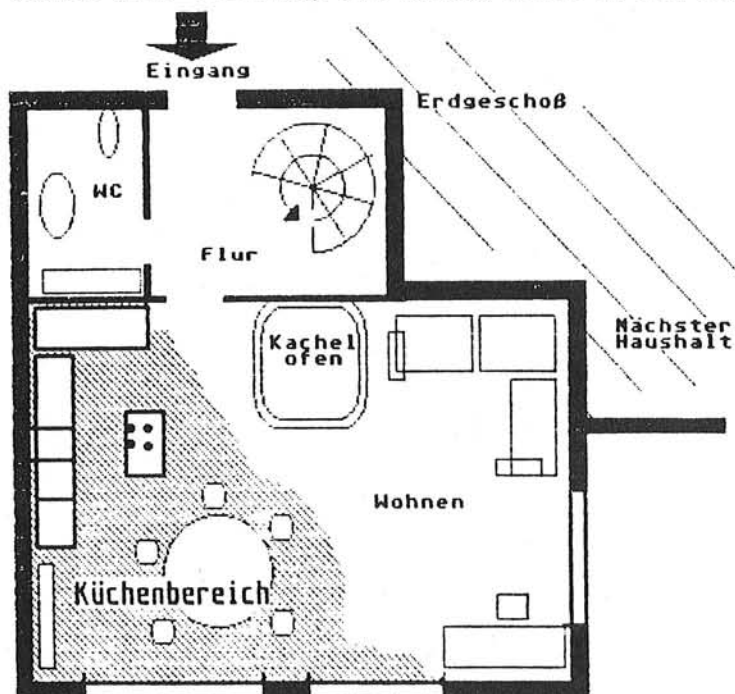
Drei Varianten an Wohnküchen sind in den untersuchten Haushalten zu finden, die alle auf eine deutliche Aufwertung des Küchenbereiches verweisen.

Übersicht Nr. 12: Unterschiedliche Raumkonzepte bei den vorgefundenen Wohnküchen in Wohnprojekten (n = 35*)

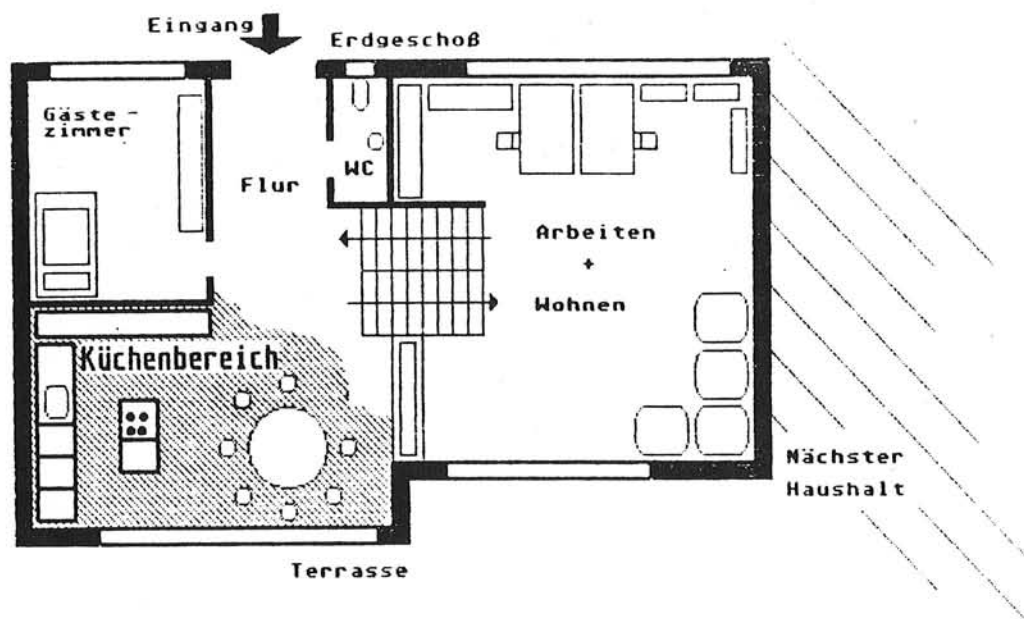
Wohnküchen, die ohne Abtrennung in den Wohnbereich integriert sind	15
Wohnküchen mit einem leichten Sichtschutz zum Wohnbereich (Mauervorsprünge, Regale, jedoch ohne Türen)	7
Seperate Wohnküchen, in Konkurrenz zum Wohnzimmer	13
Gesamt	35

* Bei insgesamt 35 von 50 untersuchten Haushalten in Wohngruppenprojekten gab es Wohnküchen und nur diese Anzahl wurde hier noch einmal differenziert.

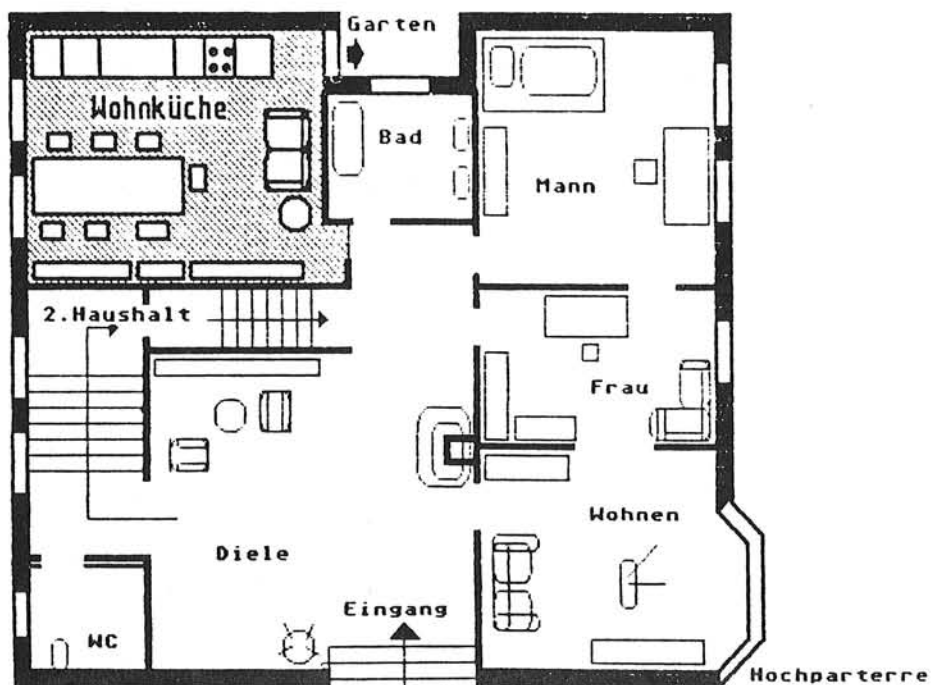
Skizze Nr.2 : Küchen, die völlig offen in den Wohnbereich übergehen



Skizze Nr.3 : Küchen, die durch einen leichten Sichtschutz vom Wohnbereich getrennt sind



Skizze Nr. 4: Seperate Wohnküchen - die Konkurrenz zum Wohnzimmer



Solche Wohnküchenlösungen in den Wohnprojekten korrespondieren sehr stark damit, ob die BewohnerInnen ihre Häuser selbst geplant und gebaut haben oder aber versuchten, in vorhandener Altbausubstanz ihre Grundrißvorstellungen durch Umbauten zu verwirklichen. In den neugebauten Häusern wurden immer die ungewöhnlichsten Küchenlösungen verwirklicht (Skizze 3 und 4), bei denen die Küchen 'nahtlos' in den allgemeinen Wohnbereich übergehen, oder allenfalls durch einen leichten Sichtschutz in Form von Regalen oder Mauervorsprüngen getrennt sind. *"Ich möchte nicht in der Küche stehen und rumwirbeln, während der Rest der Welt in der Stube sitzt, sondern das soll bei uns in dieser Hinsicht alles offen sein."* (029)

Die Bewohnerinnen haben beim Planen ihrer Häuser bewußt diese Küchenlösungen forciert: *"Das war meine Erfahrung, die ich früher gmacht habe. Ich stand in der Küche und habe gekocht und vorbereitet und nie etwas vom Gespräch der anderen mitgekriegt. Ich hatte hinterher immer eine Lücke, wußte nicht, worum es ging. Ich habe mir gesagt, das passiert mir nicht nochmal..."* (031)

In Altbausubstanz dagegen wurden eher große, separate Wohnküchen geschaffen. (Skizze 4) Nicht selten wurde dafür auch eines der größten Zimmer verwendet, bzw. durch Umbauten 2 kleinere Zimmer zusammengelegt. Aufgewertet werden diese Räume dann zusätzlich durch eine Vergrößerung der Fensterflächen und direkte Zugänge zu Balkon oder Garten.

"Es ist der Raum, der tagsüber wirklich am häufigsten benutzt wird. Selbst wenn wir feiern oder groß Essen machen, setzen wir uns nicht unbedingt ins Wohnzimmer, wir bleiben meist hier." (023) Ausgestattet sind diese Wohnküchen mit Pflanzen, bequemen Sitzgelegenheiten, oft sind Teppiche und Kinderspielregale zu finden. *"Wenn Gäste kommen, sitzen wir immer hier. Es steht kein Mensch auf und geht ins Wohnzimmer. Das Wohnzimmer haben wir mehr mit Rücksicht auf unsere Eltern und Schwiegereltern, weil wir dachten, das muß..."* (030)

Die Küchen sind gleichsam zur Konkurrenz der Wohnzimmer geworden. Sie erhalten noch ein besonderes Gewicht für das gemeinschaftliche Zusammenleben. Eine Zusammenarbeit der Bewohnerinnen bei der Kinderbetreuung oder beim Kochen wäre ohne solche großzügigen, privaten Küchen nicht möglich. Diese Räume sind so groß - durchschnittlich 21 qm, daß sie das gleichzeitige Arbeiten mehrerer Personen erlauben. Auch die Tische dort bieten in der Regel für deutlich mehr Personen einen Platz, als Familienmitglieder vorhanden sind.

Im Bereich der Küchen zeigen sich in den Wohnprojekten die prägnantesten räumlichen Veränderungen, gemessen am sonst üblichen Grundrissen des 'modernen' Wohnens. Die Küchen werden in den weitaus meisten Wohngruppen und Hausgemeinschaften zum zentralsten und wichtigsten Raum der Wohnung, nicht selten auch zum größten, in dem sich ein Großteil des täglichen Lebens abspielt. Ein wesentlicher Teil der Hausarbeit wird so nicht mehr versteckt, sondern sichtbar für alle erledigt.

- Zusätzliche gemeinschaftliche Flächen für Hausarbeit

Neben den Wohnküchen, die eine Aufwertung der Hausarbeit innerhalb der Privathaushalte bedeuten, sind die Wohnprojekte dadurch gekennzeichnet, daß sie zusätzliche Flächen für Hausarbeit bereitstellen.

Nahezu alle untersuchten Projekte verfügen über gemeinsame "Waschküchen", d.h. Stellflächen für Waschmaschinen und Trockner. Diese sind keineswegs Ersatz für fehlende Flächen innerhalb der Einzelwohnungen, sondern werden zusätzlich angeboten. In Neubauprojekten schiebt sich beispielsweise zwischen zwei Haushalte ein großzügig geplanter Heizungskeller, der auch die Waschmaschinen aufnehmen kann. Bei größeren Wohngruppen in Reihenhausbauweise wird für alle Familien ein durchgehender, gemeinschaftlicher Keller konzipiert, der auch einen separaten, großen Wasch- und Trockenbereich aufweist. Auch in Hausgemeinschaften sind selbst umgebaute, gemeinschaftliche "Waschküchen" die Regel.

Ziel eines solchen zusätzlichen Flächenangebotes ist es jedoch nicht, den Frauen hauswirtschaftliche Tätigkeiten zu erleichtern. In den meisten Fällen sind die Waschküchen abgelegene, unwirtliche Räume, deren Nutzung für die Frauen sogar sehr umständlich sein kann. Die Frauen profitieren von solchen Flächen nur insoweit, als sie ihnen räumliche Dispositionsmöglichkeiten eröffnen. Durch die steigende Anzahl großer hauswirtschaftlicher Geräte (Trockner, Tiefkühltruhe, Bügelmaschine) geht viel Fläche innerhalb der Haushalte verloren, die von den BewohnerInnen zeitweise gerne anders genutzt würde. Eine gemeinsame Waschküche hat dann vor allem den Vorteil, daß die Waschmaschine aus dem eigenen Bad vorübergehend verbannt werden kann und so Platz für einen praktischen Wickeltisch geschaffen wird. Einfacher wird die Hausarbeit dadurch nicht, denn die gesamte Wäsche muß nun über Treppen in den Keller transportiert werden.

Unter dem Aspekt einer Arbeitserleichterung bei traditionellen Hausarbeiten, die den Haushalten eine effiziente, unproblematische - und auch gemeinsame Nutzung - verschiedenster technischer Haushaltsgeräte ermöglichen könnte,

werden die gemeinsamen Flächen in den Wohnprojekten nicht geplant. Es gab in keinem Fall räumliche Konzepte, die einen für mehrere Haushalte leicht zugänglichen und gut belichteten Hauswirtschaftsraum vorsehen.

Betrachtet man einmal das großzügige Flächenangebot insgesamt, das Wohnprojekte offerieren, so zeigt sich, daß eher großzügige Flächen für Freizeitaktivitäten (Sauna, Schwimmbad, Partyräume, Freiflächen) eingeplant werden oder aber Flächen für die traditionell von Männern favorisierten informellen Arbeiten (Handwerksräume, Bastelschuppen). Flächen dagegen, die die traditionell als weiblich geltenden Hausarbeitsbereiche stützen könnten – auch in einem gemeinschaftlichen Kontext – sind nicht Gegenstand der Planung geworden. Gleichsam als Relikt früherer Wohnungsbauvorstellungen wurden hier die Waschküchen übernommen, die aber den räumlichen Erfordernissen einer hochtechnisierten und trotzdem gemeinschaftlich orientierten Haushaltsführung nicht mehr gerecht werden.

2. Wohnprojekte und Berufsarbeit

Nach den sozialen und räumlichen Veränderungen im Bereich der Hausarbeit, soll es nun darum gehen, nach Neuerungen im Verhältnis von Wohnen und beruflicher Arbeit in den Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften zu fragen.

Bezogen auf Hausarbeit hat sich im vorangegangenen Kapitel gezeigt, daß die Frauen in Wohnprojekten keineswegs 'weniger' Arbeit oder eine umfassende Entlastung erreicht haben. Wie bekommen die Bewohnerinnen von Wohnprojekten unter diesen Bedingungen ihre berufliche Arbeit in den Griff?

Hier sind grundsätzlich drei Möglichkeiten denkbar:

- Verzicht auf Berufsarbeit

Das klassische Lösungsmuster sieht so aus, daß Frauen zugunsten von Familie und Hausarbeit vollständig auf ihr 'Vergnügen' einer beruflichen Tätigkeit verzichten. Diese Variante ist allerdings im Untersuchungssample nicht existent, da ausschließlich berufstätige Bewohnerinnen als Interviewpartnerinnen ausgewählt wurden. Es zeigt sich, daß insgesamt in den Wohnprojekten - auch bei den nicht befragten Bewohnerinnen - der Typus 'Hausfrau' (nicht berufstätig, kein eigenes Einkommen) kaum vorhanden ist.

- Reduzierung der Berufsarbeit

In einer zweiten - ebenfalls üblichen - Variante ist es denkbar, daß die Frauen in Wohnprojekten nur eingeschränkt einer beruflichen Tätigkeit nachgehen und Teilzeit arbeiten, um Familie und Beruf vereinbaren zu können.

Die vielfach erhobene Forderung, daß sowohl Mann wie Frau gleichermaßen ihre berufliche Arbeit reduzieren, dürfte - so die Vermutung - auch in den Wohnprojekten, angesichts der Ergebnisse zur Verteilung der Hausarbeit, nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen.

- Verknüpfung von Wohnen und Berufsarbeit

Und schließlich ist es möglich, daß in den Wohnprojekten eine Vermischung von Wohnen und Berufsarbeit stattfindet, die insbesondere den Frauen eine neue Organisation des Alltags eröffnet. Denkbar ist, daß eigenständige Arbeitsplätze innerhalb der Wohnprojekte existieren oder daß zumindest Teilbereiche der beruflichen Arbeiten zuhause erledigt werden.

Analog zu den Szenarien im Bereich Hausarbeit, umschreiben die ersten beiden Lösungsmuster eher individuelle und vom Wohnkontext unabhängige Strategien zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie. In dem Maß, in dem solche Strategien aber für die Bewohnerinnen nicht greifen und nicht von ihnen gewünscht sind, kann belegt werden, daß die Vermischung von Berufsarbeit und Wohnen bei den Frauen andere Gründe haben dürfte als bei den Männern.

Die Integration beruflicher Arbeit in den Wohnbereich ist nun nicht erklärtes Ziel der von uns untersuchten Wohnprojekte. Viele dieser Projekte sperren sich sogar gegen selbständige Arbeitsplätze (Büros oder Praxen) innerhalb ihres Wohnkontextes, da bei Laufkundschaft oder KlientInnenbesuchen eine Beeinträchtigung des Gemeinschaftslebens befürchtet wird.

Dennoch wird in den Wohnprojekten in erheblichem Umfang zuhause für den Beruf gearbeitet, was sich räumlich in Gestalt von Arbeitszimmern oder zumindest Arbeitsbereichen niederschlägt. Damit zeigen sich in dieser gemeinschaftlichen Wohnform deutliche Veränderungen gemessen am Idealtypus modernen Wohnens, bei dem das Wohnen als ein von beruflicher Arbeit gereinigter Bereich erscheint.

In Anknüpfung an die tatsächliche berufliche Situation der Bewohnerinnen muß deshalb hinterfragt werden, ob es sich bei solchen Rückverlagerungsprozessen um den Ausdruck eines Wertewandels handelt, der positiv für die Frauen im Sinne eines gewünschten Lebensmodells ist. Oder ob sich nicht vielmehr in der Vermischung von Wohnen und Berufsarbeit in den Wohnprojekten einmal mehr die ungelösten und sich zuspitzenden Probleme im weiblichen Lebenszusammenhang dokumentieren.

2.1 Wohnprojekte - Ein Magnet für berufstätige Frauen

Das Befragungssample aus den Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften besteht ausschließlich aus berufstätigen Frauen bzw. (in Sonderheit) vier voll studierenden Frauen, die gleichzeitig Kinder haben. Sie alle befinden sich somit in einem Spannungsfeld zwischen Beruf (oder vollem Studium) und Familie. Ein erheblicher Teil der traditionellen Hausarbeiten verbleibt ihnen, wie die vorangegangenen Ergebnisse gezeigt haben. Wie sieht demgegenüber die Berufstätigkeit und zeitliche Beanspruchung der Bewohnerinnen aus? Gibt es Charakteristiken in der beruflichen Struktur von Wohngruppenhaushalten?

- LehrerInnen/PsychologInnen/ArchitektInnen - "halt schon Akademiker"

Längst nicht alle Berufsgruppen scheinen sich gleichermaßen für eine gemeinschaftliche Wohnform zu interessieren. Das Spektrum beruflicher Tätigkeiten im Untersuchungssample ist äußerst eng gefaßt, damit korrespondiert auch eine hohe Homogenität bezogen auf Ausbildungsstand und Einkommen.⁹

Übersicht Nr. 12: Berufsstruktur in den befragten Wohnprojekten (n = 50)

Art der Tätigkeit	Frauen	Männer
LehrerIn	22	18
PsychologIn / TherapeutIn	4	2
Dipl.-Päd. / ErzieherIn	6	1
ArchitektIn	3	4
Naturwiss. /Ing. / TechnikerIn / EDV	2	5
JuristIn	-	1
Arzt/ Ärztin	-	1
GeisteswissenschaftlerIn	-	1
ÖkonomIn	-	1
RedakteurIn	1	2
ManagerIn	1	-
KrankenpflegerIn	2	-
Verwaltungsangestellte/ter	-	1
Handwerkliche Berufe	-	3
derzeit Studium	4	-
Keine Auswertung möglich	5	5
Gesamt	50	45*

* 5 der befragten Frauen wohnten zum Zeitpunkt der Befragung alleine, ohne den Lebenspartner im Wohnprojekt. Die Angaben für den Mann entfielen daher.

Beim Befragungssample dominieren die eher pädagogisch und sozial orientierten Berufssparten. Naturwissenschaftlich-technisch geprägte Berufe - nimmt man einmal die ArchitektInnen hierbei aus - oder aber handwerkliche Berufe sind deutlich geringer vertreten. Diese Ergebnisse beim Befragungssample spiegeln die berufliche Struktur insgesamt in den 50 untersuchten Wohnexperimenten wider. Zwar wurde nur jeweils ein Haushalt in jeder Wohngruppe bzw. Hausgemeinschaft befragt, dabei wurden jedoch auch Informationen zu den Berufen der übrigen BewohnerInnen erhoben.

Beispiel 1: Eine Wohngruppe mit 17 Haushalten

"Hier wohnen Universitätsangehörige oder Universitätslehrer, jede Menge Lehrer, ein Finanzbeamter, eine Künstlerin, eine Journalistin." (034)

Beispiel 2: Eine Hausgemeinschaft mit 3 Haushalten

Lehrerin, Architekt, Betriebswirt, Bankangestellte, Universitätsangestellte, Lehrer (029)

Beispiel 3: Eine Wohngruppe mit 2 Haushalten

Lehrerin, Lehrer, Bauingenieur, Bauingenieurin (025)

Beispiel 4: Eine Wohngruppe mit 6 Haushalten

Physiker, Psychologin, Lehrerin, Bankangestellter, Techn. Zeichner, Bauzeichnerin, Lehrerin, Lehrer, Ökonom, Hausfrau. (007)

Wie läßt sich die für Wohnprojekte signifikante Häufung sozial-pädagogisch orientierter Berufsgruppen erklären?

Hier findet sich eine BewohnerInnenklientel zusammen, die vermutlich über die professionellen, eher sozialorientierten Tätigkeitsbereiche auch ein starkes Interesse an sozialen Zusammenhängen innerhalb des Wohnbereichs entwickeln kann. Und bei den ArchitektInnen kann man plausiblerweise annehmen, daß ihre hohe Affinität zu solchen Wohnformen auch teilweise einem berufsständischen Interesse entspringt.

Mit dem sehr engen Berufsspektrum in den Wohnprojekten ist auch ein einheitlich hoher Ausbildungsstand der BewohnerInnen verknüpft.

Übersicht Nr. 13: Ausbildungsstand der befragten Haushalte in den Wohnprojekten (n = 50)

Ausbildung	Frauen	Männer
Hochschulabschluß	34	36
Fachhochschulabschluß	3	2
Lehrausbildung	8 ¹⁾	2
keine Berufsausbildung	-	-
keine Auswertung möglich	5	5
Gesamt	50	45

* Fünf der Befragten wohnen zum Zeitpunkt der Befragung ohne Lebenspartner im Wohngruppenprojekt. Die Angaben für den Mann entfielen daher.

1) Von den acht Bewohnerinnen, die eine Lehrausbildung vorzuweisen haben, befinden sich derzeit vier in einem Studium (2.Bildungsweg). Von den zwei Männern mit Lehrabschluß befindet sich einer im Studium.

Ein überwiegend akademisches Bildungsniveau trifft nicht nur für die Männer, sondern in gleichem Maß für die Frauen in den Wohnprojekten zu. Charakteristisch für die Wohnexperimenthaushalte ist, daß es nur selten ein "Bildungsfälle" in den Paarbeziehungen gibt, etwa in der Form, daß der Mann einen Universitätsabschluß vorzuweisen hat, die Frau jedoch nicht.

Und schließlich ist das berufliche Leben der BewohnerInnen in der Regel durch sichere und langfristige Arbeitsverhältnisse gekennzeichnet. Zwischen der Situation von Männern und Frauen gibt es dabei nur geringfügige Unterschiede.

Übersicht Nr. 14: Stabilität der Arbeitsverhältnisse in den befragten Haushalten
(n = 50)

Stabilität und Art des Arbeitsverhältnisses	Frauen	Männer
Unbefristete Anstellung:		
- Verbeamtet	17	15
- Angestellt im öffentlichen Dienst	12	9
- Angestellt in der freien Wirtschaft	2	9
- Selbständig	5	4
Befristete Anstellung:		
- Angestellt im öffentlichen Dienst	3	-
- "Jobber", z.B. Vertragsarbeiten in VHS o.ä.	3	3
Kein Arbeitsverhältnis und <u>ausschließlich</u> Studium	3	-
Arbeitslos	-	-
Keine Auswertung möglich	5	5
Gesamt	50	45*

* Fünf der Befragten wohnen zum Zeitpunkt der Befragung ohne Lebenspartner im Wohngruppenprojekt. Die Angaben für den Mann entfielen daher.

Die beruflichen Daten der BewohnerInnenklientel (Beruf, Ausbildungsstand, Arbeitsverhältnis), bestätigen auf den ersten Blick durchaus die allgemeine Einschätzung daß es sich bei den Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften vor allem um "Mittelschichtprojekte" handelt.¹⁰ Hier finden sich Menschen zusammen, die über hoch qualifizierte Ausbildungen verfügen und sich in ihren Berufen etabliert haben. Die Haushaltseinkommen sind aufgrund der Art der Arbeit und der gleichzeitigen Berufstätigkeit von Mann und Frau sehr hoch. Mit ca. 5000 DM netto pro Monat liegen die Einkommen der meisten Haushalte deutlich über dem Durchschnitt.¹¹

Doch diese Rahmendaten skizzieren die berufliche Situation der Frauen in diesen Wohnprojekten nur unvollständig.

- Ungleiche Verteilung der Berufsarbeit in den Haushalten - trotz hoher Berufsorientierung der Frauen

Die Wohnprojekte sind durch einen doch eher traditionellen Typus erwerbstätiger Haushalte gekennzeichnet: die Männer stehen in der Regel voll im Berufsleben, während bei den Bewohnerinnen ein bunter Reigen an Teilzeitbeschäftigungen zu finden ist.

Die meisten Bewohnerinnen arbeiten zwischen 20 % und 80 % einer vollen Stelle, während der Umfang außerhäuslicher Arbeitszeit bei ihren Männern bei 100 %, manchmal durch ständige Überstunden sogar bei 120 % liegt.¹²

Übersicht Nr. 15: Umfang der außerhäuslichen Berufsarbeit bei den befragten Haushalten in Wohnprojekten (n = 50)

Umfang der Erwerbsarbeit ¹⁾	Frauen	Männer
Vollzeitbeschäftigung:		
Über 100 % Arbeitszeit (ständige Überstunden)	1	7
Genau 100 % Arbeitszeit	6	25
Teilzeitbeschäftigung:		
Zwischen 80 % und 99 % Arbeitszeit	5	1
" 60 % und 79 % "	10	5
" 40 % und 59 % "	12	-
" 20 % und 39 % "	3	1
Weniger als 20 %	4	1
Keine Erwerbsarbeit, dafür Studium	4	-
Keine Auswertung möglich	5	5
Gesamt	50	45*

* Fünf der befragten Bewohnerinnen leben zum Zeitpunkt der Befragung ohne Lebenspartner im Wohngruppenprojekt. Die Angaben für den Mann entfielen daher.

1) Als Maßstab für 100 % Erwerbsarbeit wurde eine wöchentliche Arbeitszeit von 40 Stunden zugrundegelegt, für die LehrerInnen in Sonderheit 28 wöchentliche Unterrichtsstunden.

Familie B. ist, bezogen auf die berufliche Struktur, gleichsam ein prototypischer Wohngruppenhaushalt: Karin B. ist verbeamtete Hauptschullehrerin und arbeitet an drei Tagen in der Schule. Sie hat ihre Stundenanzahl in der Schule auf die Hälfte reduziert. Günter B. ist Diplom-Pädagoge und angestellt als Fachbereichsleiter in einer Volkshochschule. Er hat eine volle Stelle und arbeitet mindestens 40 Std. wöchentlich. (035)

Zum einen widerspricht die Tatsache der Vollbeschäftigung bei den Männern der Einschätzung vieler Befragten, daß ihre Männer gerne den Umfang ihrer Berufsarbeit reduzieren würden, wenn sie "könnten", um dann mehr Zeit für den häuslichen Lebensbereich zu haben. Genau besehen, könnten sie dies auch, sie machen es nur nicht. Die Bewohner verfügen aufgrund ihrer Beschäftigungsverhältnisse (Lehrer, Selbstständige, öffentlicher Dienst) häufig über sehr gute Möglichkeiten, eine Teilzeitarbeit durchzusetzen (bei den Frauen ist es ja offensichtlich bei der gleichen Berufssituation möglich), sie nehmen solche Chancen aber nicht wahr.

Die Ursache dafür, daß die Männer ihre Berufsarbeit nicht einschränken, liegt in einem 'alten' Begründungsgeflecht, das sich aus objektiven und subjektiven Zwängen zusammensetzt: aus Fragen der Altersversorgung, Arbeitsstrukturen, Karrieredenken, Absicherung der materiellen Existenz. Gerade bei jenen Wohngruppenprojekten, die auf Eigentum basieren und in denen die Bewohner erhebliche finanzielle Verpflichtungen eingegangen sind, wird Vollzeitbeschäftigung - entgegen den Wünschen, zum objektiven Zwang.

Zum anderen widerspricht aber die Tatsache einer ausgeprägten Teilzeitbeschäftigung bei den Frauen deren äußerst hoher Berufsorientierung.¹⁴ Eine Bewohnerin mit einer 50 % - Stelle berichtet: *"Selbst wenn man mir meinen Lebensunterhalt geben würde, würde mir das nicht reichen. Nur Hausfrau und Mutter zu sein, das ist für mich unvorstellbar. Ich würde psychisch vor die Hunde gehen. Mir ist es ganz wichtig, für meinen Lebensunterhalt selber zu sorgen."* (024)

Eine eigene Berufsarbeit gehört zum Selbstverständnis der befragten Bewohnerinnen in diesen Wohnformen, sie ist fester Bestandteil eines eigenen Ich-Entwurfs mit dem Ziel eigener ökonomischer Existenz und Selbstverwirklichung. *"Ich wollte immer arbeiten, hab' jetzt auch die Umschulung gemacht, obwohl wir mit einem Gehalt auch gut über die Runden kämen. Ich könnte mir keine Situation vorstellen, wo ich nicht arbeite und wo ich nur zuhause bin. Ich brauche Kontakt zu Kollegen, um nicht isoliert zu sein, deren Anerkennung, die Arbeit mit den anderen. Einen Beruf zu haben - das war immer mein Ziel."* (027)

"Ich war wegen der Kinder 6 Monate zuhause. Das war eine ganz schöne Zeit, aber die Perspektive dann wieder arbeiten zu können, war für mich unheimlich wichtig." (019) Mutterschaftsurlaube oder Erziehungsjahre, die von vielen Frauen in Anspruch genommen wurden, empfinden sie als "Einbrüche" in ihrem Leben. Sie wollen möglichst schnell wieder in ihr Berufsleben zurück.

"Die eine kurze Zeit, in der ich zuhause war, als das Kind geboren wurde, da war ich sehr unglücklich hier zuhause. Ich fühlte mich nicht ausgelastet..."(027) Die aufgrund der Kinder eingegangenen Teilzeitregelungen empfinden viele Frauen auch als Verzicht, der nicht nur weniger eigenes Geld, sondern auch einen Verlust beruflicher Entfaltungs- und Karrieremöglichkeiten für sie bedeutet.

Sowohl die Ergebnisse zur beruflichen Struktur wie auch die inneren Widersprüche im Verhalten zeigen, daß es nach wie vor die Frauen sind, die das Dilemma zweier unterschiedlicher, identitätsstiftender Rollen - Elternschaft und Beruf - durch Kompromisse in Form von Teilzeitarbeit zu lösen suchen. Es sind nicht die Männer. Die Wohnprojekte als eine neue Wohnform zeigen insoweit wenig Anzeichen für einen Wertewandel, bei dem sich die Männer stärker als bisher auf das häusliche und private Leben hin orientieren und dafür auch Abstriche im beruflichen Bereich machen. Diese Wohnformen könnten aber eine Reaktion der 'Grenzgängerinnen' unter den Frauen sein, d.h. von berufstätigen Müttern, die in diesem anderen Wohnen versuchen, den Spannungsbereich unterschiedlicher Lebenswelten für sich zu harmonisieren.

2.2 Wohnbereich als Arbeitsplatz - 'Neue' Heimarbeit der Frauen

In der Untersuchung wurden vorab all jene Wohnprojekte ausgeschlossen, die sich die Verknüpfung der gesamten Berufsarbeit mit dem Wohnen zum Ziel gesetzt haben. Es finden sich somit im Sample keine Projekte, die gemeinsamen Landbau oder Firmen u.ä. betreiben. Es wurden vielmehr nur solche Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften ausgewählt, die auf den ersten Blick als 'reine' Wohnprojekte gelten konnten und in denen die BewohnerInnen vorwiegend einer außerhäuslichen Erwerbsarbeit nachgehen. Obwohl nahezu alle BewohnerInnen in Wohnexperimenten tatsächlich über außerhäusliche Arbeitsplätze verfügen, wird dennoch in erheblichem Umfang zuhause gearbeitet.

Übersicht Nr. 17: Umfang häuslicher Berufsarbeit in den befragten Haushalten (n = 50)

Wöchentlicher Zeitumfang häuslicher Berufsarbeit ¹⁾	Frauen	Männer
Keinerlei Berufsarbeit zuhause	6	13
Bis zu 3 Stunden	8	9
Mehr als 3 und bis zu 6 Stunden	5	4
Mehr als 6 und bis zu 9 Stunden	9	3
Mehr als 9 und bis zu 12 Stunden	6	2
Mehr als 12 und bis zu 15 Stunden	3	5
Über 15 Stunden wöchentlich	4	3
Keine Auswertung möglich	9 ²⁾	6
Gesamt	50	45 *

* Fünf der befragten Bewohnerinnen wohnen ohne den Lebenspartner in der Wohngruppe. Die Angaben für den Mann entfielen daher.

1) Soweit der Arbeitsumfang in Stunden täglich angegeben wurde, wurde mit dem Faktor 5 multipliziert (= für 5 Arbeitstage in der Woche).

2) Darunter sind jene 4 Bewohnerinnen, die ausschließlich studieren.

Für die große Mehrheit der Frauen ist es völlig selbstverständlich, daß sie für ihren Beruf auch zuhause arbeiten. Dabei geht es für die meisten nicht nur um ein oder zwei Stunden wöchentlich, sondern 6 bis 10 Stunden sind dabei die Regel. Der hohe Umfang häuslicher Berufsarbeit resultiert teilweise daher, daß sich im Sample viele Lehrerinnen befinden, die schon seit jeher einen großen Teil ihrer Berufsarbeit zuhause verrichten (müssen).

Doch auch bei Bewohnerinnen mit anderen Berufen bestätigt sich dieser Trend. Eine Psychologin mit eigener Praxis außerhalb gibt an, daß sie täglich mindestens 2 Stunden zuhause noch all jene Dinge erledigt, die sie nicht unbedingt in der Praxis tun muß (Lesen von Gesprächsprotokollen etc.). Eine angestellte Beschäftigungstherapeutin bereitet regelmäßig zuhause die Gespräche mit den Eltern vor, arbeitet Verwaltungsangelegenheiten auf u.ä. Fünf Stunden wöchentlich sitzt sie zuhause am Schreibtisch. Ähnlich ergeht es einer Erzieherin in der Drogenberatung, die erst zuhause die Zeit findet, um Berichte zu schreiben und Akten zu studieren.

Der Wohnbereich wird nicht nur Arbeitsplatz für die notwendigen Unterrichtsvorbereitungen bei den Lehrerinnen, sondern hier werden Überstunden abgeleistet oder Weiterbildungserfordernisse erledigt. Dieser hohe Anteil oft zusätzlicher Arbeiten zeigt, daß die Frauen – trotz einer Teilzeitarbeit – eine enorme berufliche Beanspruchung haben. Teilzeitarbeit unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen bedeutet eben nicht immer eine gleichsam lineare Verminderung der Belastung, sondern auch ein Stück weit zusätzliche Ausbeutung: denn selbst wenn die Frauen nur 4 Stunden täglich außer Haus arbeiten, so bleiben doch die Aufwendungen für den Beruf (Weiterbildungserfordernisse, Arbeitswege, Vorbereitungen usw.), etwa genauso hoch, wie bei einem 8-Stunden-Tag.¹⁵

Bei den Männern ist der Trend zur Rückverlagerung beruflicher Arbeiten in den Wohnbereich längst nicht so ausgeprägt wie bei den Frauen. Es gibt unter ihnen einmal wesentlich mehr Bewohner, die überhaupt nicht zuhause arbeiten, sondern alles an ihrer Arbeitsstelle erledigen. Aber auch der Anteil derjenigen, die nur geringfügig zuhause arbeiten, ist leicht höher. In diesen beiden Gruppen finden sich vor allem die Männer, die im technisch-ingenieurwissenschaftlichen Bereich tätig sind und zudem sehr extreme außerhäusliche Arbeitstage haben (bis 120 %), z.B. ein Hochfrequenztechniker, Architekten, ein Maschinenbauer, ein technischer Leiter.

Vor dem Hintergrund dieser Ergebnisse erscheint die Rückverlagerung beruflicher Arbeiten in den Wohnbereich auf den ersten Blick als ein Phänomen, das so neu gar nicht ist und das sich – jenseits einer geschlechtsspezifischen Unterscheidung – doch wohl einfach erklären läßt:

Erstens – die LehrerInnen und die Angehörigen ähnlicher Berufssparten haben schon immer teilweise zuhause gearbeitet. In den technischen Berufen eröffnen sich solche Möglichkeiten erst gar nicht, da der Umgang mit Maschinen, Geräten etc. quasi die Arbeit an einen bestimmten Ort bindet.

Zweitens – da die Frauen qua Rollenverteilung eher in sozialorientierten Berufen tätig sind, ist gleichsam zwangsläufig bei ihnen auch der Anteil häuslicher Berufsarbeiten höher !

Doch der Versuch, den erheblichen Teil häuslicher Berufsarbeit bei den Frauen allein mit einer 'weiblichen' Berufsspezifität erklären zu wollen, greift zu kurz. *"Ich würde am liebsten alles in der Schule erledigen, das könnte ich auch, und dann fertig sein, wenn ich nach Hause komme. Aber der Zwiespalt, in dem ich dabei stecke ist der, daß ich meine Kinder nicht allzu lange am Nachmittag untergebracht sehen will."* (040)

Die Frauen sind – auf der Basis einer traditionellen Rollenverteilung – eher dazu gezwungen, zuhause zu arbeiten. Sie sind verantwortlich für die Kinderbetreuung und müssen deshalb auch viele berufliche Arbeiten zuhause erledigen. *"Die ganzen Arbeiten, die ich nicht unbedingt im Büro machen muß, die nehme ich schon mit nach Hause. Der Vorteil ist, daß die Kinder dann das Gefühl haben, ich bin da, auch wenn ich arbeiten muß. Jedenfalls bin ich erreichbar für die Kinder. Ich bin eh relativ lange weg und da kommen schon Vorwürfe von den Kindern "Du bist ja nie da". Da ist es dann besser, wenn ich zuhause arbeite."* (007)

Bei den Männern dagegen haben Verlagerungen beruflicher Arbeit in den Wohnbereich andere Auslöser. *"Mein Mann ist im Personalrat, macht Gewerkschaftsarbeit und kümmert sich um Weiterbildungen. Außerdem hat er eine volle Stelle. Er rührt in allen Töpfen. Wenn er zuhause ist, dann sitzt er eigentlich nur am Schreibtisch, auch an den Wochenenden"* (040)

Die Männer schuften zuhause durch Überstunden, Weiterbildung etc. eher für Karriere und das eigene Ego, während die Frauen versuchen, durch Rückverlagerungen konfligierenden Rollenanforderungen gerecht zu werden.

Diese Einschätzung bestätigt sich auch dadurch, daß gerade jene Frauen, deren Kinder bereits größer sind, eine klare Trennung von Beruf und häuslichem Leben als angenehm empfinden und anstreben. Eine Bewohnerin mit einem 6- und einem 12-jährigen Sohn berichtet: *"Wenn ich hier zuhause sitze, dann habe ich trotzdem noch die normale Hausarbeit um mich, das lenkt ab. Man ist nicht so konzentriert bei der Arbeit und schafft im Grunde genommen weniger. Mir ist das jetzt lieber, ich kann die Arbeiten deutlich trennen."* (031)

Die Situation der Bewohnerinnen in den Wohnprojekten zeigt, daß Rückverlagerungen ein eher zwanghafter Prozess für sie sind. Die stärkere Verflechtung von Wohnen und Arbeiten ist kein frei gewähltes und gewünschtes Lebensmodell, sondern diese ist notwendig, um überhaupt Familie und Beruf vereinbaren zu können. Ihre Teilzeitarbeit an sich ist insoweit nur der eine Teil des Kompromisses. Der andere Teil ihres 'Krisenmanagements' besteht aus gleichzeitigen – im Grunde unerwünschten – Rückverlagerungen.

2.3 Gemeinschaftliches Wohnen und Berufsarbeit – Gratwanderungen

Je mehr sich berufliche Arbeiten hochqualifiziert arbeitender Frauen in 'notwendiger' Weise mit dem Wohnbereich verknüpfen, umso mehr stellt sich die Frage, ob der gemeinschaftliche Wohnkontext bei solchen Prozessen eine Rolle spielt. Erleichtert oder behindert er berufliche Arbeiten der Frauen ?

Die Wohnprojekte erweisen sich hier für die Frauen als janusköpfig: das gemeinschaftliche Wohnen kann einerseits das berufliche Engagement und die häuslichen Arbeiten der Frauen stark behindern – es produziert andererseits aber auch eine Fülle an positiven Anregungen und Unterstützungen für die Berufsarbeit, die so im herkömmlichen Wohnen nicht gegeben sind.

"Das war schon in der Zeit, als wir das hier begonnen haben, die Absicht, Berufsleben nicht hier reinzubringen. Wir wollten diesen inneren Bereich freihalten von Publikumsverkehr, der sollte allein für die Kinder und die Gemeinschaft bleiben. Einer Praxis z.B. hätten wir nicht zugestimmt." (031)

Vom Tenor her sperren sich die Wohngruppen und Hausgemeinschaften gegen selbständige Arbeitsplätze innerhalb des Wohnbereiches. Insbesondere in denjenigen Projekten, die einen hohen Anspruch an ein Gemeinschaftsleben stellen, wird eine Verknüpfung von Wohnen und beruflicher Arbeit nicht gerne gesehen.

Das kann durchaus zum Nachteil für eine Berufstätigkeit der Frauen werden, vor allem dann, wenn sie z.B. ein eigenes Büro oder eine Praxis in ihrem Haus einrichten wollen, um überhaupt in ihrem Beruf arbeiten zu können oder um Familie und Arbeit besser miteinander zu verbinden. Eine Ärztin mit dem Wunsch nach einer eigenen Praxis in ihrem Haus ist am Veto der Wohngruppe gescheitert, denn *"die Wohnungen dürfen grundsätzlich nur zu Wohnzwecken genutzt werden. Die Ausübung eines Gewerbes oder eines Berufes mit erhöhtem Publikumsverkehr oder sonstigen Auswirkungen auf andere in der Wohnanlage bedarf der Einwilligung einer 2/3 Mehrheit der Wohnungseigentümer. Mit dieser Mehrheit ist auch über die Frage zu entscheiden, ob es sich um einen von der Eigentümergemeinschaft nicht zu dulgenden Publikumsverkehr oder sonstige nicht zu duldennde Auswirkungen handelt. Diese Beschränkung soll durch Eintragung ins Grundbuch gesichert werden."* (§4 aus einem Teilungsvertrag einer Wohngruppe mit 10 Haushalten)

Viele Bewohnerinnen berichten von Störungen bei ihren Arbeiten durch das gemeinschaftliche Wohnen. Einer selbständigen Psychologin ist es nicht möglich, auch einmal KlientInnen in Ausnahmefällen zu sich nach Hause zu bitten, "weil

die anderen alles mitbekommen" und sie so die Anonymität ihrer PatientInnen nicht gewährleisten kann. "Sowie ich zuhause bin, das merk ich auch jetzt noch nach 12 Jahren – es dauert nicht lange und jemand kommt zum klönen. Das ist hier üblich in der Gruppe. Früher war das noch wesentlich intensiver, fast schlimm. Da lag ständig was an. Ich war nachher froh, als die Kinder größer waren, daß ich wieder alles im Büro erledigen konnte und solche Störungen aufhörten." (031)

Und schließlich gibt es auch Behinderungen objektiver Natur, die notwendige Arbeiten der Frauen zuhause erschweren. Vor allem bei den Wohngruppen im Neubau wurden vielfach Modelle eines "verdichteten Bauens" praktiziert: da gibt es enge Reihenhausvarianten oder Atriumhäuser mit mehreren Haushalten. Da wurde mit viel Glas gearbeitet, gemeinschaftliche Spielflächen der Kinder liegen direkt vor den Häusern. *"Gerade im Sommer ist es durch die vielen Kinder so laut wie im Schwimmbad hier. Da kann man kaum arbeiten." (003)* Viele der befragten Bewohnerinnen bemängeln den ungenügenden Schallschutz ihrer Häuser, *"ich habe ständig eine Packung Oropax parat, wenn ich arbeiten muß" (015).*

Neben solchen Einschränkungen in Wohnprojekten gibt es aber auch einen Reigen neuer, positiver Momente für berufliche Arbeiten der Frauen. *"Die Gespräche, die wir hier oft über das Thema Schule oder Unterrichtsinhalte haben, die sind auch sehr produktiv für mich." (028)* Der gemeinschaftliche Wohnkontext wird für einen beruflichen Disput wichtig. Viele arbeiten in gleichen oder ähnlichen Berufen, und so finden häufig rege Auseinandersetzungen über berufliche Dinge statt. Die Redakteurin einer pädagogischen Zeitschrift z.B. bespricht vorab viele ihrer Arbeiten mit den anderen, die als LehrerInnen arbeiten und wird von diesen auf interessante Neuerscheinungen o.ä. aufmerksam gemacht. Wegen der Kinder muß sie oft zuhause arbeiten. Auch diese Redakteurin gehört zu den Teilzeit arbeitenden Frauen, die nur in eingeschränktem Umfang auf einen fachlichen Austausch mit KollegInnen am Arbeitsplatz zurückgreifen können. Sie kann dieses Defizit in ihrem gemeinschaftlichen Wohnen durch den fachlichen Rat der anderen kompensieren.

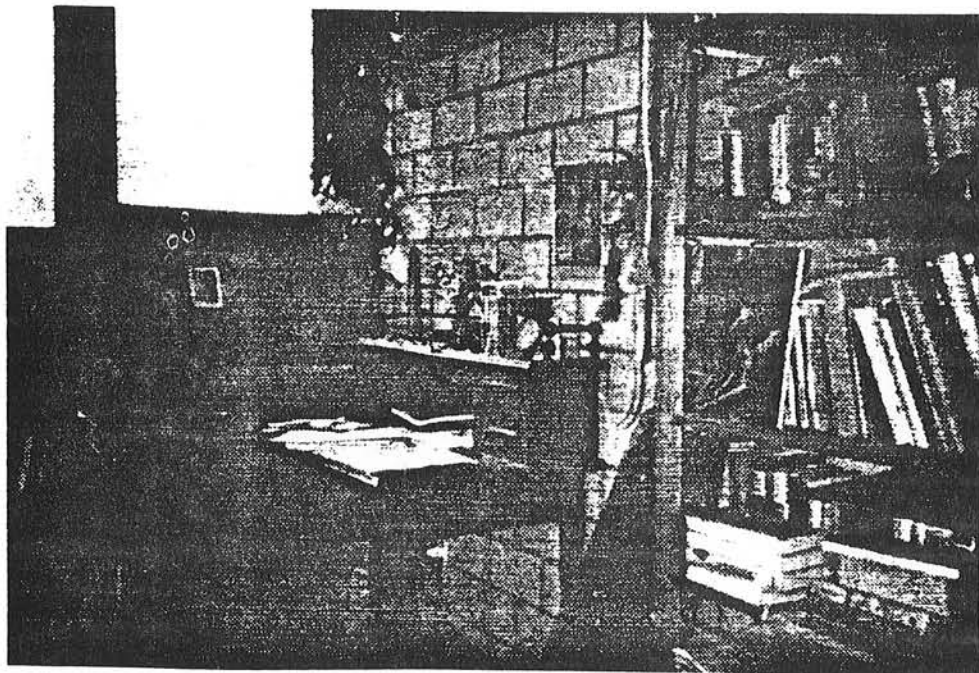
Eine starke Bedeutung erhält das gemeinschaftliche Wohnen dann, wenn es für die Frauen darum geht, beruflichen Ärger zu verdauen. *"Solche Gespräche sind wichtig. Einfach so. Man schmort nicht immer in seinem eigenen Saft und stellt fest, daß die anderen die gleichen Probleme haben, lernt auch mal eine andere Perspektive kennen. Wenn ich über beruflichen Ärger rede, dann stoße ich auf Verständnis, weil alle schon mal in der Schule waren und Ahnung davon haben. Das hilft schon." (023)* Sie sind nicht nur auf den Mann als Ansprechpartner angewiesen, sondern finden in anderen BewohnerInnen die in ihren Augen oft verständnisvolleren Verbündeten.

2.4 Baulich - räumliche Veränderungen

An den Wohnprojekten läßt sich zeigen, daß der Wohnbereich durch Rückverlagerungen zum wichtigen Ort beruflicher Arbeiten für die Frauen wird. Auch sonst spielt der gemeinschaftliche Wohnkontext eine Rolle für die außerhäuslichen Berufsarbeiten. Hier ist das Wohnen nicht eine von Berufsarbeit gereinigte Sphäre.

- Arbeitsbereiche sind Standard jeder Wohnung in den Wohnprojekten

Die Rückverlagerung beruflicher Arbeiten in den Wohnbereich hat in den Wohnexperimenten auch baulich-räumliche Konsequenzen. In nahezu allen untersuchten Wohnungen finden sich Arbeitsbereiche. Diese Situation ist in den Augen der Befragten kennzeichnend für die Wohnprojekte insgesamt. *"Es ist in der Tat so, daß alle hier ihr Arbeitszimmer haben. Allein aus steuerlichen Gründen, aber es wird auch wirklich zum großen Teil dort gearbeitet."* (031)



Nur in 4 Wohnungen gab es keine Arbeitsbereiche. Es sind Haushalte, die entweder durch eine relativ hohe Kinderanzahl bei einer flächenmäßig kleinen Wohnung (die Wohngruppe wurde mit Mitteln des sozialen Wohnungsbaues gefördert) oder die durch einen nicht-akademischen Ausbildungsstand auch sonst eine Sonderstellung unter der BewohnerInnenklientel haben.

Übersicht Nr.18: Arbeitsbereiche* in den untersuchten Wohnungen der Wohnprojekte (n = 43) **

Innerhalb der Wohnung ist ein Arbeitsbereich für berufliche Zwecke eingerichtet worden	39
Innerhalb der Wohnung gibt es KEINEN Arbeitsbereich für berufliche Tätigkeiten	4
Gesamt	43

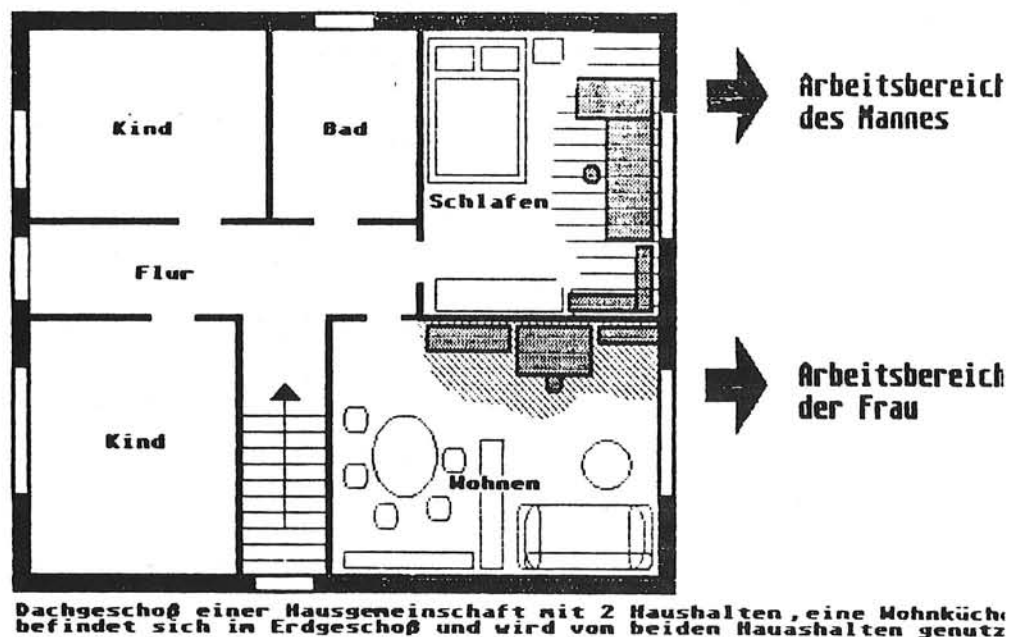
* Bei der Begehung der Wohnungen wurde danach gefragt, wo in erster Linie berufliche Arbeiten erledigt werden. Angegebene Arbeitsbereiche wurden nur dann als solche gewertet, wenn das Mobiliar und die Ausstattung des Bereiches oder ganzen Zimmers eindeutig auf die entsprechenden beruflichen Tätigkeiten ausgerichtet waren. Als 'kein Arbeitsbereich' wurden demzufolge jene Fälle eingestuft, in denen nur an Wohnzimmertischen, Esstischen, in Kinderzimmern oder an Gartentischen gearbeitet wird.

** Die geringere Fallzahl ergibt sich dadurch, daß bei 7 Wohnungen eine vollständige Begehung aus unterschiedlichen Gründen heraus nicht zustande kam und insofern keine Auswertung erfolgen konnte. Sie wurden aus dem Gesamtsample von 50 herausgerechnet.

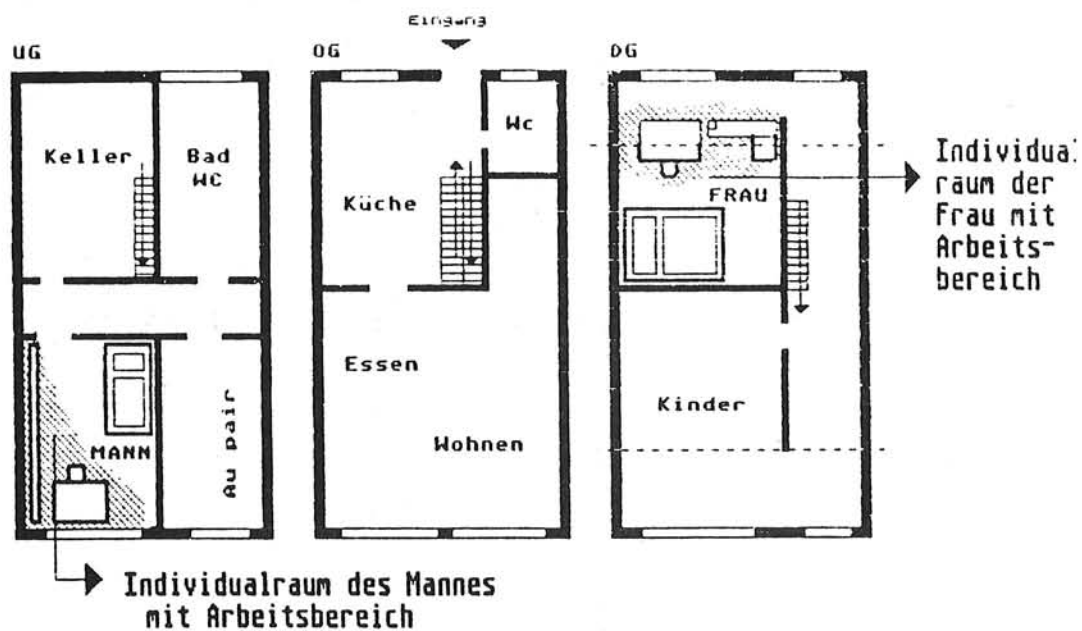
Es finden sich drei unterschiedliche räumliche Varianten bei den Arbeitsbereichen in den Wohnungen:

- Es gibt Arbeitsbereiche die gleichsam als eine **Zusatznutzung** anderer Zimmer erscheinen. Hier findet sich beispielsweise in Wohnzimmern oder Esszimmern eine extra eingerichtete Arbeitsecke. Diese Zimmer dienen nur am Rande einer beruflichen Arbeit, ihre Hauptfunktion bleibt eine andere Nutzung. (siehe Skizze Nr. 5)
- In einer anderen Variante sind Arbeitsbereiche ein wesentlicher Teil von **Individualzimmern**. Diese Räume werden nur von einer Person des Haushaltes genutzt, es sind 'persönliche' Zimmer, die eine völlige Funktionsmischung aufweisen. Schlafen, Wohnen, Arbeiten - alles wird in diesen individuell verfügbaren Zimmern vermischt. Eine große Arbeitsecke ist dabei genauso wichtig wie das eigene Bett und ein Schrank. Es finden sich bequeme Sessel und viele persönliche Utensilien. (siehe Skizze Nr. 6)

Skizze Nr. 5: Arbeitsbereiche, eine Zusatznutzung anderer Räume

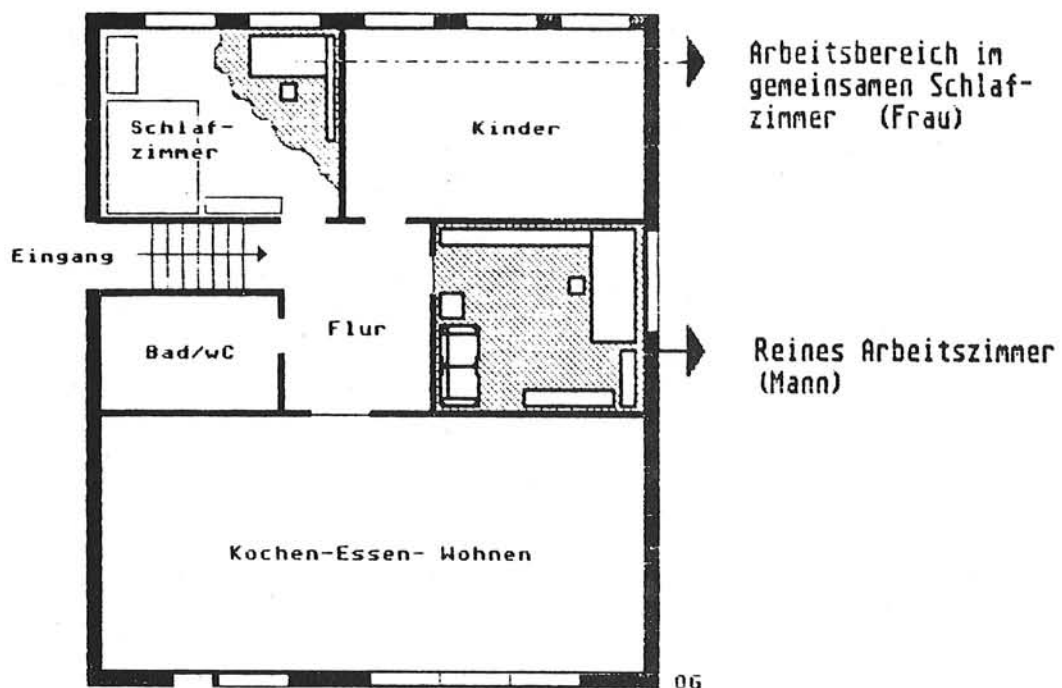


Skizze Nr. 6: Individualzimmer mit Arbeitsbereichen



- Und schließlich finden sich in einer dritten Variante **reine Arbeitszimmer**, die ausschließlich beruflichen Tätigkeiten vorbehalten sind. Sie haben eher büromäßigen Charakter, sind mit Schreibtischen, Bücherregalen, Arbeitsutensilien und in mehreren Fällen auch mit Computeranlagen ausgestattet. Je nach beruflicher Tätigkeit können es auch Räume sein, die durch dicke Teppiche, eine größere Anzahl krankengymnastischer Geräte etc. als Therapieräume fungieren, z.B. im Falle einer Psychologin.

Skizze Nr. 7: "Reine" Arbeitszimmer in den Wohnungen



Rückverlagerungen beruflicher Arbeiten in den Wohnbereich führen damit in den Wohnprojekten zu baulich-räumlichen Konsequenzen in der Form, daß entweder eigene Arbeitszimmer beim Bauen bereits miteingeplant werden, oder aber, daß das sonst übliche Grundriss- und Nutzungsgefüge der Wohnungen - Kochen/Essen/Kinder/Schlafen/Wohnen - durch Funktionsüberlagerungen durchbrochen wird. Dieses Wohnen ist anders als das herkömmliche 'moderne' Wohnen, es räumt der beruflichen Arbeit einen 'Platz' ein, nimmt auf ein verändertes Wohnverhalten Rücksicht.

Ob mit diesen deutlichen Veränderungen auch den spezifischen Erfordernissen der Frauen Rechnung getragen wurde, die notwendigerweise zuhause arbeiten müssen, soll ein Blick auf die Verteilung der Arbeitsbereiche klären.

- Eher 'reine' Arbeitszimmer für die Männer - Räume mit Funktionsvermischungen für die Frauen

Die Verteilung der Arbeitsbereiche auf Männer und Frauen zeigt auf den ersten Blick keine allzu großen Ungleichgewichte. Allein 4 Bewohnerinnen haben keinen eigenen Arbeitsbereich, obwohl sie ihn bräuchten, während der Mann sich eine eigene Arbeitsecke einrichten konnte. In diesen Fällen sind die Wohnungen insgesamt sehr klein und auch die Männer konnten sich nur einen 'bescheidenen' Arbeitsbereich im Wohnzimmer oder im ehelichen Schlafzimmer sichern.

Übersicht Nr. 19: Anzahl der Arbeitsbereiche in der Wohnung (n = 39*)

Anzahl der Arbeitsbereiche	Haushalte
Es gibt ZWEI Arbeitsbereiche (Frau und Mann)	31
Es gibt KEINEN Arbeitsbereich in der Wohnung	3
Es gibt nur EINEN Arbeitsbereich "	5
Davon nur für die Frau	1
Davon nur für den Mann	4
Gesamt	39

* Aus dem Gesamtsample von 50 wurden jene 7 Fälle herausgenommen, bei denen durch eine unvollständige Begehung keine ausreichenden Informationen zu erhalten waren, sowie jene 4 Wohnungen, in denen die Frauen zum Zeitpunkt der Befragung nur zusammen mit ihren Kindern und ohne Mann lebten.

In dem einen Fall, in dem sich die Frau mit einem Arbeitsbereich im Wohnzimmer durchsetzte, hat der Mann einen extremen außerhäuslichen Arbeitstag als Techniker und benötigt auch keinen Arbeitsplatz zuhause.

Bei der großen Mehrheit der Haushalte gibt es sowohl für die Frau, wie auch für den Mann eigene Arbeitsbereiche innerhalb der Wohnung. Ist in den Wohnprojekten auf dieser baulich-räumlichen Ebene eine "Gleichberechtigung" ge-

glückt, die gezielt die notwendigen häuslichen Berufsarbeiten beider Geschlechter berücksichtigt ?

Die bloße Existenz eines Arbeitsbereiches sagt noch nichts aus über die "Qualität" dieses Arbeitsplatzes. Drei Varianten von Arbeitsplätzen innerhalb des Wohnbereiches wurden bereits erwähnt: reine Arbeitszimmer, Arbeitsplätze in Individualzimmern sowie in andere Zimmer integrierte Arbeitsecken. Wie sieht hier die genaue Verteilung auf Männer und Frauen aus ?

Übersicht Nr. 20: Die verschiedenen Varianten häuslicher Arbeitsplätze verteilt auf Männer und Frauen (n = 39)

Art des Arbeitsbereiches	Frauen	Männer
Reines Arbeitszimmer	5	11
Individualzimmer mit Arbeitsbereich	12	13
Arbeitsecke, in andere Zimmer integriert	15	11
davon integriert ins Schlafzimmer	6	8
" ins Esszimmer	-	1
" ins Wohnzimmer	5	2
" in den Flur/Diele *	4	-
Keinerlei Arbeitsbereich	7	4
Gesamt	39	39

Genauer betrachtet zeigen sich doch Unterschiede in den häuslichen Arbeitsmöglichkeiten von Männern und Frauen.

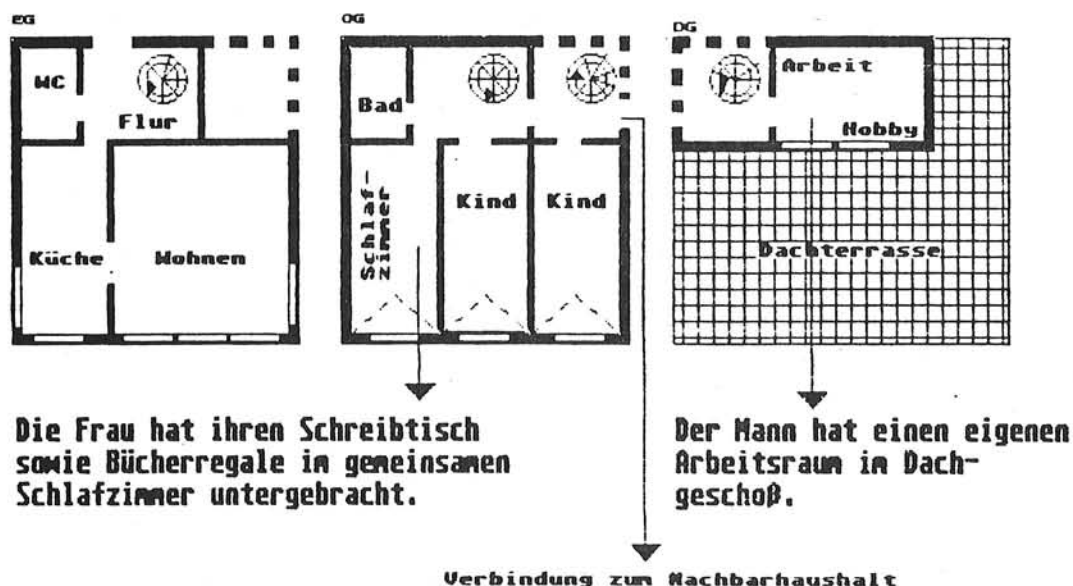
Die Männer sichern sich eher die 'ungestörten' Arbeitsbereiche in den Wohnungen. Vor allem sie haben die 'reinen' Arbeitszimmer, oder aber sie haben ihren Schreibtisch im ehelichen Schlafzimmer stehen, das aufgrund seiner rel. geringen Nutzungsintensität auch als ein ungestörter Raum gelten kann.

Die Arbeitsbereiche der Frauen dagegen sind nicht so privilegiert. Sie sind häufiger in andere Zimmer der Wohnung integriert, und auch gerade in jene Räume, die eine starke Nutzungsintensität aufweisen - Wohnzimmer oder großzügige Flure. Störungen durch Besuch, Kinderspiel, Fernsehen sind hier sehr wahrscheinlich, Arbeitszeiten müssen ständig mit den Wünschen der anderen Familienmitglieder koordiniert werden.

Aber auch wenn man die Individualzimmer (mit ihren Arbeitsecken) vergleichend betrachtet, gibt es Hinweise auf Unterschiede. Was zahlenmäßig zunächst als ausgeglichen erscheint, wird unter Berücksichtigung der Lage dieser Zimmer

zum Nachteil der Frauen. Ihre Individualzimmer, in denen sie auch beruflich arbeiten, sind oft viel stärker mit dem allgemeinen Wohnbereich verknüpft und dadurch auch Störungen unterworfen. Die Männer sichern sich eher die ungestörten Refugien in Dachgeschossen oder Anbauten.

Skizze Nr. 8: Die ungleiche Lage vieler Arbeitsbereiche



Die Frauen arbeiten zwar deutlich mehr für ihren Beruf auch zuhause als die Männer, haben aber dennoch tendenziell die schlechteren Arbeitsmöglichkeiten innerhalb der Wohnungen. *"Wir haben lange darüber diskutiert, ob es eigentlich angemessen ist, daß ich das Zimmer hier unten habe, und er das schöne Dachzimmer. Aber ich bin sehr gerne hier."* (002)

Die räumliche Benachteiligung der Frauen bei den Arbeitsbereichen als eine unmittelbare Folge patriarchaler Macht in den Familien erklären zu wollen, wäre nicht ganz richtig. Die Zimmer- und Nutzungsverteilungen werden diskutiert, zwischen Mann und Frau abgeprochen und erfolgen meist auf Wunsch der Frauen. An der stärkeren Verknüpfung ihrer Arbeitsbereiche mit dem allgemeinen Familienbereich werden vielmehr die – allein den Frauen aufgezwungenen – Kompromisse deutlich: während sie berufliche Arbeiten zuhause erledigen, besteht gleichzeitig die Notwendigkeit, die Kinder im Auge zu behalten, für sie erreichbar zu sein. Den Männern entstehen solche Schwierigkeiten nicht.

In den Wohnprojekten bricht die strikte räumliche Trennung zwischen Wohnen bzw. häuslichen Arbeiten und Berufsarbeit auf. Hier wird beruflichen Arbeiten bewußt ein 'Platz' eingeräumt und insofern verweisen diese Wohnformen auf Defizite des herkömmlichen Wohnens. Zugleich sind die entstandenen Arbeitsbereiche aber auch der räumliche Ausdruck jener Probleme, die den Frauen mit ihren unterschiedlichen Rollenanforderungen und ihrer Doppelarbeit entstehen.

III. "Ein Zimmer für sich allein" für Frauen in Wohnprojekten ? Veränderungen im Verhältnis Privatheit - Öffentlichkeit

Ein wesentliches Merkmal des Idealtypus modernen Wohnens ist die strikte räumliche Abschottung des familialen privaten Bereiches vom Wohnen anderer und von öffentlichen Sphären draußen. Unter den gegebenen geschlechtlichen Rollenzuweisungen bedeutet dies insbesondere für die Frauen Ausgrenzung und Isolation, Verlust an Kommunikation und Teilhabe am Leben anderer.

Die Privatheit des 'modernen' Wohnens selbst wirkt sich ebenfalls nachteilig für Frauen aus. Diese Privatheit ist weitgehend undifferenziert, umfaßt nur die Familie als Ganzes, berücksichtigt nicht die Privatheit des Individuums. Eigene Entfaltungs- und Rückzugsräume innerhalb dieses Wohnens fehlen und so hat die Familie - haben Mann und Kinder mit ihren Bedürfnissen und Erfordernissen - die Frauen gleichsam überall in diesem Wohnen "fest im Griff".

Das Verhältnis von Privatheit und Öffentlichkeit ist vor allem in jüngerer Zeit zum Thema innerhalb der Wohnungsbaudiskussion herangereift. Etwa seit Anfang der 70er Jahre geraten mehr und mehr Wohnmodelle ins Blickfeld, die die starre Grenze zwischen Privatheit und Öffentlichkeit durch die Konzeption halböffentlicher Räume zu mildern suchen.¹⁶

Insbesondere aus feministischer Perspektive erfolgten parallel dazu Diskussionen, daß nicht nur die sich abbildenden räumlichen Grenzen mit Nachteilen verbunden sind, sondern daß beide Sphären in ihren sozialen, kulturellen und ökonomischen Kategorien nicht als geschlechtsneutrale Welten gesehen werden können. Tendenziell ausgeschlossen von der Öffentlichkeit und eingeschlossen in die Privatheit fordern die Frauen Veränderungen in beiden Bereichen.¹⁷

Freie Entfaltung sollte nicht nur für jedermann und jedefrau in der Öffentlichkeit gegeben sein, sondern auch in der Privatheit. In Anlehnung an die Dichterin Virginia WOOLF wurden hier die Forderungen für den Wohnungsbau unter dem Motto "Ein Zimmer für sich allein" konkretisiert. Neue Raumkonzepte unter Berücksichtigung von Individualbereichen für Erwachsene stehen dabei im Zentrum der Überlegungen.¹⁸

In Anknüpfung an diese Diskussionen ergeben sich an die Wohnprojekte folgende Fragen:

Gibt es in diesen neuen gemeinschaftlichen Wohnformen tatsächlich einen Abbau der starren Grenzen zwischen familialer Privatheit und Wohnumgebung zugunsten der Frauen ?

Sind in diesem Wohnen die Forderungen nach einer individuellen Privatsphäre und einem individuellen Entfaltungsraum für die Frauen innerhalb des Wohnbereiches eingelöst worden ?

1. Die "selbstgewählte Nachbarschaft"* - ein neuer Puffer

Die Grenze selbst zwischen den privaten Bereichen ist in den untersuchten Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften keineswegs verschwunden. Die Familien haben - wie im Idealtypus modernen Wohnens auch - Verfügungsautonomie über ihren Wohnbereich. Nutzungsverflechtungen in den Räumlichkeiten unter den Familien, z.B. in Form gemeinsamer Gästezimmer, Küchen etc. sind Einzelerscheinungen. In den Wohnprojekten gibt es für jede Familie/jeden Haushalt eine separate, vollständige Wohnung, die die selbständige Führung eines Haushaltes ermöglicht.

Die Vorstellung aber, daß jenseits der Schwelle eines Hauses oder einer Wohnung das "draußen" beginnt, jene Sphäre, die einer privaten Verfügung weitgehend entzogen ist und wo die Öffentlichkeit 'Platz' greift, stimmt so für die untersuchten Wohnprojekte nicht mehr. Kennzeichen dieser Wohnformen sind gemeinschaftlich genutzte Übergangszonen zwischen den Haushalten.

Es gibt insgesamt 4 Raumvarianten, die einen allmählichen Übergang von den rein privaten Bereichen in einen gemeinsamen Bereich schaffen.

- Wohn- und Spielstraßen vor den Häusern

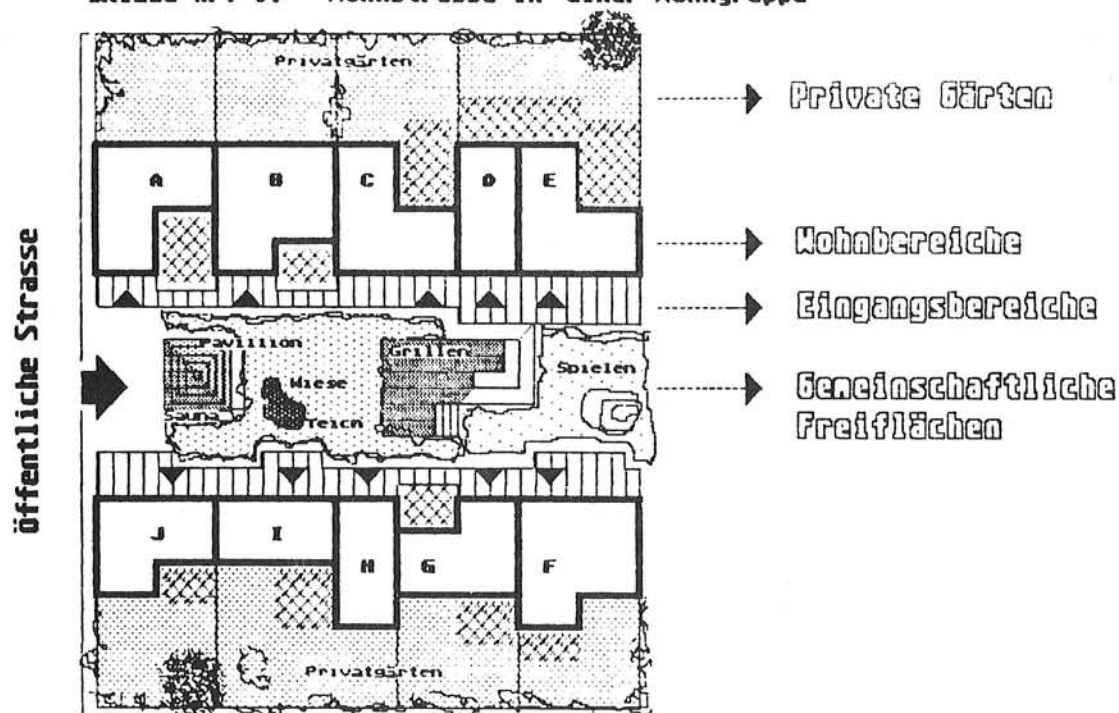
Bei Wohngruppen, die auf 4 bis 8 Reihenhäusern in unterschiedlichen Gruppierungen basieren, sind autofreie Wohnstraßen oder Grünflächen mit Fußwegen vor den Häusern entstanden. Stehen sich Reihenhausecken gegenüber, so ist der Raum dazwischen als Gartenlandschaft gestaltet, die für die vielfältigsten Aktivitäten von großen und kleinen BewohnerInnen genutzt wird (Grillen, Sonnen, Spielen etc.). Diese Räume werden frei von den AnwohnerInnen gestaltet, können so im Laufe der Zeit auch ihr Gesicht verändern.

Die einzelnen Wohnungen sind architektonisch an diese Räume angebunden: großzügige Fensterfronten öffnen den Blick in diese Bereiche:

- von den Obergeschoßen der Häuser schaffen Treppen eine Verbindung zu diesem Raum
- oder ein kleiner überdachter Vorbereich am Haus, wo Bänke und Tische stehen können, werden zum verbindenden Element. (siehe dazu Skizze Nr. 9)

* Vergleiche hierzu ausführlich den von H. VOESGEN verfaßten Abschnitt III dieses Berichts.

Skizze Nr. 9: Wohnstrasse in einer Wohngruppe

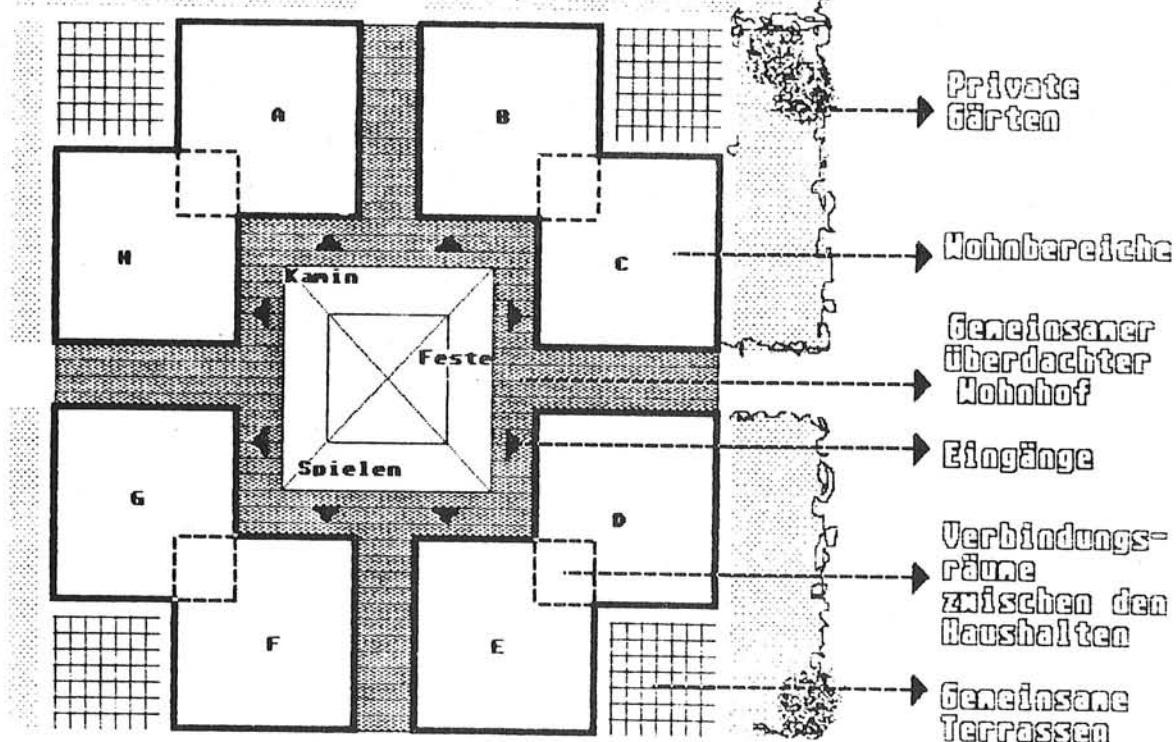


- Wohnhöfe

Bei den Wohngruppen in Atriumbauten entsteht durch einen überdachten, grossen Innenhof ein von allen direkt nutzbarer Verbindungsraum zwischen den Haushalten. Da wachsen Pflanzen, man hat gemeinsam einen grossen Kamin mit Sitzbereich geschaffen, Spielsachen liegen herum, auf einem Tisch haben die Kinder ihre Bastelutensilien ausgebreitet und in einer Ecke hat jemand Wäsche aufgehängt, weil es draussen seit Tagen regnet.

Die einzelnen Wohnungen erschließen sich von diesem Hof aus, einige Türen stehen offen, weil man die spielenden Kinder im Auge haben will. Im ersten Geschoß führt eine umlaufende Ballustrade in diesen Wohnhof. Die Wohnungen haben hier eine zweite Eingangstür. (siehe Skizze Nr. 10 auf der folgenden Seite)

Skizze Nr. 18: Wohngruppe mit gemeinsamen Wohnhof

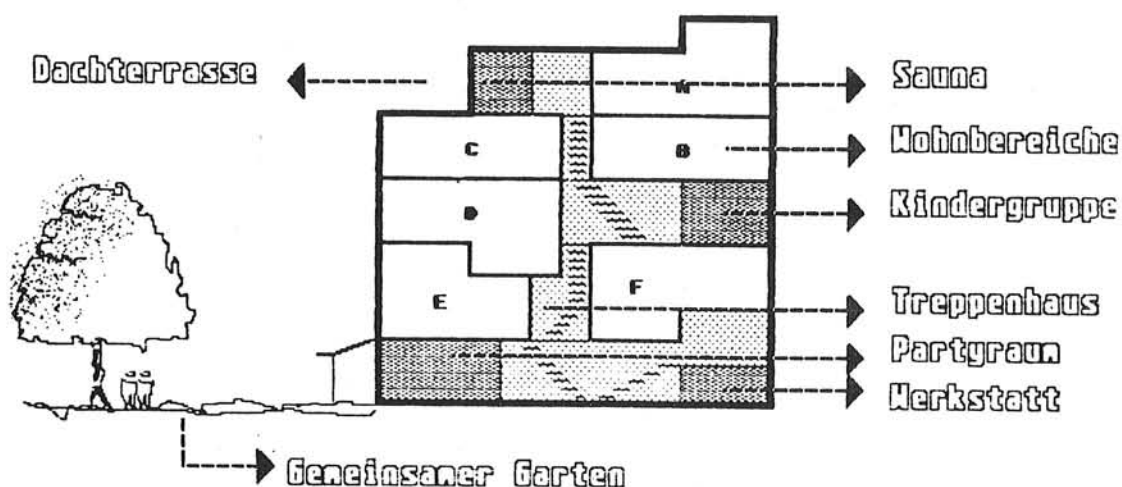


- Vernetzung von Gemeinschaftsbereichen und Privatbereichen

Raumvariante auf den einzelnen Stockwerken Gemeinschaftsbereiche integriert. Da erweitert sich z.B. auf einem Stockwerk das Treppenhaus vor einigen Haushalten zu einem ansehnlichen Vorraum, in dem die Kinder spielen; auf einer anderen Ebene ist ein gemeinsamer Kinderladen eingerichtet; im Erdgeschoß befindet sich ein Partyraum und ein Kaminzimmer, von dem aus sich auch der gemeinsame Garten erschließt; im Dachgeschoß ist die Sauna mit einer großen Dachterasse untergebracht.

Der Zugang zu den Wohnungen erfolgt durch Treppenhäuser, denen verschiedenste 'Nutzungs-nischen' zugeordnet sind: da findet sich Platz für Schuhregale oder Garderoben, da stehen Kinderwagen oder die 'kostbaren' Rennräder usw. (siehe Skizze Nr. 11 auf der folgenden Seite).

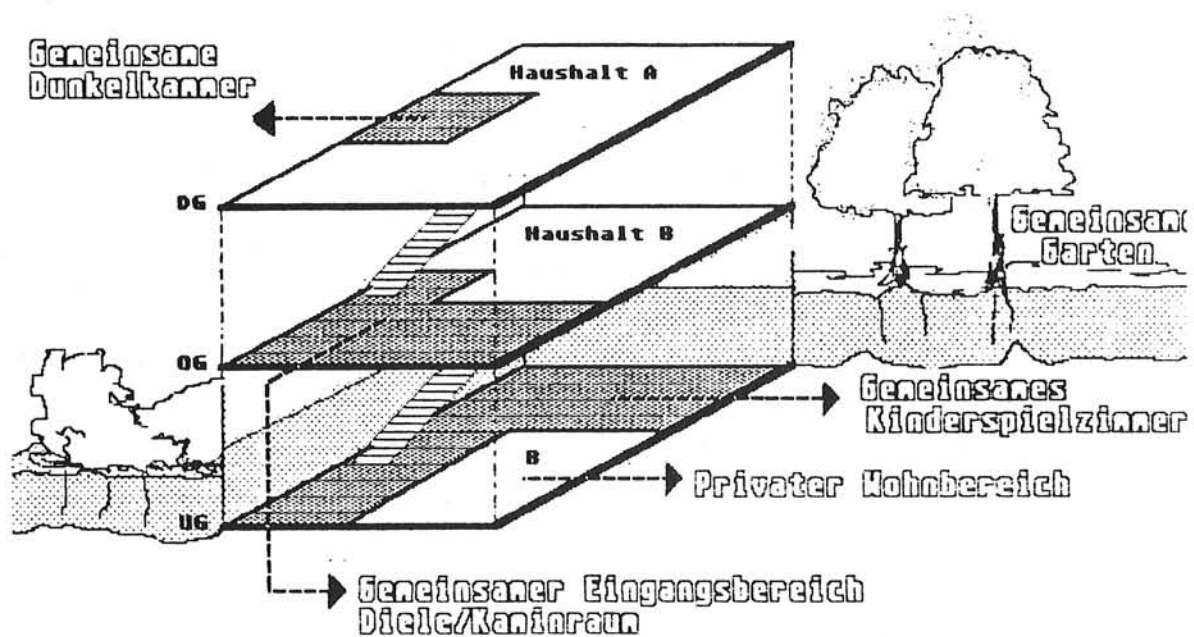
**Skizze Nr. 11: Wohngruppe mit Gemeinschaftsflächen im Geschoss-
wohnungsbau**



- Wohnliche Treppenhäuser als Verbindungselement zwischen den Haushalten

Bei den kleineren Hausgemeinschaften in Altbausubstanz schaffen wohnliche Treppenhäuser einen fließenden Übergang zwischen den Haushalten. Treppenhäuser werden ihrer reinen Funktionalität entkleidet, vergrößert, werden zu vielfach nutzbaren Räumen. Viele Hausgemeinschaften finden sich in alten Patriziervillen – gebaut um die Jahrhundertwende – oder in ehemaligen Bauernhöfen. Die hier gleichsam 'natürlich' vorhandenen großen Eingangshallen, Dielen oder repräsentativen Treppenträume werden zu Gemeinschaftsräumen mit Kamin und Sitzgruppe, es sind Allzweckräume geworden. (siehe Skizze Nr. 12 auf der folgenden Seite)

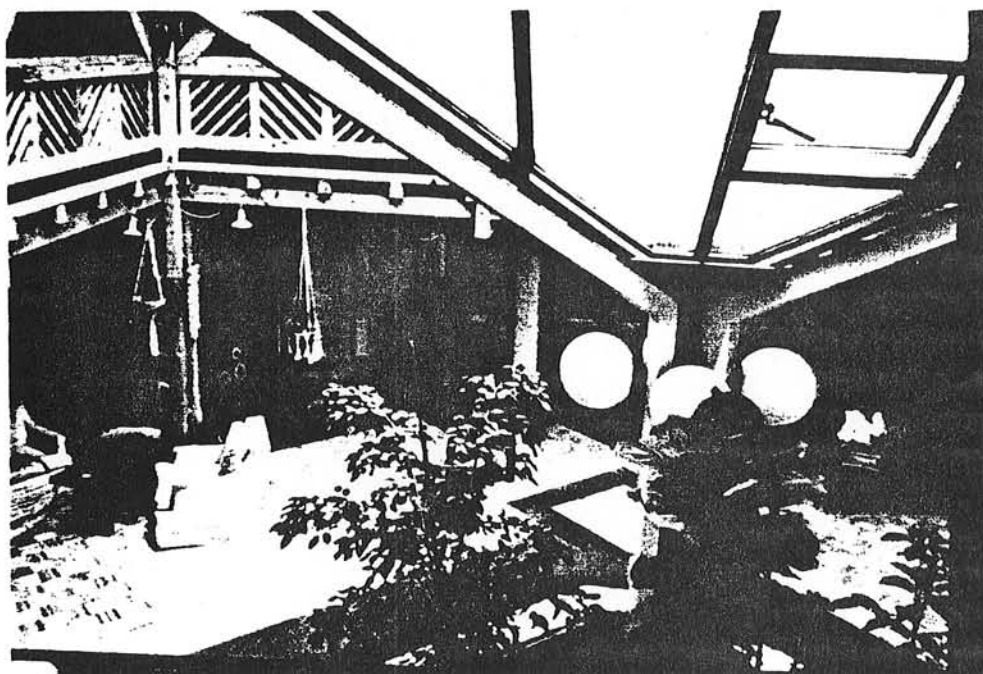
Skizze Nr. 12: Hausgemeinschaft (Altbau) mit Gemeinschaftsflächen



1.1 'Kontrollierte' Teilöffentlichkeit - das Wohnen dringt nach 'draußen'

Die Gemeinschaftsbereiche in den Wohnprojekten haben nicht allein einen räumlich vermittelnden Charakter zwischen den einzelnen Privatbereichen der Haushalte, sondern wichtiger wird ihr sozial vermittelnder Charakter. Diese Flächen sind "weder nach dem Modell staatlichen Gehorsams noch nach dem familiärer Geborgenheit geformt".¹⁹ Diese gemeinschaftlichen Wohnformen werden zum Puffer zwischen zwei Welten. Die Sphäre intimer Privatheit und die Sphäre anonymer Öffentlichkeit gehen nicht mehr unvermittelt ineinander über, dazwischen entsteht ein gemeinschaftlich kontrollierbarer Raum.

Dieser ist halbprivat oder halböffentlich - je nachdem welchen Standpunkt der Betrachtung man einnimmt. Als BesucherIn kann man diese Flächen zumeist sehr selbstverständlich betreten. Es muß nicht erst geklingelt werden, um in den Wohnhof zu kommen. Auch bei den Wohnstraßen oder Gärten gibt es keine verschlossenen Gartenporten oder Zäune, die eine deutliche Grenze für andere markieren.



Und dennoch kann man sich in diesen Wohnstraßen, Wohnhöfen oder Treppenträumen schnell als "Eindringling" fühlen, hier spaziert man nicht einfach hindurch, nur um 'zu gucken'. In den Wohnexperimenten ist ein neuer Raumtypus entstanden - eine 'kontrollierte Teilöffentlichkeit'. Man ist in diesen

Übergangszonen, gleichwohl sie – ohne sichtbare Barrieren überwinden zu müssen – betreten werden können, doch darauf gefaßt, von BewohnerInnen nach dem Grund der Anwesenheit gefragt zu werden.

Für die BewohnerInnen sind diese Räume halbprivat, sie nehmen sie für ihre eigenen Interessen in Besitz. Deutlich wird dies nicht nur durch die Ausstattung dieser Bereiche (in den Wohnstraßen stehen z.B. Gartentische der AnwohnerInnen, Kinderspielsachen u.ä.), woran sich zeigt, daß sich durchaus auch rein private Wohnfunktionen in diesen Bereich hineinverlagern lassen. Vielmehr zeigt sich in diesen Übergangszonen auch ein verändertes soziales Verhalten: selbst in großen Wohngruppen ist ein freundschaftliches und vertrautes "Du" unter allen großen und kleinen BewohnerInnen selbstverständlich geworden. Diese Räume fordern nicht Distanz, sondern Nähe. Es ist durchaus üblich, *"eben mal mit dem Schlafanzug" (025)* zu den Nachbarn zu kommen, um noch schnell etwas zu besprechen, *"einfach mit dem Bademantel hinüber in die Sauna" (031)* zu gehen.

Oft vergleichen die Bewohnerinnen in den Gesprächen ihre Wohngruppe mit einem "Dorf", in dem es gleichsam keine anonymen Winkel gibt. *"Sie haben ihr Haus für sich. Und je nach Wohndorfpartner finden sie allerlei vor der Haustür (im Wohnhof mit Schwimmbad, A.d.V.). Da gibt es Gesundheitsschwimmer – jeden Morgen 15 Minuten, Schnaps- und Skatpartner, Grillköche, Volleyballspieler, Tischtennisasse und solche, die es werden wollen. Da gibt es Leute mit 'so ganz anderen' Bibliotheken als ihre, mit denen man tauschen kann. Und Leute, die Briefmarken sammeln, Schrumpfköpfe, Modellautos, die Kinonarren, Theaterkenner oder Weltenbummler sind. (...) Der Kindergarten ergibt sich erfahrungsgemäß von selbst. (...)Denn ihre Kinder finden ihre Freunde auch vor der Haustür."* (zit. aus einer Selbstdarstellungsbroschüre einer Wohngruppe) 'Vor der Haustür' – diese Zwischensphäre wird zum vertrauten Bereich ein Ort der Anregungen und der Begegnung.

1.2 Kommunikation – Die Vernetzung von Sozialkontakten

Die Grenzen zwischen 'drinnen' und 'draußen', zwischen familialer Privatheit und Öffentlichkeit sind durch eine – für die BewohnerInnen kontrollierbare – Zwischensphäre in den Wohnprojekten weicher geworden. In den Augen der Frauen hat das einen erheblichen Gewinn an Kommunikation zur Folge. *"Wir leben sehr viel hier draußen, sogar wenn es regnet, spielen die Kinder draußen. Und wir sitzen dann oft auf dieser Truhe unter dem Vordach und schwatzen miteinander. Das ist ein sehr wichtiger Raum für mich."* (009)

Wie wichtig den Befragten fließende räumliche Übergänge in ihrem Wohnen sind, zeigt sich an einem Fallbeispiel: *In einer Wohngruppe mit 8 Haushalten in einer Reihenhausezeile verläuft direkt vor den Häusern eine Wohn- und Spielstraße. Die Häuser öffnen sich unmittelbar über die Küchen, die gleichzeitig Eingang der Häuser sind, in diesen Bereich. Es sind Mietobjekte. Die Hausverwaltung wollte im Zuge einer architektonischen Aufwertung der Häuser und zur Verminderung von Heizkosten Windfänge vor den Eingangstüren errichten lassen. "Wir haben uns alle hier dagegen gewehrt. Wir wollten nicht diese Häuschen vor den Türen, weil die Kommunikation hier unter uns dann schlechter läuft. Wir sind alle so oft auf der Treppe und hier vor den Türen und reden miteinander." (010)*

Die Vielfalt der Spontankontakte, die sich durch zusätzliche gemeinschaftliche Flächen in den Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften ergeben, sind nicht mehr meßbar. *"Dieses Wohnen hier bedeutet, daß der Alltag anders läuft. Wenn mein Freund abends weg will, und ich habe nichts vor, dann gehe ich nach oben (ins gemeinsame Fernsehzimmer, A.d.V.). Dann sitze ich mit den anderen zusammen oder die kommen runter (gemeinsame Terrasse, A.d.V.). Wir klönen, spielen Karten oder was auch immer. Bei einem Paar arbeitet der Mann bis 19 Uhr und sie kam um 16 Uhr nach Hause und war alleine. Und jetzt kommt sie von der Arbeit und es sind eigentlich immer Leute da. Das ist auch für mich so eine andere Lebensqualität hier." (027)*

Aber nicht nur für die Spontankontakte erweisen sich diese Übergangszonen und verbindenden Gemeinschaftsflächen als wichtig. Sie werden in den Wohnprojekten auch zu den Orten, die auch eine Kommunikation der BewohnerInnen zu anderen - außerhalb wohnenden - Bekannten in speziellen Formen erlaubt: Hochzeitsfeiern, Verwandtschaftsfeste oder überhaupt Feiern mit oft vielen Gästen müssen nicht mehr nach 'draußen' in Gaststätten verlagert werden, sondern finden durch solche fließenden Raumkonzepte einen 'Platz' innerhalb des Wohnkontextes. *"Im Gemeinschaftsbereich machen wir so die größeren Feste, die so ein einzelnes Haus völlig durcheinander bringen. Ein Kindergeburtstag z.B. kann ja ein Haus schon völlig auseinandernehmen." (031)*

100 Gäste und mehr, einschließlich der übrigen BewohnerInnenschar, sind keine Seltenheit bei Hausbällen, Faschingsfeiern, Sommerfesten u.ä., die regelmäßig von den BewohnerInnen organisiert werden und gleichsam als 'Stützpunkte' des Gemeinschaftslebens fungieren. *"Es gibt sehr viele private Feste, wo viele Leute dabei sind. Was sich jetzt aber eingebürgert hat und was auch einem Bedürfnis von uns entspricht, ist diese Bar jeden Freitag abend im Gemeinschaftshaus. Die wird reihum von verschiedenen Leuten hier 'bewirtschaftet'.*

Das Zusammentreffen ist völlig zwanglos, vergleichbar mit einer Dorfkneipe. Hin und wieder finden sich auch welche, die an diesem Abend eine Veranstaltung anbieten, z.B. einen Irlandabend. Es werden dann Lichtbilder gezeigt oder Musik gespielt. An solchen Abenden kommen dann auch 50 bis 60 Leute zusammen." (002)

Übersicht Nr. 20: Von den Befragten genannte gemeinschaftliche Aktivitäten in den Übergangszonen der Wohnprojekte

Spontane Zusammenkünfte*	Org. Feste + Aktivitäten der Bew. untereinander	Org. Feste + Aktivitäten der Bew.+ and. Gästen
- Kaffetrinken - Klönen, "Tratschen" - Karten spielen - Bügeln - Basteln - Handwerkern - Gärtnerarbeiten - Grillen - Musizieren - Spontanfeste	- Jeden Freitag Kneipenabend im Gemeinschaftshaus - Geburtstagsfeiern - Diaabende mit Urlaubsbildern - Gymnastikgruppe - Tanzen - Jul-Club - Nikolausfest - Sommerfest - Hofsitzen "einfach zum Reden" - Willkommensfest, z.B. nach Krankenhausaufenthalt - Weihnachtsfeste - Adventsnachmittage - Festessen	- Musikabende/Konzerte - Hochzeitsfeiern - Siedlerfest - Sommerfest - Kinderfest f. Quartier - Tanzkurs - Fußballmatch - Kommunionen, Taufen.. - Sylvesterball - Faschingsball - Hausball mit kulturellem Programm - Kabarett mit Szenen aus dem Projektleben - Klassenfeste der Kinder - Gruppensitzungen von Vereinen, Verbänden, Gewerkschaft in denen Bewohner Mitglied sind.

* Es ist nicht möglich in dieser Rubrik alle spontanen Aktivitäten in den Gemeinschaftsbereichen aufzulisten, insbesondere nicht jene der Kinder.

Die Wohnprojekte werden über die Nutzung halböffentlich/halbprivater Zwischenzonen für die BewohnerInnen teilweise zum Ersatz für außerhäusliche Aktivitäten, z.B. für einen Kneipenbesuch. Insbesondere für die Frauen in der Phase mit kleinen Kindern bedeuten diese 'Rückverlagerungen' vielfältigster Kontaktmöglichkeiten in die unmittelbare Wohnumgebung einen enormen Gewinn an Außenkontakten, die sie sich im herkömmlichen Wohnen nur sehr schwer anders organisieren könnten.

"Diese Siedlung ist ein lebendiges Angebot an Kontakten und Phantasie. Wenn ich alleine wohnen würde, würde ich schnell absacken und in die Isolation geraten" (002). Allein 20 von 50 Befragten geben an, daß der größte Vorteil

dieses Wohnens darin liegt, daß sie *"nicht isoliert leben müssen"*, es ist jederzeit möglich *"einfach so rüberzugehen und mit jemandem zu reden"*. In den Wohnprojekten haben sich die Hoffnungen aber auch Ansprüche, das isolierte und anonyme Wohnen zu durchbrechen, insoweit für die Bewohnerinnen erfüllt.

Die Wohnexperimente sind, was die Kommunikation anbelangt, jedoch kein abgezieltes Reservat, in denen die BewohnerInnen vor allem untereinander einen intensiven Kontakt pflegen. *"Der Bekanntenkreis durch dieses Wohnen hier wird sehr groß. Freundschaften, die zu Leuten außerhalb der Gruppe bestehen, werden ja nicht einfach aufgegeben, wenn man hier einzieht, sondern die werden mit in die Gruppe gebracht. Wir kennen dadurch, daß wir hier leben, unheimlich viele Leute und diese Bekanntschaften werden auch gepflegt. Man kümmert sich auch um dritte, vierte, fünfte, die man sonst nie kennengelernt hätte. Es ist nicht so, daß sich diese Gruppe hier selbst genügt."* (031)

Übersicht Nr. 21: Erweiterung der Kontaktmöglichkeiten und des Bekanntenkreises bei den befragten Frauen in Wohnprojekten (n=50)

Einschätzung des Wohnprojektes	Anzahl der Befragten
Wohnprojekt wird "Multiplikator", der Bekanntenkreis hat sich enorm erweitert	32
Wohnprojekt ist ein "statisches Geflecht", der Bekanntenkreis hat sich dadurch nicht vergrößert	11
Wohnprojekt ist ein "Ghetto", der Bekanntenkreis hat sich dadurch eher verkleinert	1
Keine Auswertung möglich	6
Gesamt	50

Der gemeinschaftliche Wohnkontext puffert nicht nur räumlich gesehen die Grenzen zwischen 'drinnen' und 'draußen' ab und schafft Zwischenzonen für Begegnung und Kontakte der BewohnerInnen. Die Wohnprojekte führen auch zu einer Vernetzung unterschiedlicher Freundes- und Bekanntenkreise untereinander.

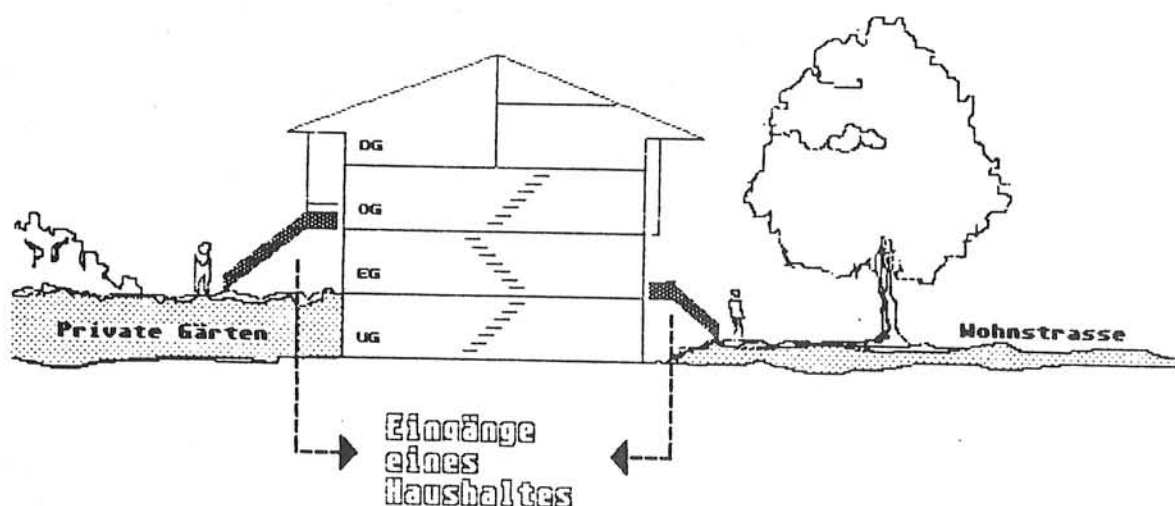
2. Die Familien - Öffnung nach 'draußen'

Nicht nur die Grenze zwischen einzelnen Privatbereichen und Wohnumgebung ist in den Wohnprojekten durchlässiger geworden. Es gibt auch viele Hinweise darauf, daß sich der familiäre Privatbereich selbst verändert und öffnet. Die Öffnung der privaten Wohnbereiche läßt sich sowohl auf einer räumlichen, einer sozialen aber auch einer funktionalen Ebene beobachten.

Räumlich gesehen zeigt sich die Öffnung der privaten Bereiche daran, daß jeder Wohnbereich unterschiedliche 'Öffnungsporen' nach draußen aufweist. Eines der wesentlichsten räumlichen Merkmale^p herkömmlichen Wohnens - ein festgeschriebener, kontrollierbarer und abgeschotteter Zugang zum Wohnbereich in Form einer Eingangstür (Flaschenhalssyndrom) - ist in den Wohnprojekten kaum noch vorhanden. Die Wohnungen oder Häuser erschließen sich zumeist über zwei Türen: man betritt das Haus entweder durch eine Tür im Erdgeschoß, oder benutzt eine Außentreppe, die sofort ins Obergeschoß hinaufleitet.

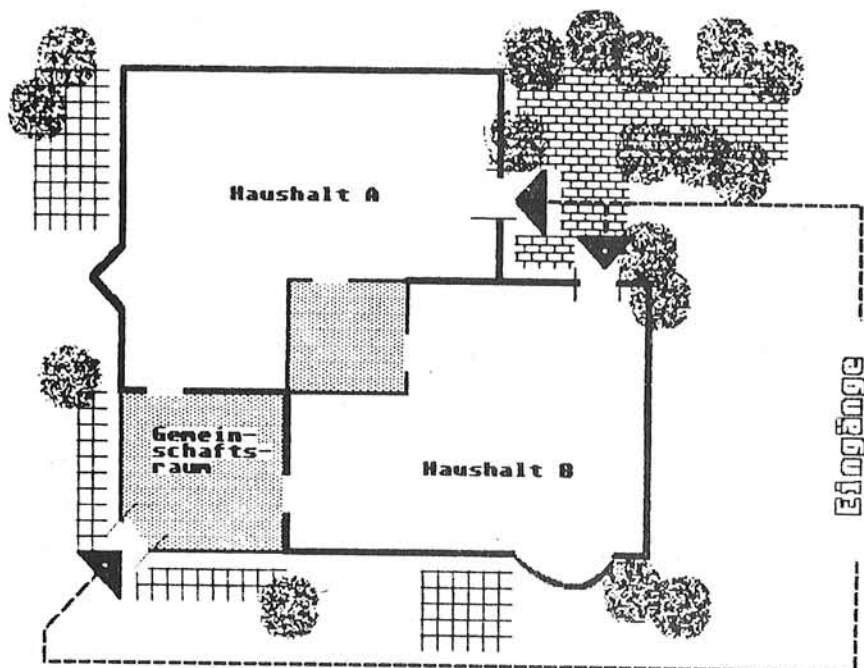
In Wohnhöfen gibt es sowohl eine Tür pro Haushalt im Erdgeschoß, eine zweite befindet sich auf einer umlaufenden Ballustrade im Obergeschoß. Selbst bei den Hausgemeinschaften in Altbauten werden zweite Aus- und Eingänge der Wohnungen dadurch geschaffen, daß normale Terrassentüren auf dem rückwärtigen Teil der Häuser durch zusätzliche Griffe und Schlösser nicht nur von innen, sondern auch von außen geöffnet werden können. Der Zugang zu der Privatsphäre der BewohnerInnen ist in diesen Wohnformen nicht mehr allein auf eine Stelle begrenzt.

Skizze Nr. 13: Die Wohnungen haben mehrere Eingänge



"Die anderen, die kommen eigentlich überall hier rein ins Haus." (003) Diese verschiedenen Zugänge der Häuser dienen keineswegs nur den Familie selber, sondern werden durchaus auch von den übrigen BewohnerInnen oder Freunden benutzt.

oder:



Auch auf der sozialen Ebene, im Verhalten der BewohnerInnen, zeigt sich eine Öffnung der Privatbereiche. In vielen Wohnprojekten fehlen Klingeln an den Eingangstüren, *"das Haus ist offen, da kann jeder rein, wenn er will,"* (003/490), Türen sind nicht fest verschlossen, sie haben oft normale Türgriffe und keine Schnappschlösser. Während der Interviews war diese Offenheit erlebbar: da wurde man selbst als fremde Person nicht unbedingt an der Eingangstür empfangen, sondern diese stand offen. Durch Zuruf wurde man gebeten, sich doch einstweilen schon einmal umzusehen oder Platz zu nehmen. Während der Gespräche war es selbstverständlich für andere BewohnerInnen, nach kurzem Klopfen hereinzuschauen, um Angelegenheiten mit der Befragten zu klären oder um das Interview mitanzuhören.

Ein weiterer Indikator für die geringere Abschottung bzw. Öffnung des Privatbereiches auf der sozialen Ebene ist das umfangreiche 'Wissen', das die BewohnerInnen von Wohnexperimenten voneinander haben. Die Gespräche, die

untereinander geführt werden, betreffen oft in ihrem Kern das, was sonst unter 'privaten' Themen verstanden wird. Da tauscht man sich nicht nur über die Probleme in der Kindererziehung aus, sondern auch Partnerschaftsprobleme der anderen, Geldsorgen oder die genaue Einkommensklasse sind vielfach bekannt.

Allerdings ist die Kenntnis über private Probleme, Sorgen und Nöte der anderen BewohnerInnen nicht immer Resultat direkter Aussprachen oder eines offensiven Umganges miteinander. In den Augen der Befragten liegt es in der Natur dieses gemeinschaftlichen Wohnens, daß man *"auch so einfach vieles mitbekommt, was die anderen bewegt."* (023).

Da tragen die Kinder durch ihren intensiven Kontakt untereinander viele Informationen weiter, bei gemeinsamen Essen oder Festen lassen sich die momentanen Partnerschaftsprobleme gar nicht verschweigen. *"Wenn ich ein Problem mit meinem Mann habe und wir sitzen hier mit den anderen beim Essen, dann ist das ein Problem für alle. Wenn er irgendetwas sagt, was mich ärgert, dann geht bei mir die Kanone los, dann streiten wir uns eben. Dann mischen sich die anderen mit ein, jeder kann was dazu sagen."* (029) Und finanzielle Sorgen und Nöte kommen spätestens bei gemeinsamen Reperaturen oder Planungen für das Haus auf den Tisch.

Selbst Peinlichkeits- und Schamschwellen der BewohnerInnen untereinander sind in diesem gemeinschaftlichen Wohnkontext geringer. *"Nacktheit ?. Oh, das kennen wir. Nee, das ist nicht irgendwie unangenehm oder peinlich. Wir kennen uns alle nackt, wir saunen auch zusammen oder machen zusammen Sport. Da ist für uns nichts unangenehmes dabei. Nun gut, wenn von irgendjemandem die Eltern zu Besuch wären, da würde ich hier nicht nackt durch die Gegend gehen. Aber das ist nur deswegen, weil ich weiß, daß das für die schon komisch wäre."* (036)

Eine Öffnung der Privatbereiche erfolgt schließlich auch im Rahmen gegenseitiger Hilfen und auf einer funktionalen Ebene. Nicht nur in kleinen Hausgemeinschaften, sondern auch in großen Wohnprojekten ist es nicht unüblich geworden, mehrere Gäste z.B. in den Häusern bzw. Wohnungen einzuquartieren, deren BewohnerInnen sich gerade in Urlaub befinden. *"Es wird einfach ein Aushang gemacht, wer sein Haus in der und der Zeit zur Verfügung stellen kann."* (008)

Gemeinschaftliche Kooperation, alltägliche gegenseitige Unterstützungen der Bewohnerinnen untereinander durchdringen gleichsam die Privatbereiche. *"Wenn die anderen bei mir die Kinder einhüten, dann ist das Haus selbstverständlich offen.."* (010).

Vor allem durch einen – von den befragten Frauen sehr geschätzten – unkomplizierten Leihverkehr untereinander, wird der Privatbereich aufgebrochen. Da fehlt ein Ei für den Kuchen – es findet sich eines im Kühlschrank der Nachbarn. Da braucht man dringend eine Rohrzange – man weiß, daß die anderen so etwas in ihrem Abstellraum deponieren. *"Man kann sich einfach alles ausleihen – bis auf den Ehemann"*. (002)

Zur Veranschaulichung sind in der nächsten Übersicht einmal jene Ausleihgeschäfte zusammengetragen worden, die den Befragten spontan in den Sinn kamen. In vielen Fällen war die gegenseitige Nutzung verschiedenster Dinge untereinander so regelmäßig und selbstverständlich, daß gar nicht immer klar war, in wessen Privatsphäre und in wessen Eigentum sich solche Dinge ursprünglich befunden haben.

Übersicht Nr. 21: Katalog der Dinge, die in den Wohnprojekten untereinander ausgeliehen, teilweise auch zusammen genutzt werden

Haushaltsgegenstände	Gartengeräte/ Werkzeuge	Persönliche Dinge	Sonstiges
Waschmaschine	Rasenmäher	Kinderspielsachen	Auto/VW-Bus
Getreidemühle	Hexler	Zeitschriften	Anhänger
Bügeleisen	Gartenschlauch	Schuhe	Fotokopierer
Backblech	Rapid	Kleider/Pullover	Zeitungen
Tiefkühltruhe	Schneepflug	Schallpl./Kassetten	Kinderlaufstall
Lebensmittel	Drehmotor	Bücher	PC
Waage	Gartengeräte	Stola/Festkleidung	Videokamera
Bügelmaschine	Werkbank	Taschen	Rucksack
Töpfe	Bohrmaschine	Schwangerschaftskl.	Skiausrüstung
Mixer	Hebebühne	Schmuck	Campingsachen
Staubsauger	Schleifgerät	Rennrad	Schlafsäcke
Trockner	Gartenmöbel	Krawatten	Tischtennispl.
Tischdecken	Kettensäge	Kindermöbel	Schaukel
Schnellkochtopf	Kappsäge	Lederjacke	Spiele
Fleischwolf	Stichsäge	Theaterkl./Kostüme	Fahrrad
Raclettepfanne	Grill		Musikinstrumente
Fonduegeschirr	Wasserpumpe		Dia-Projektor
Waffeleisen	Kreissäge		Surfbrett
Mandelmühle	Kleinwerkzeuge		Farb-TV
Backutensilien			Videogerät
Geschirrspülmaschine			Pferd
Besteck/Geschirr			Medikamente
Toaster			Dachgepäckträger
Obstpresse			Sportschuhe
Waschmittel/Badebedarf			
Nähmaschine			
Mixer			

Die Öffnung der familialen und privaten Wohnbereiche in den Wohnprojekten hat unterschiedlichste Facetten. Doch eine Tendenz bleibt deutlich erkennbar: die familialen Bereiche in diesen Wohnformen werden durchbrochen von gemeinschaftlichen Interessen und Aktionsformen.

2.1 Öffnung der Privatbereiche - Wertewandel oder Zwangsphänomen ?

Ist die beschriebene Öffnung der familialen Privatbereiche ein gewünschter Prozess und Ausdruck eines allgemeinen Wertewandels jenseits geschlechtsspezifischer Interessen ?

Zwei Befunde stützen die These, daß diese geringere Abschottung der Privatheit nicht als eine geschlechtsneutrale Wohnveränderung gesehen werden kann, sondern daß eine Öffnung wesentlich von den Bedürfnissen der Frauen getragen wird.

Der Wohnalltag der Frauen in den Wohnprojekten ist ein anderer als derjenige der Männer. Viele der Männer finden sich erst in den späten Abendstunden nach einem langen Arbeitstag zuhause ein. Die Frauen dagegen arbeiten zu meist nur Teilzeit, sind im Rahmen der traditionellen Rollenverteilung weitgehend für den Haushalt und die Kinderbetreuung zuständig und insoweit viel stärker im Wohnbereich verhaftet.

Die Durchmischung und Öffnung privater Bereiche erfolgt sehr stark im Rahmen hauswirtschaftlicher Tätigkeiten, bei einer gegenseitigen Zusammenarbeit der Frauen und durch ihre alltäglichen Hilfeleistungen. Leicht zugänglich für andere BewohnerInnen sind gerade jene Bereiche der Wohnungen, die traditionell den Frauen als Arbeitsplatz zugewiesen sind - die Küchen. Hier gibt es wenig Scheu, diesen Teil der Privatbereiche ohne besondere Ankündigung zu betreten. Es sind durchweg Zonen, die der Gemeinschaft offenstehen. In den Küchen trifft man sich spontan und zwanglos. Durch gemeinsames Kinderhüten, Kochen, bis hin zum alltäglichen Ausleihen verschiedenster Haushaltsartikel halten sich die Frauen zwangsläufig öfter in anderen Wohnungen auf, als die Männer. Bei diesem Agieren der Frauen untereinander wird eine Öffnung der Privatbereiche gleichsam zwingend und unerläßlich.

Gleichzeitig wird eine Öffnung der Privatsphäre auch von den Frauen gewünscht, den sie wollen in ihrem hauswirtschaftlichen Alltag nicht isoliert leben, suchen und brauchen Kommunikation mit den anderen. *"Wir Frauen setzen uns oft bei einer Tasse Tee tagsüber zusammen und bequatschen Probleme. Es gibt wenig Situationen, in denen die Männer das tun."* (027)

Die Frauen scheinen insgesamt eher in der Lage zu sein, über die mit ihrem Alltagsleben zusammenhängenden Anforderungen an Kommunikation und Zusammenleben ein ein vertrauterer bis intimeres Verhältnis zu den übrigen Mitbewohnerinnen zu entwickeln, als die Männer. Auf dieser Basis ist eine Öffnung der privaten Sphären viel eher möglich.

"Ich trage z.B. seit zwei Wochen eine Kette von Maria (einer Mitbewohnerin, A.d.V.). Die hat sie mir irgendwann einmal geliehen, weil sie gut zu mir paßt und sie trägt sie fast nie... Schuhe können wir leider nicht austauschen, weil wir drei (Frauen in der Hausgemeinschaft, A.d.V.) unterschiedliche Schuhgrößen haben. Aber Pullover, in der Stadt haben wir einen Pullover gesehen, der uns allen gut gefiel. Wir haben uns jede einen gekauft, in unterschiedlichen Farben, damit wir die Pullover auch untereinander tauschen können. Das ist einmal praktisch, aber auch schön. Aber sowas reduziert sich auf die Frauen, die Männer machen das nicht.... ich kann es mir bei ihnen auch nicht vorstellen." (027)

Die Öffnung der Privatsphären in den Wohnprojekten bringt, das ist unbestreitbar, den Frauen ein Stück neuer Lebensqualität in ihrem Alltag. Aber sie führt ebenso auch zu einem Geflecht neuer Zwänge und Unsicherheiten für sie, die von den Männern so nicht erlebt wird.

2.2 Schutzmechanismen - Regeln, Rituale, Fingerspitzengefühl

"Diese soziale Kontrolle, die ist absolut hier. Wie in einer Familie. Es ist unglaublich, wie man das empfindet. Ich fühle mich in vielen Sachen sehr verantwortlich der Gemeinschaft gegenüber - wie in einer Familie." (008) Durch die Öffnung der privaten Bereiche, gehen auch notwendige Schutzbereiche und Rückzugsmöglichkeiten für die Frauen verloren. *"Du kannst dich in so einem Wohnen hier nicht verstecken. Du bist gezwungen, nicht nur deinem Partner gegenüber, sondern auch gegenüber den anderen sehr offen zu sein. Ich möchte fast sagen, du mußt hier Rechenschaft über dein Tun ablegen." (027)*

Es sind im wesentlichen die Frauen, die auch die Probleme einer 'ungeschützten', nicht abgeschotteten Privatsphäre bewältigen müssen. Die Konfliktpalette reicht dabei von einer beschädigten Körnermühle, die niemand kaputt gemacht haben will, oder dem letzten Ei, das die Nachbarin dummerweise aus dem Kühlschrank holte, obwohl frau es selber dringend brauchte, über die Unruhe und den Lärm, den das *"ständige Kommen und Gehen"* verursacht, bis hin zu dem Gefühl ausgenutzt, beobachtet und kontrolliert zu werden. *"Gerade die*

Offenheit hier ist auch mein größtes Problem. Ich fühle mich schon manchmal beobachtet und unfrei..., ich wohl, mein Mann nicht. Ich bin nie so ganz alleine." (025)

Relativ unbemerkt wird es in den Wohnexperimenten zur Sache der Frauen, die Ambivalenzen zwischen einer Öffnung der familialen Privatsphäre und ihrem Schutz in einem täglichen Balanceakt auszutarieren. *"Wir Frauen wohnen hier einfach mehr. Ich bin ja viel mehr zuhause, als mein Mann. Er möchte vielleicht, daß es hier in der Gruppe funktioniert, wenn er mir abrät Streit anzufangen mit den anderen, oder mal ein offenes Wort zu reden. Aber es ist einfach so, ICH muß es ja den ganzen Tag mit den anderen hier aushalten. ICH muß runtergehen und fragen, 'kann ich mal das Auto haben' oder 'könnt ihr mal auf meine Kinder aufpassen' oder dies und das. ICH bin ja die meiste Zeit hier, und muß die Spannungen ertragen. Ich muß es einfach aushalten, den ganzen Tag." (039)*

Das Miteinander im Alltag und die damit verknüpfte Öffnung der privaten Sphären wird in vielen Bereichen für die Frauen notwendig, erleichtert ihnen manches. Aber auch die Familie selbst, Mann und Kinder fordern ihren Tribut von den Frauen, sehen sie als Hüterin des unmittelbaren Privatbereiches. Da sind die Kinder, die nach Hause kommen und in Phasen auch ihre Mutter ganz für sich haben wollen. Da sind die Männer, die abends nach getaner Arbeit 'Ruhe' im Kreis der Familie und Entspannung suchen.

Nicht nur die Offenheit in den Wohnprojekten wird wesentlich getragen von den Frauen. Sie sind es auch, die durch einen vielfältigen Kanon an Regeln, Ritualen und viel Fingerspitzengefühl untereinander wieder Grenzen ziehen, wenn das Familienleben zu kurz kommt.

"Es wird doch sehr das Familiäre beachtet." (031) . Immer dann, wenn sich die gesamte Familie einfindet, z.B. in den Mittags- oder Abendstunden tritt die Gemeinschaft für die Frauen wieder deutlich zurück. Tendenziell verhärten sich dann die Grenzen zu den Privatbereichen wieder, die Gemeinschaft wird ausgegrenzt. Da werden die Frauen vorsichtiger, wenn ein anderer Privatbereich aufgesucht wird. *"Ich gehe nicht gerne abends, nach 10 Uhr noch zu den anderen rüber, wenn mir einfällt, ich brauche noch das und das. Wenn ich durch den Gemeinschaftsraum gehe, stehe ich sofort bei denen im Wohnzimmer und das will ich nicht." (025)*

Verhaltensregeln zum Schutz einer familialen Privatsphäre gibt es nicht allein in einer zeitlichen, sondern auch in einer räumlichen Dimension. *"Es gibt so Regeln, die sind natürlich unausgesprochen, aber die werden respektiert. Z.B. am Abend, wenn auf diesem Stockwerk, wo die Wohnzimmer und Küchen sind, kein Licht mehr brennt, sondern nur noch im unteren Teil oder im Dachgeschoß, dann heißt das für mich, die Leute sind jetzt im Privatbereich. Da gehe*

ich nicht mehr hinein, wenn es nicht dringend ist. Aber wenn die Leute noch vorne in der Küche sind, dann ist auch klar, daß man noch schnell hingehen kann, etwas mitteilen oder fragen kann, oder sich noch mit dazsetzt". (002)

Zum Schutz der Privatsphäre entstehen auch individuelle Rituale unter den Frauen, die sehr schnell verdeutlichen, ob man gestört werden kann oder ob man für sich sein will. *"Die Sybille ist dann, wenn sie im Prinzip am ehesten ansprechbar ist, im Balkonzimmer zu finden." (043)* Steckt ein Schlüssel an der Tür oder steht diese sogar offen, ist das für viele ein klares Signal, daß man willkommen ist. Wird dagegen das Licht in der Küche gelöscht, oder wird das Wohnzimmer abgedunkelt, wissen die Bewohnerinnen, daß da jemand seine Ruhe haben will. Und schließlich orientieren sie sich am Lärmpegel in den Wohnungen. Hört man noch Kindergeschrei, den Fernseher oder laute Musik, können die Wohnungen ohne weiteres betreten werden. Absolute Stille dagegen wird zum Zeichen für gewünschte Distanz.

Im Kern sichern die Frauen aber die familiäre Privatsphäre durch ein erhebliches Maß an Fingerspitzengefühl. *"Man tastet sich so ab und innerhalb dieser Zeit, die wir hier miteinander wohnen (8 Jahre, A.d.V.) haben wir uns sehr abgetastet. Wir wissen um die Toleranzgrenzen des anderen und wir wissen, wo wir vorsichtig sein müssen." (032)* In den Augen der Befragten ist es jedoch auch notwendig, sich selbst abgrenzen zu können, was viele von ihnen erst nach längerer Wohndauer gelernt haben. *"Wenn man das nicht kann, wird einem das schnell alles zuviel hier. Man braucht sehr viel Energie dafür, die man nicht immer hat." (002)*

3. Die Individuen - Abgrenzung

Mit dem sehr ambivalenten Verhältnis zwischen Schutz und Öffnung der familialen Privatsphäre in den Wohnprojekten geht noch ein zusätzliches Problem der Frauen einher. Je mehr der Wohnbereich für die Gemeinschaft geöffnet wird, umso dringender wird die Forderung nach Schaffung einer individuellen Privatsphäre für die Frauen. *"Der persönliche Bereich ist hier mit Sicherheit nicht so groß. Manchmal sind mir einfach zuviele Leute hier. Ich genieße es, wenn ich ganz alleine im Haus bin, also auch, wenn meine Familie weg ist." (022)* Die große Mehrheit der befragten Frauen hat den Wunsch nach einem "eigenen" Zimmer, über das nur sie alleine verfügen können.

Ein eigener, persönlicher Raum ist den befragten Frauen in den Wohnprojekten aus den unterschiedlichsten Motiven heraus wichtig. *"Es gibt Bereiche und*

Situationen, wo ich nichts und niemanden sehen will und wirklich meine Ruhe haben will. Ich könnte auch sagen, ich setze mich z.B. ins Esszimmer und will nicht gestört werden. Über den Kopf ist das vielleicht das gleiche, aber emotional ist das eine andere Sache im eigenen Zimmer." (028)

Die Bewohnerinnen verbinden mit einem eigenen Zimmer die Chance zu Ruhe und Rückzug, sehen in ihm eine Fluchtborg. Sie wollen sich auch einmal räumlich von Kindern, Mann, und auch den übrigen MitbewohnerInnen separieren können, für sich sein. *"Ich brauche einfach eine Rückzugsmöglichkeit für mich selber, gerade bezogen auf die Kinder. Wenn die Besuch haben, sind die ja nicht nur in ihrem Zimmer, sondern nehmen die ganze Wohnung in Beschlag." (027)*

Die 'eigenen' vier Wände werden wichtig, um nicht ganz in Partnerschaft und Familie aufgehen zu müssen, sie schaffen notwendigen Abstand und Distanz. *"Ein persönliches Zimmer ist für mich sehr wichtig. Für meinen Mann übrigens auch. Wir haben beide gemerkt, daß wir Raum brauchen, wo wir uns nicht immer hören und nicht immer sehen." (008)*

Ein persönlicher Raum erscheint vielen als notwendig, um beruflich ungestört zu können. *"Ich brauche einen Raum für mich. Ich hätte keine Möglichkeit zu sagen, ich will jetzt an meinem Schreibtisch arbeiten, während meine drei Kinder fernsehen. Zuvor war mein Arbeitsbereich ja im Wohnzimmer, das war äußerst schwierig. Jetzt, in meinem eigenen Zimmer kann ich sagen, ihr könnt fernsehen und ich bleibe am Schreibtisch. Mir ist wichtig einen Raum zu haben, wo ich meinen Kram auch mal liegenlassen kann - so wie ich das möchte, wo keiner rangeht. Gerade bei 5 Familienmitgliedern ist das wichtig. Die können dann eben nicht alles durchwühlen, was ich habe." (023)*

Die Frauen wissen um ihre eigenen Bedürfnisse und Interessen, sie sehen in einem persönlichen Bereich auch die Chance einer Konfliktvermeidung, wollen so einen Kollisionskurs vor allem mit dem Partner vermeiden. *"Im eigenen Zimmer, da bestimme ICH, wie es gestaltet ist. Ich kann alles so einrichten, daß ICH mich wohlfühle." (040)*

"Mein Mann hat immer versucht, durchzusetzen, daß die Wohnung insgesamt so aussieht, wie er es gerne möchte. Er ist ein sehr ordentlicher Mensch. Ich bin eher schlampig. Ich habe oft versucht, seinen Stil zu akzeptieren und dann einfach gemerkt, daß es nicht geht. So ein gewisses Chaos gehört einfach zu mir. Deshalb ist es für mich wichtig, daß jeder sein eigenes Zimmer hat." (022)

Ein eigenes Zimmer symbolisiert in den Augen vieler Befragten Eigenständigkeit und Selbstbestimmung, *"das brauche ich einfach für meine innere Freiheit". (024)* Sie wollen ein *"eigenes Reich"*, in dem allein sie schalten und walten

können, sich "frei fühlen" können.

"Ein eigenes Zimmer bedeutet für mich Eigenständigkeit. Ich kann es vielleicht eher negativ sagen, was es bedeutet. Wenn ich keinen eigenen Raum habe, fühle ich mich umklammert und eingeengt, kontrolliert. Mir ist so ein Zimmer ein Bedürfnis. Da kann ich sagen 'das ist mein Tagebuch und da gehst du bitteschön nicht ran' oder 'die Schublade laß bitteschön zu' und wenn ich nicht möchte, daß jemand in mein Zimmer geht, dann geht da auch keiner hinein, das ist meins..."(028)

Für einige wenige Frauen gab es kein besonderes Motiv für ein eigenes Zimmer. Sie begründen diesen Wunsch nicht. Es war für sie schlicht eine Selbstverständlichkeit, einen Raum für sich zu haben. *"Warum ? Ich hatte einfach immer mein eigenes Zimmer."* (039) Sie hatten als Kind stets ein eigenes Zimmer, später wohnten sie zeitweise alleine und hatten eine ganze Wohnung für sich. Sie nehmen gleichsam frühere Wohnerfahrungen selbstverständlich mit in die familiäre Wohnsituation.

Übersicht Nr. 23: Wunsch nach einem eigenen Zimmer bei den befragten Bewohnerinnen in Wohnprojekten (n = 50)

Typus	Anzahl der Befragten
Ich möchte ein "ZIMMER FÜR MICH ALLEIN"	35
- davon haben einen eigenen Raum	23
- haben keinen Raum	12
Ich "BRAUCHE KEIN EIGENES ZIMMER "	9
Keine Auswertung möglich	6
Gesamt	50

Welche Motive dagegen haben jene 9 Bewohnerinnen, die keinen Wunsch nach einem eigenen Zimmer formulieren ? Sie nannten zusammengefaßt drei Gründe, warum ihnen ein persönlicher Bereich nicht wichtig ist.

"Ich bin überhaupt nicht gerne alleine. Ich kann das nicht, nein, ich könnte mich nicht 3 oder 4 Stunden mal dahin zurückziehen und alleine sein. Da bin ich einfach kein Typ dafür." (026) Für diese Frauen hat Alleinsein auch negative Aspekte, manche haben Angst davor, verspüren keinerlei Wunsch nach Rückzugsmöglichkeiten.

Für einige andere bietet die Wohnung insgesamt, auch ohne eigenen Zimmer, Entfaltungsmöglichkeiten genug. Ihnen gehöre sowieso die gesamte Wohnung. Es sind ausnahmslos Frauen, deren Männer extreme außerhäusliche Arbeitstage haben. *"Mein Mann ist relativ oft weg. Wäre er öfter zuhause, dann brauchte ich sicherlich ein eigenes Zimmer, auch mein Mann. Da er weg ist, ist es auch nicht so wichtig. Und vor allem als ich noch so kleine Kinder hatte, wäre ich überhaupt nicht dazugekommen, ein eigenes Zimmer zu nutzen."* (007)

Und schließlich gab es zwei Bewohnerinnen, die sich mit der Möglichkeit eines eigenen Zimmers noch nicht befaßt haben. *"Ein eigenes Zimmer ? Vermisse ich überhaupt nicht. Da habe ich eigentlich überhaupt noch nicht darüber nachgedacht."* (037)

Insgesamt gesehen artikuliert die große Mehrheit der befragten Frauen jedoch einen deutlichen Wunsch nach einem eigenen Zimmer innerhalb der Wohnung. Für diese Frauen ist es offenbar nicht mehr selbstverständlich, die 'undifferenzierten' familialen Wohnansprüche im herkömmlichen Wohnen zu akzeptieren, die keinerlei Individualbereiche für Erwachsene vorsehen. Die Bewohnerinnen wünschen sich insbesondere Räume, um sich auch einmal von Partner und Kindern zurückziehen zu können. Sie wollen nicht ständig und überall in der Familie aufgehen, sondern begreifen sich als Individuum mit eigenen Interessen und Bedürfnissen.

3.1 Individualbereiche - Konkurrenz zwischen Männern und Frauen

Zwar wünschen sich die meisten Frauen ein 'eigenes Reich' innerhalb der Wohnung, aber längst nicht alle konnten es auch realisieren (siehe Übersicht Nr.23). Da gibt es einmal die naheliegenden Erklärungen, daß die Wohnungen *"einfach viel zu klein dafür"* seien und daß kein geeignetes Zimmer zu Verfügung stehe. Mehrere Bewohnerinnen hoffen, dann ein eigenes Zimmer zu besitzen, *"wenn die Kinder aus dem Haus"* sind und insofern wieder Räume zu Verfügung stehen.

Es gibt aber auch allein 6 Fälle, in denen die Frauen ihren Wunsch deshalb nicht umsetzen konnten, weil ein Individualbereich für den Mann wichtiger erschien: *"Ein eigenes Zimmer für mich ist bei dieser Quadratmeterzahl einfach nicht drin. Mein Mann braucht seinen Raum, weil er auch oft ungestört arbeiten muß. Ich halte mich die meiste Zeit im Wohnzimmer auf, bin in der ganzen Wohnung verfügbar für die anderen. Insofern wäre es wirklich schöner, wenn ich ein eigenes Zimmer hätte. Aber im Augenblick wüßte ich gar nicht,*

was ich damit sollte, weil ich bin hier so engagiert und werde so von der Familie vereinnahmt, daß mir ein eigenes Zimmer momentan gar nichts bringen würde." (034) Ein eigenes Zimmer für den Mann, der diesen Raum auch wesentlich für berufliches Arbeiten nutzt, ist in diesen Fällen um vieles selbstverständlicher, als ein Zimmer für die Frau, die vor allem einen 'Rückzugsraum' benötigen würde.

Dieses Ergebnis verweist darauf, daß die Frauen mit ihrem Wunsch nach einem eigenen Refugium nicht konkurrenzlos dastehen, sondern auch die Männer streben Individualbereiche innerhalb der Wohnung an. Insgesamt gesehen haben sich sogar geringfügig mehr Männer als Frauen ein persönliches Zimmer innerhalb der Wohnung sichern können.

Übersicht Nr. 24: Individualzimmer* für Erwachsene in den untersuchten Wohnungen (n = 39**) der Wohnprojekte

Typus	Anzahl der Haushalte
SOWOHL Frau WIE AUCH Mann haben ein Individualzimmer	15
WEDER Frau NOCH Mann haben ein Individualzimmer	15
NUR die FRAU hat ein Individualzimmer	3
NUR der MANN hat ein Individualzimmer	6
Gesamt	39

* Als Individualzimmer wurden jene Räume einer Wohnung eingestuft, die folgende drei Kriterien erfüllen:

1. Räume, die im wesentlichen von einer Person genutzt werden.
2. Räume, die in Ausstattung und Funktion auf eine bestimmte Person des Haushaltes ausgerichtet sind.
3. Räume, die bei der Begehung als persönliches Zimmer einer bestimmten Person präsentiert wurden.

** Die geringere Fallzahl von 39 (anstatt 50) ergibt sich dadurch, daß allein in 6 Wohnungen keine vollständige Begehung durchgeführt werden konnte, d.h. es lagen keine vollständigen Informationen vor. Zusätzlich wurden jene 5 Haushalte herausgerechnet, in denen die Frauen momentan ohne Partner leben und die somit ihren Wunsch nach einem eigenen Zimmer ohne Konkurrenz zum Mann realisieren konnten.

Es gab aber immerhin auch drei Frauen, die sich mit ihrem Raumanspruch gegen den Mann durchsetzen konnten. Sie sind beruflich sehr stark engagiert und insofern kann man plausiblerweise vermuten, daß sie über das notwendige Selbstbewußtsein aber auch Durchsetzungsvermögen verfügen, um sich einen eigenen Bereich innerhalb der Familie zu sichern. Hinzu kommt aber auch bei diesen Frauen das 'handfeste' Argument, daß sie einen persönlichen Raum insbesondere für häusliche Berufsarbeiten benötigen.

In der Regel sind aber immer dann, wenn die Wohnungen überhaupt Individualbereiche für Erwachsene aufweisen, gleich zwei persönliche Zimmer eingerichtet worden. Bei ca. einem Drittel aller Haushalte verfügen sowohl die Frau, wie auch der Mann über eigene Räume. Bei den Begehungen der Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften, in denen alle Wohnungen des Projektes präsentiert wurden, gab es viele Hinweise darauf, daß ein hoher Anteil persönlicher Zimmer insgesamt kennzeichnend für diese Wohnformen ist. Die Lebenssphären der Erwachsenen werden in Form eigener Zimmer gegeneinander abgegrenzt.

3.2 Persönliche Zimmer – Folge veränderter Raumkonzepte

Üblicherweise gilt im Idealtypus modernen Wohnens eine Wohnung dann als angemessen, "wenn sie es ermöglicht, daß auf jedes Familienmitglied ein Wohnbereich ausreichender Größe entfällt".²⁰ Demzufolge soll beispielsweise ein Paar mit einem Kind über eine 3-Zimmer-Wohnung verfügen können. In der Praxis des Wohnungsbaues zeigt sich jedoch, daß damit keineswegs ein individueller Raumanspruch gemeint ist, denn die Wohnungen gliedern sich in der Regel in ein KINDERzimmer, ein WOHNzimmer und ein eheliches SCHLAFzimmer mit z.T. erheblichen qualitativen Unterschieden der einzelnen Räume.

Gemessen an herkömmlichen Grundrissen des Idealtypus modernen Wohnens, der Individualbereiche für Erwachsene nicht vorsieht, zeigt sich in den Wohnprojekten somit doch ein deutlich verändertes Wohnverhalten. Es gibt in vielen Fällen gleich zwei Individualzimmer innerhalb der Wohnungen.

Doch wie werden diese individuellen Raumansprüche verwirklicht? Sind sie gleichsam ein Luxus, der zusätzlich zu Wohn-, Kinder- und Schlafzimmern verwirklicht wird und den sich nur die BewohnerInnenklientel von Wohnprojekten aufgrund ihrer relativ guten Einkommen erlauben kann? Oder aber verändern sich durch die Individualzimmer die Raumkonzepte der Wohnungen in den Wohngruppen insgesamt, gehen diese Zimmer zu Lasten anderer Wohnbereiche?

Hier sind drei Möglichkeiten denkbar: die individuellen Wohnwünsche der Erwachsenen gehen auf Kosten von Kinderzimmern, eines gemeinsamen Wohnzimmers oder eines gemeinsamen Schlafzimmers?

- Individualräume für Erwachsene und dafür weniger Kinderzimmer?

Die Forderung nach angemessenen Kinderzimmern ist schon lange weitgehend akzeptiert, wenngleich sie auch nicht immer allgemeine Wohnungsbaupraxis ge-

worden ist. In den untersuchten Wohnprojekten sind aber eigene Kinderzimmer in allen Fällen vorhanden. Der Nachwuchs hat hier sogar in den weitaus meisten Fällen sehr große und schöne Zimmer, gemessen am übrigen Raumangebot der Wohnung, erhalten.

In insgesamt 10 Familien teilen sich zwei Kinder ein Zimmer. In zwei Familien geschieht dies, weil insgesamt die Wohnverhältnisse als sehr beengt gelten können, auch die Erwachsenen haben hier keine Individualbereiche. In drei Familien rücken die Kinder deswegen zusammen, damit der Mann sich ein eigenen individuellen Arbeitsraum schaffen konnte. Und schließlich verfügen bei den restlichen fünf Familien zwei Kinder nur über einen gemeinsamen Raum, damit beide Erwachsene ihr Individualzimmer verwirklichen können. Dabei muß jedoch einschränkend gesagt werden, daß es sich in all diesen Fällen entweder um Kleinkinder (bis 4 Jahre) handelt, die sich ein Zimmer teilen müssen oder aber es handelt sich bei den gemeinsamen Kinderzimmern um sehr große Räume, die dann mehr als 20 qm aufweisen.

Übersicht Nr. 25: Anzahl der Kinderzimmer in den untersuchten Wohnungen (n = 44*) der Wohnprojekte

Haushaltsgröße	Anzahl d. Haushalte	Anzahl der KINDERZIMMER:					
		keines	1	2	3	4	
Familie mit 1 Kind	12	-	11	1	-	-	12
Familie mit 2 Kindern	26	-	9	17	-	-	26
Familie mit 3 Kindern	4	-	-	-	4	-	4
Familie mit 4 Kindern	1	-	-	-	1	-	1
Familie mit 5 Kindern	1	-	-	-	1	-	1
Gesamt	44						

* In 6 Fällen konnte aus den unterschiedlichsten Gründen heraus keine vollständige Begehung der Wohnung durchgeführt werden. Hier fehlen die Informationen sowohl über Individualzimmer, wie auch über die Kinderzimmer. Diese Fälle wurden aus dem Gesamtsample von 50 herausgerechnet.

Von einer räumlichen Benachteiligung der Kinder, zugunsten von Individualräumen für Erwachsene kann somit nicht die Rede sein. Allenfalls gibt es in den Familien eine Bereitschaft, zwei Kinder in einem großen Raum unterzubringen, um dafür ein oder zwei kleinere Zimmer für die Erwachsenen übrig zu haben.

- Individualräume für Erwachsene und dafür kein Wohnzimmer ?

Nur in Ausnahmefällen werden persönliche Zimmer der Erwachsenen dadurch realisiert, daß man auf ein familienbezogenes Wohnzimmer verzichtet. Wie bereits an anderer Stelle beschrieben, sind großzügige Wohn/Ess- und Küchenbereiche Standard der untersuchten Wohnungen in den Wohnprojekten.

Allerdings wird zugunsten persönlicher Räume in mehreren Fällen bereits bei der Vorplanung der Häuser auf allzu groß dimensionierte Wohnzimmer verzichtet. Grundrisse werden dann für gut befunden, wenn sie möglichst viele gleichwertige Zimmer enthalten.

- Individualräume für Erwachsene auf Kosten gemeinsamer Schlafzimmer ?

Persönliche Zimmer der Erwachsenen in den Wohnprojekten werden in erster Linie dadurch verwirklicht, daß in den Familien auf herkömmlich 'eheliche' Schlafzimmer verzichtet wird. Solche monofunktional genutzten Räume, erfahren in den Augen vieler Befragten keine besondere Wertschätzung. *"Wir wollten uns von diesen großen, schönen Räumen keinen durch ein Schlafzimmer versauen. Schlafzimmer finde ich sehr doof, sie sind häßlich. Wir haben nie in dem Sinne ein Schlafzimmer gehabt."* (023)

*

Übersicht Nr. 26: Schlafzimmer in den untersuchten Wohnungen (n = 44) der Wohnprojekte

Typus	Anzahl der Haushalte	
KEIN Schlafzimmer vorhanden		20
dafür 2 Individualzimmer	15	
dafür 1 Individualzimmer	5 ¹⁾	
Gemeinsames REINES Schlafzimmer		3
Gemeinsames Schlafzimmer, aber MULTIFUNKTIONAL genutzt mit Arbeitssecken, Fernsehecke, Lesecke etc.		21
Gesamt		44

* Von insgesamt 50 Wohnungen des Samples fehlten für 6 Wohnungen entsprechende Informationen, weil eine Begehung scheiterte. Diese Fälle wurden herausgerechnet und insofern ergibt sich eine geringere Fallzahl.

1) Bei den 5 Wohnungen, die kein Schlafzimmer und dafür nur EIN Individualzimmer aufweisen handelt es sich um die Wohnungen jener Frauen, die zum Zeitpunkt der Befragung ohne den Partner im Wohngruppenprojekt lebten. Sie wurden deshalb nicht herausgerechnet, da im herkömmlichen Wohnen nach Auszug des Partners meist dennoch ein monofunktional genutztes Schlafzimmer in der Wohnung vorhanden ist. In diesen Fällen ist es jedoch nicht der Fall.

Gemeinsame Schlafzimmer fehlen entweder ganz und werden zugunsten von Individualbereichen nicht verwirklicht, oder aber Schlafzimmer werden deutlich multifunktional genutzt. Da finden sich Arbeitsbereiche, Lesecken, kleinere Bibliotheken oder zusätzliche Fernsehecken mit einem Sofa. Die klassischen 'ehelichen' und monofunktional genutzten Schlafzimmer sind in diesen Wohnformen nahezu vollständig verschwunden.

Individualzimmer entstehen somit nicht allein als Luxusattribut zum herkömmlichen Zimmerangebot, sondern sind die Folge veränderter Raumkonzepte, bei denen auf gemeinsame monofunktionale Räume weitaus weniger Gewicht gelegt wird, als auf multifunktional nutzbare, individuell verfügbare Zimmer.

Die Wohnungen in den Wohnexperimenten werden nicht mehr primär unter den funktionalen Aspekten 'Wohnen', 'Essen', 'Schlafen' usw. entworfen oder genutzt, sondern sie dokumentieren eine neue Polarität im Wohnbereich: allgemeinen 'Familienbereichen' stehen spezielle 'Individualzonen' gegenüber. Erst dann werden die Funktionen auf diese Räume verteilt.

3.3 Das Dilemma der Frauen

Sehr viele Frauen in den Wohnprojekten haben ein eigenes, persönliches Zimmer für sich realisieren können. Dieses veränderte Wohnverhalten ist jedoch keine solitäre Entwicklung bzw. ein Bedürfnis der Frauen allein, sondern trifft in gleichem Maß faktisch für die Männer zu. Die Familienmitglieder separieren sich tendenziell innerhalb der Wohnungen, legen Wert auf eigene Bereiche.

Da gibt es einmal jene Individualzimmer, die in der Abgeschlossenheit von Dachgeschoss und unter schrägen Wänden, den Hauch einer ehemaligen "Studentenbude" ausströmen. In diesen Zimmer findet sich alles, was sich im Laufe der Jahre an persönlichen Dingen und lieb gewordenen Utensilien angesammelt hat. Arbeiten, Schlafen, Hobby – alles wird in diese Räume integriert. Nicht selten weichen diese Zimmer mit ihrem Wohnstil deutlich vom übrigen Wohnbereich ab. Da gibt es aber auch jene Individualzimmer, die gleichsam mit spartanischer Ausstattung, durch eine schlichte Liege und einen großen Schreibtisch vom Wunsch des Besitzers/der Besitzerin künden, hier vor allem ungestört arbeiten zu können, Ruhe zu finden.

So unterschiedlich das 'eigene' Reich auch gestaltet sein mag, es gibt mehrere Hinweise darauf, daß gerade die Individualbereiche der Frauen gar nicht so individuell verfügbar sind, wie es zunächst den Anschein hat. In jenen Haushalten

ten, in denen sowohl Mann wie Frau ein eigenes Zimmer besitzen, sind tendenziell die Bereiche der Frauen mehreren Einschränkungen unterworfen:

- Räumlich gesehen, sind die Individualräume der Frauen oft stärker mit dem Wohnbereich verknüpft, liegen direkter an Wohnzimmern oder Kinderzimmern, als die Bereiche der Männer. Auf dieses Ergebnis wurde bereits an anderer Stelle - bei der Analyse der Arbeitsbereiche - hingewiesen. Die stärkere Anbindung des Individualbereiches an den allgemeinen Familienbereich ist auch hier in vielen Fällen von den Frauen gewünscht, da sie z.B. die Beaufsichtigung der Kinder erleichtern hilft. Sie konterkariert aber andererseits das starke Bedürfnis der Frauen nach einem individuellen, abgetrennten Erholungs- und Ruheraum.
- Auch funktional gesehen finden sich bei den Individualräumen der Frauen Einschränkungen. Bei ihnen kommt es doch öfter als bei den Räumen der Männer zu leichten Nutzungsüberschneidungen. Da steht z.B. regelmäßig das Bügelbrett oder der Wäschekorb mit Bügelwäsche im Zimmer der Frau, weil sich sonst kaum ein Platz dafür findet. Persönliche Zimmer der Frauen unterliegen eher der Gefahr, auch für hauswirtschaftliche Zwecke mitbenutzt zu werden, müssen gleichsam teilweise einen fehlenden Hauswirtschaftsraum kompensieren. Deutlich mehr Männer als Frauen haben in ihren Individualräumen auch kein Bett und keinen eigenen Schrank stehen, sondern benutzen den Raum wesentlich für berufliche Arbeiten oder Hobbys, wie Lesen u.ä. Tendenziell müssen somit eher die Individualzimmer der Frauen, ausgestattet mit einem größeren Bett, auch die Funktion eines gemeinsamen Schlafzimmers erfüllen.
- Und schließlich zeigen sich auch auf einer sozialen Ebene mehr Einschränkungen bei den Individualbereichen der Frauen, als bei jenen der Männer. Deren Individualbereiche liegen nicht nur räumlich gesehen teilweise 'unerreichbarer' für die Kinder, sondern sind auch beispielsweise durch Computieranlagen, technisches Gerät u.ä. nicht als Spielbereich für die Kinder zugelassen. Über den persönlichen Zimmern der Männern hängt somit öfter ein 'Tabu', insbesondere für den Nachwuchs. Einige Frauen dagegen geben an, daß sich gerade in ihren Zimmern die Kinder tummeln, oder daß ihr Zimmer durch eine ansprechende, gemütliche Ausstattung mit Sesseln oder Sofa gleichsam öfter als 'zweites' Wohnzimmer von der Familie benutzt würde. *"Für mich ist es ganz wichtig, daß jeder sein eigenes Zimmer hat. Aber manchmal denke ich, gerade mein Zimmer ist so eine Art Fetisch für die anderen geworden. Die Kinder springen da rum, mein Mann hält sich auch oft drin auf, wir schlafen da z.B. häufig drin...De facto ist es eigentlich nie mein eigenes Zimmer gewesen....."* (022)

Diese Einschränkungen persönlicher Räume machen erneut deutlich, daß es vornehmlich die Frauen sind, welche die ambivalenten Anforderungen zwischen individuellem Rückzug einerseits und familialen Erfordernissen andererseits ausbalancieren müssen. Am besten gelingt dies noch jenen Frauen, die voll berufstätig und sehr stark berufsorientiert sind. Gerade sie finden für sich selbst die besten Entschuldigungen und Möglichkeiten, sich von familialen Anforderungen abzugrenzen. *"Wenn ich Ruhe haben will, kann ich sie mir auch verschaffen. Ich habe es gelernt, mich abzugrenzen, auch bei drei Kindern...Ich könnte mir nicht vorstellen, mein Zimmer zugunsten der Kinder aufzugeben."* (023)

Doch für viele Bewohnerinnen besteht die Gefahr, daß ihr Wunsch nach einem individuellen Raum von den widersprüchlichen Komponenten ihrer Doppelrolle unterlaufen werden kann. *"Ich hatte ein eigenes Zimmer. Die beiden Kinder waren in einem Raum untergebracht. Aber jetzt haben sie unterschiedliche Schlafzeiten und brauchen zwei Zimmer. Würden sie zusammen schlafen, dann wären sie sehr oft unausgeruht. Es gäbe viel zu viel Umtrieb und das ginge ja auch wieder zu meinen Lasten...."*(040)

Selbst der Verzicht auf 'ein Zimmer für sich allein' kann – unter den Bedingungen geschlechtsspezifischer Rollenzuweisungen – paradoxerweise noch im eigenen Interesse der Frauen sein.

IV. Wem gehört das Wohnen - wer verwaltet und bestimmt in den Wohnprojekten ?

Veränderungen im Bereich der Aneignung

Die ökonomisch-rechtliche Aneignung des Wohnens ist seit den frühen Genossenschaftsbewegungen eines der klassischen Themen innerhalb der Wohnungsreformdiskussionen.

Neben veränderten Eigentumsmodellen, die eine lange Tradition haben, sind in jüngerer Zeit viel stärker Demokratisierungsversuche und Mitbestimmungsmodelle im Mietwohnungssektor ins Blickfeld gerückt worden. Da geht es einerseits um die Bewertung unterschiedlicher Rechtsformen im Wohnen (z.B. e.V.) oder aber um die Erweiterung von Handlungsspielräumen durch die Veränderung mietrechtlicher Grundlagen, das Einsetzen von Mieterbeiräten etc.

Bei all diesen notwendigen Diskussionen wird jedoch die Thematik der Aneignung, Mitbestimmung und Verwaltung des Wohnens nie geschlechtlich differenziert betrachtet. Veränderungsvorschläge in dieser Dimension des Wohnens müssen sich auch daran messen lassen, inwieweit sie die besondere Situation von Frauen zu berücksichtigen wissen.

Es kann nicht darum gehen, gleichsam undifferenzierte und zeitlich intensive Mitbestimmungsprozesse einzufordern, die viele doppelt arbeitende Frauen an die Grenze der Belastbarkeit zwingen würden. Viele Demokratisierungsversuche im Wohnsektor bergen die Gefahr in sich, dadurch konterkariert zu werden, daß sie die Frauen gleichsam hinauskatapultieren.

Eine Spezifik der von uns untersuchten Wohnprojekte ist, daß sie selbst geplant und in vielen Fällen mit erheblicher Selbsthilfe gebaut wurden (Ausnahme sind hier selbstverständlich die Hausgemeinschaften im Altbau). Diese Projekte bewegen sich somit auf einer seit mehreren Jahren offensiv eingeforderten und als innovativ geltenden Ebene: "mitbestimmtes Wohnen" wird in den Wohngruppen praktiziert.

Wie aber bestimmen die Frauen in diesen Wohnformen mit, bieten die Wohnprojekte ihnen spezifische Aneignungsmodalitäten, die im herkömmlichen Wohnen nicht gegeben sind ? "Gehört" dieses Wohnen in gleicher Weise den Frauen wie den Männern ?

Die genauen Beteiligungsformen der Frauen während der baulichen Projektierungs- und Realisierungsphase der Projekte standen im Rahmen dieser Untersuchung nicht im Zentrum der Überlegungen, denn die Partizipation an Vorbereitungssitzungen und konkreten baulichen Maßnahmen hat eher temporären Charakter.

Wichtiger erscheinen jene Mitwirkungsmöglichkeiten, die den Frauen eine langfristige und insbesondere auf die Wohn- und Nutzungsphase bezogene 'Aneignung' des Wohnens sichern. Insoweit sind im folgenden allein die Veränderungen der Wohnprojekte im Bereich der rechtlich-ökonomischen und der sozialen Aneignung erfaßt und für die Situation der Frauen hinterfragt worden.

1. Die rechtlich - ökonomische Aneignung

Im Idealtypus modernen Wohnens gibt es allein zwei klassische Aneignungsmöglichkeiten des Wohnens: einzelne Mietverhältnisse oder Einzeleigentum. Es wäre zu vermuten, daß diese zwei Verfügungsvarianten keine adäquate rechtliche Form für die Bildung von gemeinschaftlich orientierten Wohnformen sind.

Die Wohngruppenprojekte weisen jedoch hinsichtlich der Rechtsformen keine gravierenden Veränderungen zum herkömmlichen Wohnen auf. Gerade die klassische abweichende Organisationsform - ein genossenschaftliches Gemeinschaftseigentum - ist in den Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften nur in Ausnahmen zu finden.

Und auch ein 'Kollektiveigentum' (im Sinne einer Bruchteilsgemeinschaft) war nur in einer Ausnahme vorhanden. Dabei hatten 4 Haushalte gemeinsam und mit unterschiedlicher finanzieller Beteiligung ein Haus erworben, wobei nicht festgelegt wurde, welche Räume oder Etagen wem genau zustehen. Eine solche, gleichsam ideelle Teilung des Eigentums, wobei es zwar frei verfügbare, fiktive Anteile (d.h. ein Miteigentum) gibt, über die Sache im Ganzen jedoch nur alle verfügen können, bleibt auch in Wohnexperimenten eine Sonderregelung.

In der Regel sind die untersuchten Wohnprojekte Eigentumsmodelle im traditionellen Sinn. Durch Eigentümergemeinschaften (Gesamthandseigentum) oder aber durch ein Wohnungseigentum nach WEG ist sowohl der individuelle Besitz, wie auch der Anteil am gemeinschaftlich verwalteten Besitz definiert.²¹ Von der klassischen Verfügungsform des 'Eigenheims' unterscheiden sich die gemeinschaftlichen Wohnformen insoweit, als es sich hier zwar nicht um grundsätzlich andere, aber dennoch verdichtete Rechtsbeziehungen handelt.

Es gab jedoch keine Wohngruppen, die durch eine Aneinanderreihung von Einzelobjekten im Individualeigentum realisiert wurden.

Und schließlich gab es im Untersuchungssample auch einige Wohnprojekte auf Mietbasis, wobei sich jedoch die Mietverträge der Haushalte (in einem Fall mit

einer Wohnungsbaugesellschaft, in den übrigen Fällen mit privaten VermieterInnen abgeschlossen) keineswegs von den sonst üblichen unterscheiden.

Gerade jedoch in diesen beiden traditionellen Verfügungsformen über das Wohnen - Eigentum /Miete - zeigt sich auch in den Wohnprojekten eine spezifische Problematik der Frauen.

- Der Zwang zu Eigentumsmodellen - " ich bin nicht gerne Hausbesitzerin geworden "

Nur rd. ein Viertel der befragten Bewohnerinnen lebt zur Miete in einem Wohnprojekt, die große Mehrheit der Frauen dagegen wohnt in Eigentumsprojekten.

Vergleicht man die Verfügungsform über das Wohnen (Miete bzw. Eigentum) mit dem Familienstand der Befragten so spiegeln auch die Wohnprojekte einen alten Grundsatz wider: Es empfiehlt sich für Frauen, zu heiraten - denn damit wachsen die Chancen, in Wohnungseigentum zu leben, erheblich an. Auch in diesen Wohnformen sind unverheiratete oder aber alleinlebende Frauen eher auf die ungesicherten Mietverhältnisse zurückgeworfen.

Übersicht Nr. 27: Rechtssituation im Wohnen bei den befragten Frauen (n = 50) in den Wohnprojekten

Familienstand der Frauen	Anzahl der Frauen	VERFÜGUNGSFORMEN der Frauen über ihr Wohnen	
Verheiratet	31	... davon haben:	
		- Wohnungseigentum	26
		- Mietverhältnis	5
Unverheiratet	13	... davon haben:	
		- Wohnungseigentum	4
		- Mietverhältnis	9
Keine Auswertung möglich	6		6
Gesamt	50		50

Soweit in den Eigentumsprojekten über die konkreten Besitzverhältnisse zwischen Männern und Frauen Aussagen gemacht wurden, gehört das Haus bzw. die Wohnung bei den verheirateten Paaren beiden im Rahmen einer Gütergemeinschaft.

Das ist insoweit überhaupt nichts Spektakuläres. Aber es zeigt doch, daß sich auch die gemeinschaftlichen Wohnformen wesentlich aus 'familienbezogenem' und nicht individuellem Wohnungseigentum zusammensetzen.

Die Wohnexperimente durchbrechen auf der rechtlich-ökonomischen Ebene keineswegs jenen Mechanismus des Idealtypus 'modernen' Wohnens, der die gleichsam 'bestmöglichen' verfügungsrechtlichen Möglichkeiten über das Wohnen unmittelbar mit einer 'familialen' Situation koppelt.

"Zu Anfang des Projektes war ich nicht mit meinem Mann verheiratet. Es war auch nicht wichtig. Doch dann.. ich habe hier mitgearbeitet und hatte im Grunde keinerlei Ansprüche auf irgendwas, denn er hat alles im wesentlichen finanziert. Wir haben dann schließlich doch geheiratet, um das alles irgendwie abzusichern und einen Rahmen zu haben. Ich bin abhängiger geworden dadurch... Wie gesagt, ich hätte lieber was gemietet, aber es gab nichts." (039)

Wohneigentum - auch in den Wohnprojekten - erweist sich für viele Frauen als äußerst janusköfig.

Diese rechtlich-ökonomische Verfügungsform über das Wohnen sichert eben nicht nur weitreichende Gestaltungsmöglichkeiten, sondern sie bedeutet für Frauen vielfach eine höhere Abhängigkeit vom Partner, vor allem dann, wenn der Partner durch volle Berufstätigkeit mehr Einkommen erzielt, als die Frau mit Teilzeitarbeit.

"Ich bin nicht gerne Hausbesitzerin geworden". Gerade mit Blick auf ihre eigene ökonomische Situation scheuen vor allem die Frauen die hohen finanziellen Verpflichtungen bei Eigentumsprojekten. Wir haben viele Hinweise darauf erhalten, daß sich die befragten Bewohnerinnen vorab intensiv nach Mietobjekten für eine Wohngruppe umgesehen haben. Einige von ihnen hätten sogar Einschränkungen der Wohnqualität in Mietwohnungen hingenommen, nur um sich nicht in allzu große finanzielle Abhängigkeiten vom Partner zu bringen.

Doch der Erwerb von Wohneigentum ist gleichsam zwingend, wollen sie ihre Vorstellungen von einem gemeinsamen Wohnen umsetzen. Der Wohnungsmarkt bietet auf dem Mietwohnungssektor für Wohngruppen - vor allem zu Ungunsten der Frauen - so gut wie keine Alternative.

2. Die soziale Aneignung

In der rechtlich-ökonomischen Dimension 'gehört' den Frauen das Wohnen in den Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften zumeist nur im Rahmen einer ehelichen Gütergemeinschaft, d.h. sie besitzen ihr Wohnen – wie im Idealtypus modernen Wohnens auch – in der Regel nur in Abhängigkeit vom Mann. Sie sind nicht 'eigenständige' Genossenschafterinnen oder Besitzerinnen ihres Wohnens geworden.

Veränderungen für die Bewohnerinnen in Wohnprojekten zeigen sich jedoch in einer neuen, 'sozialen' Dimension der Aneignung.

Im herkömmlichen Wohnen hat man in aller Regel Haus- oder WohnungsnachbarnInnen, aber man kann sie sich nicht aussuchen. Die Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften dagegen sind sowohl in der Phase ihrer Entstehung, wie auch bei Fluktuationen eine sehr spezielle Form 'selbstgewählter' Nachbarschaften. (vgl. hierzu ausführlich den von H. VOESGEN verfaßten Teil dieses Berichts)

Übersicht Nr. 28: Formen des Zusammenfindens in den Wohnprojekten in der Anfangsphase (n = 50)

Typus	Anzahl der Wohnprojekte
FORMELL zusammengefunden:	
durch Inserate, Angebote von Architektinnen	9
INFORMELL zusammengefunden:	
durch Freunde/innen, Bekannte, Mundpropaganda	35
Keine Auswertung möglich	6
Gesamt	50

"Ja, das waren zwar nicht alle unsere Freunde und Bekannten mit denen wir hier eingezogenen sind. Aber das hat sich so mit Mundpropaganda herumgesprochen. Das war damals blitzartig. Wir waren dabei eine Broschüre zu entwerfen, um überhaupt Leute zu suchen, und bevor wir diese Broschüre auch nur im Rohentwurf beisammen hatten, waren die Leute schon dabei."
(008)

Die Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften finden sich in der großen Mehrheit auf rein informellem Wege zusammen. Dieser Wohnraum erscheint nicht bei Maklern, und wird bislang nur in sehr geringem Umfang in Wohnungsinseraten offeriert.

- 'Selbstgewählte' Nachbarschaften - der Einfluß der Frauen

Bei der Suche nach MitbewohnerInnen für ein gemeinsames Wohnprojekt sind insbesondere die Frauen engagiert. Es gibt viele Hinweise darauf, daß die Frauen bereits in der Entstehungsphase einer Wohngruppe/Hausgemeinschaft ganz wesentlich die Auswahl der übrigen BewohnerInnen bestimmen. (siehe dazu auch Kapitel 1,2: Initiative)

Oftmals berichten die Frauen davon, daß es sich um entfernte Freundinnen handelt, die ins Projekt einzogen, oder aber die Frauen lernten sich untereinander in Schwangerschaftskursen, im Kolleginnenkreis, durch Gewerkschaftstätigkeiten oder Parteiarbeiten kennen. In einem Fall kennen sich die Bewohnerinnen bereits seit der Schulzeit.

Die Frauen nehmen ihr Wohnen gleichsam dadurch 'in Besitz', indem die soziale Ausformung ihres Wohnbereiches mitbestimmen. Die Zusammensetzung der Wohngruppe und damit die unmittelbare Nachbarschaft wird nicht mehr dem Zufall überlassen. *"Es gibt ungeheuer viele Menschen, mit denen könnte ich nicht zusammenleben."* (043)

Für den gemeinsamen Wohnkontext suchen sie sich nach Möglichkeit Vertraute, die nicht nur in den sozialstrukturellen Merkmalen ihrer Lebenssituation (Beruf, Kinder, Alter etc.), sondern bis hinein in Normen (z.B. Kindererziehung) und Wertvorstellungen (politischer und weltanschaulicher Konsens) mit dem eigenen Lebensentwurf harmonisieren.

Übersicht Nr. 29: Merkmale eines/einer idealen MitbewohnerIn im Wohnprojekt

"Nicht so zimperlich sein"

"Offenheit"

"Sympathisch sein"

"Man sollte sich in bestehende Strukturen schon einfügen können"

"Weltanschaulicher und politischer Konsens"

"Ähnliche Lebenslage und Kinder haben"

"Keine Hemmungen haben, sich auch mal unterzuordnen"

"Keine Angst haben, daß persönliches Eigentum nicht genügend gewahrt wird"

"Sollte sich in die Gruppe einfügen und trotzdem ein hohes Maß an Selbstständigkeit besitzen"

- "Nicht schon zu Anfang feste Vorstellungen von so einer Wohnform haben"
 - "Keine restriktive Kindererziehung"
 - "Geld haben"
 - "Spielregeln so einer Gruppe berücksichtigen"
 - "Nicht lärmempfindlich sein"
 - "Nicht in den Gewohnheiten festgelegt sein"
 - "Mit sich selbst halbwegs zufrieden sein und mit sich klarkommen"
 - "Nicht immer einen auf Familie machen"
 - "Naturverbunden sein"
 - "Unkompliziert sein"
 - "Keine großen finanziellen Unterschiede"
 - "Toleranz und Rücksichtnahme"
-

VOESGEN (siehe Abschnitt III in diesem Bericht) hat in diesen Prozeß vor allem unter der These einer 'intimen Homogenisierung' in den Wohnprojekten analysiert.

Auf der Basis höchstmöglicher Gemeinsamkeiten und Sympathie kann dann der Wohnbereich für die Bewohnerinnen eine Aufwertung zu einem interessanten Kommunikations- und Erfahrungsraum erfahren, und erst dann sind Modelle gegenseitiger alltäglicher Entlastung für sie praktikierbar.

"Verwalter sind immer die Frauen. Das liegt bei uns daran, daß unsere Männer meistens so beschäftigt mit dem Beruf sind und wir Frauen auch ein bißchen mehr Zeit dafür haben. Es liegt aber auch vielleicht daran, daß wir Frauen uns mehr engagieren wollen in einer Gruppe." (031)

Die hohe Aneignung des Wohnens auf der sozialen Seite korrespondiert bei den Frauen jedoch nicht allein mit dem Wunsch nach Mitbestimmung, sondern in ihr spiegeln sich umgekehrt auch Geschlechtsstereotype wider. Die Frauen erscheinen auch in den Wohnprojekten als die 'sozialeren' Wesen, die sich stärker für den Aufbau einer Wohngruppe, deren Erhaltung und Verwaltung engagieren (müssen), als die Männer.

- Die soziale Aneignung durchbricht formelle Rechte

Die Wohnprojekte sind nicht nur in ihrer Entstehung 'selbstgewählte' Formen einer neuen Nachbarschaft, die wesentlich von Frauen initiiert und getragen werden. Auch bei Fluktuationen innerhalb der Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften eröffnen sich für die BewohnerInnen veränderte Mitbestimmungsmöglichkeiten, die weit über die herkömmlichen Mechanismen des Wohnungsmarktes hinausreichen können.

Auszüge aus den Wohnprojekten erscheinen nicht unproblematisch. Da in diesen Wohnformen durchweg verdichtete Bauformen gewählt werden – Atriumbauten, Reihenhausanlagen, Geschoßbau (Stadthäuser) – sind auch engere Beziehungen bzw. Abhängigkeiten der EigentümerInnen / MieterInnen untereinander gegeben. Was passiert beispielsweise, wenn in einer Hausgemeinschaft mit z.B. 3 Familien und gemeinschaftlich genutzten Räumen, eine Partei auszieht oder ihren Anteil am Haus verkaufen will/muß? Wird in solchen Fällen letztendlich nicht doch nach dem herrschenden ökonomischen Kalkül verfahren, bei dem nur die Höhe des Kaufpreises / Mietpreises entscheidend ist, und nicht, wer das Objekt erwirbt und ob die neuen BewohnerInnen mit den übrigen harmonisieren?

Der gemeinschaftliche Wohnkontext führt in Einzelfällen dazu, daß Rechte und Pflichten der BewohnerInnen untereinander jenseits formeller Rechte diskutiert werden müssen.

In der EigentümerInnengemeinschaft einer Wohngruppe mit insgesamt 16 Haushalten, wird ein Reihnhaus vom Besitzer ohne Zustimmung der übrigen Gruppe weitervermietet. Das führt sehr schnell zu Konflikten, denn der neue Miethaushalt ist nicht bereit, notwendige Ämter und Arbeiten für die Gruppe zu übernehmen (z.B. Verwaltung des Gemeinschaftshauses, Pflege der Spielbereiche) und verweist das in den Zuständigkeitsbereich des Wohnungseigentümers. Die Wohngruppe wollte bewußt nicht den Rechtsweg beschreiten, sondern hat in intensiven Diskussionen mit beiden Parteien darauf hingewirkt, daß einerseits der Miethaushalt lange bestehende Gruppenregelungen akzeptiert und Arbeiten übernimmt, daß andererseits der Eigentümer einen Mietnachlaß gewährt und nicht die höchstmögliche Miete realisiert.

Solche informellen Verfahren sind nur in einigen wenigen Wohnprojekten üblich. Sie müssen je nach Situation immer neu erprobt werden.

"Uns gehört dieses Grundstück hier z.B. gemeinsam. Das haben wir vertraglich nicht geteilt. Wenn einer aussteigt müssen wir uns eben einigen. Wir haben von Anfang an gesagt, wir wollen keine rechtlichen Absicherungen bis ins kleinste. Viele haben uns immer und immer zugeraten so etwas rechtlich zu klären, meine Eltern z.B. auch der Notar. Aber wir wollen das nicht. Wenn es hier schiefgeht, dann ist das traurig genug. Wenn wir jetzt schon rangehen und sagen, ich sicher mich ab, daß bloß nichts schiefgehen kann, dann brauchen wir erst gar nicht mit so einer Wohngruppe anzufangen." (025)

In einigen Wohngruppen bzw. Hausgemeinschaften besteht weitgehend ein Einverständnis darüber, daß bei Fluktuationen

- erstens an jene vermietet wird, für die sich die restliche Wohngruppe entscheidet,
- zweitens den Mietern dann zumindest ideell ein Mitbestimmungsrecht über die Nutzung und Veränderung von Gemeinschaftsflächen eingeräumt wird,

- und schließlich drittens auch der Verkauf von Objekten möglichst an jene BewerberInnen erfolgt, die von der Wohngruppe ausgesucht werden.

"Sicher, die anderen könnten uns kündigen, ihnen gehört schließlich das Haus. Aber es ist doch ein anderes Mietverhältnis hier, als das sonst üblich ist. Wir können z.B. bei allen Umbaumaßnahmen mitbestimmen..." (017)

Generell bewegen sich die Mitbestimmungsverfahren in den Wohngruppenprojekten sehr oft in rechtlichen Grauzonen und sind von daher nicht unproblematisch. Doch da die Wohnungen in diesen Wohnformen vom herkömmlichen Verkaufs- und Vermietungsmechanismus des Wohnungsmarktes teilweise abgekoppelt werden - und auch abgekoppelt werden müssen, will man nicht die Idee eines gemeinsamen Wohnens zugunsten rein ökonomischer Verwertungsinteressen verraten, - ergeben sich für die BewohnerInnen durchaus Chancen, sich ihre unmittelbare Wohnumgebung in einer 'sozialen' Dimension immer neu anzueignen.

Insbesondere für Frauen, die (immer noch) im Rahmen des Geschlechterverhältnisses wesentlich stärker im Wohnbereich verhaftet sind, können die Wohnprojekte auf der Ebene informeller Mitbestimmungsmöglichkeiten durchaus Alternativen zum herkömmlichen 'modernen' Wohnen bieten.

Zusammenfassung und Schlußfolgerungen

Erinnern wir uns an die zu Anfang der Arbeit formulierte These:

Unser 'Wohnen', dieser für uns so alltägliche Lebensbereich, ist sowohl in seiner Form wie auch in seinem Inhalt Ausdruck eines ungleichen Geschlechterverhältnisses. Das 'moderne' Wohnen von heute ist nicht allein ein Abbild verschiedenster Benachteiligungen, denen die Frauen ausgesetzt sind, sondern es hat sich gleichsam zur Gussform entwickelt, die das Geschlechterverhältnis immer und immer wieder reproduziert und die Frauen nicht in ein 'eigenständiges' Leben entläßt.

In einem geschichtlichen Rückblick konnte aufgezeigt werden, daß im Rahmen gesellschaftlicher Ausdifferenzierungsprozesse – bei gleichzeitiger Verfeinerung von Herrschaftsstrukturen – die Frauen gleichsam zu 'ortlosen' Wesen werden. Die Welt 'draußen', das gesellschaftliche Leben in seinen unterschiedlichsten Facetten (Berufswelt, politische Partizipation usw.) mußte ihnen im Rahmen einer geschlechtlichen Arbeitsteilung immer stärker als ein ihnen im Grunde fremdes Territorium erscheinen. Hier sind sie nicht 'selbstverständlich' anwesend, sondern nur als ein- und gleichzeitig ausgegrenzte Wesen.

In dieser Welt und durch diese Welt 'draußen' wird den Frauen eine Ordnung aufgezwungen, die sie immer an einen anderen Ort, die Welt 'drinnen' (Familie, privates Leben usw.) verweisen will. Dieses abgezielte Reservat wird zu 'ihrem Reich' erhoben, in dem sie sich frei fühlen sollen, wo sie schalten und walten. Doch etwas 'Eigenständiges' ist dieser Ort und dieses Leben für sie nicht geworden, denn hier wird das 'Dasein für andere' zum Kern ihrer Bestimmung.

Der Wohnbereich, als unmittelbares materielles Substrat dieser Welt zeigt keinerlei Spuren eines selbstbestimmten Frauenlebens. In der Lebenssphäre des 'Wohnens' ist die Frau gleichsam nur ein Medium, das 'aufgeht' in einem Leben für die Familie, und das nur vermittelt über Mann und Kinder wieder seine Existenz erfährt. (Kapitel A)

In den beiden wesentlichen Dimensionen (Arbeiten/Wohnen und Privatheit/Öffentlichkeit), in denen sich die Aufspaltung der Lebenssphären und damit die Herauskristallisierung des 'Wohnens' zeigt, bildet das Geschlechterverhältnis keine eigene, strukturierende Größe.

Drinne und draußen, Arbeiten und Wohnen, Privatheit und Öffentlichkeit werden in den stadtsoziologischen Diskussionen als zwei korrespondierende Teile einer 'Einheit' beschrieben. Weil aber die entstanden polaren Welten letztendlich als etwas sich notwendigerweise Ergänzendes begriffen werden, geraten Herrschaftsverhältnisse, innere Widersprüche und Spannungsverhältnisse der einzelnen Lebenssphären nicht mehr in den Blick. (Kapitel B)

Für das 'Wohnen' bedeutet dies, daß dieser Lebensbereich in sich widerspruchsfrei konstruiert ist. Es wird als Welt gesehen, in der sich gleichsam spannungsfrei Frau-Mann-Kinder in 'natürlicher' Weise aufeinander beziehen. Es wird als jene Welt gesehen, die Vertrautes gegen Fremdes setzt, Individuen gegen Gesellschaft, Eigenes gegen Staatliches. Es wird zu jener Lebenssphäre erhoben, deren Sinn sich jenseits des Geschlechterverhältnisses vor allem für das Individuum, gleichgültig ob Mann oder Frau entfaltet.

In allen vier Dimensionen, durch die sich das 'moderne' Wohnen von heute im Sinne eines Idealtypus charakterisieren läßt, lassen sich jedoch - aus der Perspektive von Frauen heraus - durchaus Spannungsverhältnisse benennen:

- In seiner baulich-räumlichen Dimension bildet dieses Wohnen nicht nur die geschlechtsspezifischen Rollenmuster ab, sondern es verfestigt sie und reproduziert sie.
- In seiner sozialen Dimension zentriert sich dieses 'moderne' Wohnen allein auf die Familie und blendet andere Formen des Zusammenlebens aus. Doch auch die Familie, gedacht als die 'ewige' Basiszelle einer Gesellschaft, läßt sich in einem herrschaftlichen Charakter entziffern und perpetuiert in ihrer bestehenden Form das Geschlechterverhältnis.
- In seiner funktionalen Dimension ist dieses 'moderne' Wohnen eingebettet in ein dualistisches Denken, das die bestehenden Produktionsverhältnisse und ihre Herrschaftsstrukturen verfeinern hilft. Der Produktion wird die Reproduktion gegenübergestellt und in diesem Entweder-Oder Denken wird das Wohnen als Ort der Nicht-Arbeit, der Freizeit und Erholung konstruiert. Mit einer Verengung des Arbeitsbegriffes, wobei nur jene Arbeiten zählen, die Geld einbringen, werden aber vorhandene spezifische Arbeitsformen im 'Wohnen' verdrängt und negiert. Gleichzeitig werden die Frauen, als Haupt-Trägerinnen dieser 'Haus'arbeiten diskriminiert und erneut jenseits des 'eigentlichen' und 'draußen' stattfindenden Produktionsprozesses positioniert.

- Und schließlich zeigen sich in der rechtlich-ökonomischen Dimension 'modernen' Wohnens Herrschaftsverhältnisse in der Weise, daß nicht allein klassen- und schichtspezifisch, sondern auch geschlechtsspezifisch unterschiedliche Aneignungsmöglichkeiten vorhanden sind. (Kapitel C)

Der Idealtypus 'modernen' Wohnens in seinen charakteristischen vier Dimensionen zeichnet insgesamt ein Lebensmodell, das zur Basis staatlicher Wohnungspolitik und planerischen Handelns wurde, das millionenfach gebaute Realität wurde und das sich bis in die Köpfe hinein - im Sinne darauf ausgerichteter Wohnwünsche - verfestigt hat. Doch in dem Maße, wie die Grenzen des weiblichen Lebenszusammenhanges durch gesellschaftliche Umbrüche in Bewegung geraten, so die Vermutung, gerät auch das gleichsam als statisch konstruierte 'moderne' Wohnen in Bewegung.

Insbesondere in den letzten zwei Jahrzehnten haben sich rapide Wandlungen für das Leben der Frauen vollzogen, die trotz komplexer und auch widersprüchlicher Prozesse, auf ein beginnendes neues 'Selbstverständnis der Frauen' verweisen. Die erhöhte Bildungs- und Berufsbeteiligung von Frauen mit all ihren Konsequenzen (eigenes Einkommen, eigene Zeitstrukturen etc.) eröffnet ihnen einerseits Möglichkeiten, die ihnen auferlegten Beschränkungen im weiblichen Lebenszusammenhang zu erfahren. Andererseits wird aber in diesen Prozess zugleich eine Selbständigkeit und die Fähigkeit zu eigenen Lebensentwürfen von ihnen eingefordert.

An dem Schnittpunkt solcher Entwicklungen ergeben sich auch für den privaten Bereich, im 'Wohnen', neue Handlungschancen aber auch Veränderungszwänge für die Frauen.

Die untersuchten veränderten Wohnformen - die Wohngruppenprojekte - spiegeln sowohl in ihrer Entstehung, wie auch in ihrer Nutzungsphase, diese Umbrüche im weiblichen Lebenszusammenhang wider. (Kapitel D)

Anhand der Wohnbiographien der befragten Bewohnerinnen läßt sich aufzeigen, daß die Wohngruppenprojekte nicht gleichsam als geschlechtsneutrale Utopien gemeinschaftlicher Lebensentwürfe gewertet werden können. Es sind insbesondere die Frauen, die sich auf die Suche nach einem veränderten Wohnen begeben.

Die Gründe für dieses Verhalten sind vielschichtig, verweisen aber im Kern auf die spezifischen Problematiken im weiblichen Lebenszusammenhang. Wünsche nach einer Entlastung von Arbeit, nach weniger Isolation im Wohnalltag, nach mehr individuellen Freiräumen für sich selbst und nach einer sozial kontrollierten unmittelbaren Wohnumgebung greifen ineinander.

Es sind Motive von Frauen, die sich in einem sehr starken Spannungsverhältnis zwischen Beruf und Familie befinden. Sie sind widersprüchlichen An-

forderungen ausgesetzt: sie leben in einer Partnerschaft, haben in der Regel noch kleine Kinder und sind gleichzeitig deutlich berufsorientiert.

Auf der einen Seite steht bei ihnen der Wunsch nach einem Privatleben in Beziehung zu Mann und Kindern; auf der anderen Seite gehört eine inhaltlich befriedigende berufliche Tätigkeit, die auch den eigenen Lebensunterhalt finanziell absichert, zu ihrem eigenen Lebensentwurf.

Auf der Basis dieser z.T. widersprüchlichen und im Alltag problematischen Anforderungen fordern die Frauen neue Beziehungsmuster in ihrem Privatleben ein. In gemeinschaftlich orientierten Wohnformen, den Wohnprojekten, versuchen sie, eine Balance zwischen ihrem Leben für andere (für die Familie) und dem 'eigenen' Leben zu finden.

Dieses 'andere' Wohnen hat jedoch einen eher experimentellen Charakter für die Frauen und korrespondiert unmittelbar mit ihrer relativ schwierigen Lebensphase (kleine Kinder sind zu betreuen), in der sich alle mit der herkömmlichen Frauenrolle verhafteten Nachteile mit besonderer Schärfe stellen.

Wohnprojekte sind für die Frauen nicht gleichsam das angestrebte Endziel ihrer Wohnkarriere, das auf Dauer für sie Gültigkeit haben wird. Sie lassen offen, wie sich ihr 'eigenes' Wohnen in der Zukunft (nach Auszug der Kinder, oder im Alter) gestalten wird und welche Bedeutung sie dann einer Gemeinschaft innerhalb des Privatbereiches beimessen.

Das Entstehen von Wohnprojekten verweist auf gegenläufige Prozesse. Auf der einen Seite sind sie – als lebensphasenspezifisches Wohnmodell – ein Krisenmanagement der Frauen und ein Reflex auf ungelöste Probleme des Geschlechterverhältnisses.

Auf der anderen Seite sind die Wohnprojekte aber auch Ausdruck dafür, daß sich Frauen bewußt und engagiert aus der Gussform des herkömmlichen Wohnens herauslösen. Sie entwickeln eigene Wohnvorstellungen und wollen so den Anspruch auf ein eigenes Stück Leben auch innerhalb des privaten Bereiches verwirklichen. **(Kapitel D, I)**

Auch in der Wohnpraxis der Wohnexperimente bilden sich diese Ambivalenzen zwischen Handlungszwang und Veränderungschancen der Frauen ab.

In dem Maße, wie die bislang eingeforderten Entlastungsstrategien von Hausarbeit für die Frauen nicht greifen (Mitarbeit der Männer im Haushalt, marktförmige Hilfen, Standardsenkungen) erhalten die gemeinschaftlichen Kooperationsmodelle bei der Hausarbeit für sie eine hohe Bedeutung. Mit viel Engagement wird in den Bereichen der Kinderbetreuung und Kochen eine haushaltsübergreifende Zusammenarbeit praktiziert. Auch alltäglich sind gegenseitige spontane Hilfen in diesen Wohnformen selbstverständlich.

Die Frauen gewinnen in diesem selbstgewählten, gemeinschaftlichen Wohnen mit seinem sozialen Netzwerk vor allem zeitliche Dispositionsräume für sich selbst.

Sie sind nicht mehr darauf angewiesen, ihre eigenen Zeitstrukturen voll an den Erfordernissen der Familie, insbesondere an denen der Kinder zu orientieren. Die Frauen erreichen auch ein mehr an Kommunikation bei verschiedenen Arbeiten. Ihre sonst vorhandene völlige Isolation im hauswirtschaftlichen Alltag verschwindet.

Gleichzeitig aber sind solche Entlastungen nicht systematisch und dauerhaft geregelt. Sie setzen jeweils nur punktuell an und umfassen auch nie alle Frauen als Gruppe. Formalisierte Modelle sind den Frauen nicht möglich, denn verbindliche und alle umfassende gemeinschaftliche Arbeitsstrukturen legen den Frauen neue Verpflichtungen auf. Sie würden den gewünschten Entlastungseffekt sofort wieder konterkarieren.

Die spezifischen Arbeitsteilungs- und Rationalisierungseffekte, die in den Wohnprojekten bezogen auf Hausarbeit möglich sind, führen so immer nur zu eindimensionalen Entlastungen für die Frauen. Gegenseitige Hilfen und soziale Dienste bleiben im wesentlichen ihre Sache, und so wird die Arbeit im Kern nicht weniger. Ein traditionell orientiertes Management der Hausarbeit innerhalb der Familien zwischen Mann und Frau wird teilweise kompensiert in einem sozialen Netzwerk der Frauen untereinander.

Die "neuen Männer", die sich verantwortlich und partnerschaftlich um anfallende Hausarbeiten kümmern, sind auch in Wohnprojekten rar. So ist es nicht verwunderlich, daß die Frauen Familie und Beruf nur durch eine deutliche Reduktion ihres beruflichen Engagements vereinbaren können. Es ist auch unter der Klientel von Wohnprojekten üblich, daß die Frauen Teilzeit arbeiten, während die Männer voll im Berufsleben stehen. Die sehr ausgeprägte Berufsorientierung der Bewohnerinnen zeigt, daß die Rücknahme des beruflichen Engagements für die Frauen einen erzwungenen Kompromiß darstellt und auch den teilweisen Verzicht auf das 'Vergnügen' einer beruflichen Arbeit.

Die Rückverlagerungen beruflicher Arbeiten (Überstunden, Weiterbildung etc.) in den Wohnbereich, die unter den Bewohnerinnen trotz Teilzeitbeschäftigung deutlich ausgeprägter sind als bei den Männern, machen deutlich, wie sehr die Vermischung von Wohnen und Arbeiten den ungelösten Problemen im weiblichen Lebenszusammenhang geschuldet ist.

Häusliche Berufsarbeit basiert bei den Frauen keineswegs auf einem gewünschten Lebensmodell, sondern wird für sie im Spannungsfeld von Familie und Beruf zur Notwendigkeit. Die räumliche Verknüpfung der Arbeitsbereiche der Frauen innerhalb der Wohnung mit familialen Bereichen (Nutzungsüberlagerungen, geringe Abschottung der Arbeitszimmer) - im Gegensatz zu den ungestörten 'Refugien' der Männer - belegen diese Einschätzung. (Kapitel D II)

Auch im dialektischen Bereich von Öffentlichkeit und Privatheit zeigen sich Veränderungen innerhalb der Wohnprojekte. Die familiale und private Sphäre ist nicht mehr abgeschottet und öffnet sich hin zu neuen, gemeinschaftlichen Bereichen. Diese Öffnung und Transparenz der einzelnen Familien, aber auch die Wiederbelebung einer Nachbarschaft als Zwischensphäre zwischen Privatem und Öffentlichem – getragen von einem Kommunikationsbedürfnis vor allem der Frauen in ihrem Wohnalltag – wird begleitet von einer stärkeren Abgrenzung der Individuen voneinander. Die Möglichkeiten zu 'persönlichem' und individuellem Rückzug auch von den übrigen Familienmitgliedern werden wichtig.

Räumlich gesehen haben sehr viele Frauen einen Individualraum für sich realisieren können, allerdings längst nicht alle, die es sich wünschen. Persönliche Zimmer für Männer und Frauen sind annähernd gleich verteilt und quantitativ gesehen zeigen sich hier für die Frauen wenig Benachteiligungen. Die Ergebnisse zeigen aber zugleich, daß die Verfügbarkeit individueller Räume und deren Nutzung aufgrund der doppelten Rollenanforderungen bei den Frauen deutlich eingeschränkter ist, als bei den Männern. Hausarbeit und Kinderbetreuung schränken nicht nur zeitlich die individuellen Rückzugsmöglichkeiten der Frauen ein. Auch räumlich gesehen liegen die persönlichen Zimmer der Frauen zumeist so nah am allgemeinen Familienbereich bzw. sind durch Nutzungsüberlagerungen so mit ihm verflochten, daß nur eine geringe Abschottung von der Familie möglich ist.

Für die Frauen wird der Prozeß zwischen gewünschter Öffnung und Kommunikation in der Gemeinschaft einerseits, sowie die damit verknüpfte Notwendigkeit zu individuellen Rückzugsmöglichkeiten andererseits in den Wohnprojekten auch zum Problem, denn ihr Wohnalltag ist grundsätzlich ein anderer als der ihrer voll berufstätigen Männer. Die Nähe zu den anderen verliert ihre positiven Qualitäten und wird schnell als 'zuviel' bzw. einengend erlebt, wenn die Frauen wenig Möglichkeiten haben, auch räumlich einmal auf Distanz zu gehen und nur 'für sich' zu sein. **(Kapitel D III)**

Selbst die Veränderungen, welche die Wohnprojekte im Bereich der Aneignung zeigen, erweisen sich für viele Bewohnerinnen als janusköpflich.

Umfangreiche Planungsprozesse, die auf eine Selbstbestimmung der Wohnbedingungen gerichtet sind, bringen viele der ohnehin doppelt arbeitenden Frauen oft an die Grenze der Belastbarkeit.

Auf der Ebene der rechtlich-ökonomischen Aneignung bleiben die Wohnprojekte zumeist Eigentumsmodelle im traditionellen Sinn. Wohneigentum sichert zwar unter den bestehenden Bedingungen die weitestgehenden Verfügungsmöglichkeiten über den Wohnbereich, bedeutet für viele Bewohnerinnen aber auch gleichzeitig eine höhere (vor allem finanzielle) Abhängigkeit vom Partner.

Mietobjekte für ein gemeinschaftlich orientiertes Wohnen, die von den meisten Bewohnerinnen anstatt eines Eigentumserwerbs bevorzugt worden wären, stellt der Wohnungsmarkt aber nicht bereit.

Positive Effekte zeigen die Wohnprojekte für die Frauen vor allem auf der Ebene einer neuen und sozialen Aneignung der Wohnbedingungen. Sie bestimmen – in der Regel auf informellem Weg und jenseits formeller Mechanismen des Wohnungsmarktes – in erheblichem Maß die Zusammensetzung der BewohnerInnengruppe, insbesondere bei Fluktuationen und frei werdenden Wohnungen im Wohnprojekt. In Einzelfällen kommt es sogar dazu, daß über die sozialen Einflußmöglichkeiten in solchen Projekten die formellen Rechte der – möglicherweise an einer bestmöglichen Kapitalverwertung interessierten – ausziehenden Mitglieder, durchbrochen werden können. (Kapitel D IV)

Was die untersuchten Wohnprojekte insgesamt an Veränderungen zeigen, läßt sich für die Situation der Frauen auf eine kurze Formel bringen: "zwei Schritte vor und einen zurück". Hier finden Modernisierungsprozesse im Wohnen statt, die im Kern jedoch nur einen geringen Beitrag zu grundsätzlichen Verbesserungen für die Frauen leisten können.

In ihrer Verflochtenheit mit den alles überlagernden Strukturen des bestehenden ungleichen Geschlechterverhältnisses bleiben den Frauen auf dieser 'privaten' Ebene nur relativ geringe Handlungsmöglichkeiten. Wie die Wohnprojekte dokumentieren, trifft das selbst jene Frauen, denen sich – als fast schon 'privilegierter' Gruppe qua Bildung und materieller Situation – noch die weitestgehenden Veränderungschancen eröffnen müßten.

Die neuen Perspektiven von Frauen sind spannungsreicher denn je geworden; dem Wunsch nach beruflicher Karriere steht der Wunsch nach einem erfüllten Privatleben mit Mann und Kindern gegenüber; dem Wunsch nach individuellen Freiräumen steht das Verlangen nach mehr Gemeinsamkeit gegenüber.

Der 'Idealtypus modernen Wohnens' läßt Frauen für solche Prozesse keinen Raum, er beschränkt Lebensentwürfe und engt sie ein. "Für die Innenräume fehlt es an Subjekten, die sie gestalten, für die Außenräume fehlen zunehmend die formalisierten Wege, sich dort einzurichten." (Hauser 1987, 210)

Die Veränderung des privaten Bereiches und die Entstehung von neuen Wohnformen sind insoweit ein Reflex auf die zunehmend ambivalenter werdenden Lebensentwürfe der Frauen. Sie sind auch der Ausdruck eines Krisenmanagements, bei dem Frauen wieder einmal mehr versuchen müssen – mangels allgemeingesellschaftlicher Lösungsstrategien – die entstehenden Probleme vereinzelt auszutragen bzw. in kleinen Gruppen ihr Leben zu organisieren.

Die Wohnprojekte bergen damit auch eine Gefahr in sich. In dem Maße wie sich auf der privaten Ebene und in solidarischem Handeln der Frauen untereinander vordergründige und lebensphasenspezifische Erleichterungen anbieten, dringen notwendige Diskussionen darüber vielleicht umso schwerer in den öffentlichen Raum bzw. führen zu politischen Forderungen.

Einer Verbesserung der Lebens- und Arbeitssituation von Frauen über die Veränderung von Wohnformen sind enge Grenzen gesetzt. Im Wohnbereich selbst kann – bei allem Engagement – nicht jenes Dilemma der Frauen gelöst werden, dessen Ursachen auf sehr unterschiedlichen Ebenen einer patriarchal strukturierten Gesellschaft liegen.

Es kann deshalb auch nicht so sehr darum gehen, Handlungsanweisungen für ein politisches System resp. die Wohnungsbaupolitik zu formulieren, welche selbst in ihrer Struktur erst zur Herausbildung und Verfestigung des Idealtypus 'modernen' Wohnens – zu Ungunsten der Frauen – geführt haben. Die Wohnungsbaupolitik selbst muß auf der Basis eines ungleichen Geschlechterverhältnisses neu reflektiert werden. Erst wenn die Ohnmacht der Frauen im politischen System überwunden ist, werden Handlungsoptionen für einen zukünftigen Wohnungsbau auf fruchtbaren Boden fallen und es werden sich Verbesserungen für die Wohnsituation von Frauen jenseits privater Initiativen entfalten.

Anmerkungen zu A.:

- 1 OSTNER, Ilona: *Frauen und Öffentlichkeit*, in: Arch+, 60, 1981, S.22.
- 2 Die Einschätzungen über den Grad der geschlechtlichen Arbeitsteilung im frühen Mittelalter differieren.
SCHENK (1977) stellt fest, daß insbesondere in der bäuerlichen Wirtschaft eine ausgeprägte Trennung der Arbeiten zwischen Männern und Frauen vorherrschte. Frauen arbeiteten nur in Zeiten stärkeren Arbeitsanfalles auf dem Felde mit.
ROSENBAUM (1982) präzisiert die geschlechtliche Arbeitsteilung in Landwirtschaft und Handwerk. Während in bäuerlichen Haushalten die anfallenden Arbeiten weitgehend gemeinsam von Mann und Frau erledigt wurden, ist in handwerklichen Haushalten bereits äußerst früh eine strikte Arbeitsteilung zu finden.
Nach WOLF-GRAAF (1981) sind es dagegen im Mittelalter vor allem die Frauen, die einen wesentlichen Teil der Feldarbeiten wegen der Vorratswirtschaft erledigen.
- 3 vgl. TERLINDEN, Ulla: *Zur Geschichte von Hausarbeit und Wohnen*, in: DÖRHÖFER / TERLINDEN (Hg.) *Verbaute Räume*, Köln 1985, S.82 ff. sowie KUCZYNSKI, Jürgen: *Geschichte des Alltags des deutschen Volkes*, Bd.1, Köln 1983, S.329 - 340.
- 4 BRUNNER, O.: *Das 'Ganze Haus' und die alteuropäische 'Ökonomik'*, in: ders.: *Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte*, Göttingen 1968.
sowie KUCZYNSKI (1983), S. 227 - 239.
- 5 KROEMER : *Frauen im Handwerk der mittelalterlichen Städte*, in: *Journal für Geschichte* 3, 1981, S.14 - 18.
- 6 vgl. OSTNER (1981), a.a.O.
- 7 siehe dazu de PIZAN, Christine: *Das Buch von der Stadt der Frauen*, Berlin 1986 sowie das Vorwort von Margarete Zimmermann.
- 8 KUCZYNSKI (1983), S. 228, er zitiert hier aus BÜCHNER, K.: *Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte*, Tübingen 1922
- 9 vgl. KROEMER (1981), a.a.O.
- 10 vgl. KLEINES WEIBERLEXIKON, Dortmund 1985, S.57 ff.
- 11 vgl. OSTNER (1981), S.26.
- 12 KUCZYNSKI (1983), S. 228. Die Schriften des Adrian Beier aus dem 17 Jh. belegen, daß die Verhinderung räumlicher Mobilität bei den Frauen ihnen wiederum die Chance nimmt, sich berufliche Qualifikationen zu erwerben. 'Das Mädchen sei zur Ehe bestimmt; man könne nicht wissen, wen es einmal heiraten werden. Eine gelernte Schusterin sein aber dem Schmied nichts nütze und außerdem könne man nicht allein in der Lehre lernen'.
- 13 vgl. OSTNER (1981), a.a.O.
- 14 vgl. auch KRIVOHAEK, Vera: *Der Anteil der Frauen an der Wohnkultur, Bau- und Siedlungsformen der mittelalterlichen Gesellschaften*, Köln 1986, S.14 - 16.
- 15 KUCZYNSKI (1983), S.133
zu diesem "unheiligen Bündnis" der Frauen mit der Natur siehe auch BOVENSCHEN, Silvia : *Die aktuelle Hexe, die historische Hexe und der Hexenmythos*, in: BECKER u.a. *Aus der Zeit der Verzweiflung*, Frankfurt 1977
- 16 ebenda, S.135
- 17 vgl. OSTNER (1981), a.a.O.

- 18 ebenda, a.a.O.
- 19 GLEICHMANN, P.: *Macht und Zivilisation*, in derselbe u.a. (Hg) *Materialien zu Norbert Elias Zivilisationstheorie*, Bd.1, 1982.
- 20 HAUSEN, Karin: *Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbsleben und Familienleben*, in: CONZE (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Neue Forschungen, Stuttgart 1976.
- 21 ELIAS, Norbert: *Der Prozeß der Zivilisation*, 2 Bd. Frankfurt 1978.
- 22 RENTMEISTER, Cillie : *Männerwelten - Frauenwelten*, Alltag und Biographie von Mädchen, Bd. 8, Opladen 1985, S.241.
- 23 siehe dazu WAHRHAFTIG, Myra: *Emanzipationshindernis Wohnung*, Köln 1985.
- 24 vgl. BARBEY, Gilles: *WohnHaft - Essay über die innere Geschichte der Massenwohnung*, Braunschweig/Wiesbaden 1984.
- 25 vgl. RYBCZYNSKI, Witold: *Wohnen - über den Verlust der Behaglichkeit*, München, 1987.
- 26 Beim Bau öffentlich geförderter Wohnungen sind die DIN 18011, sowie die DIN 18022 verpflichtete Orientierungsgrundlage. Diese Normen determinieren somit fast vollständig den Massenwohnungsbau. Gleichzeitig sind diese Normen aber nur Ergebnis und Festschreibung einer seit langem vorhandenen Baupraxis, d.h auch der 'freie' Wohnungsbau ist durch einheitliche Standards geprägt.
WAHRHAFTIG (1985) analysiert in ihrem Buch detailliert die Diskriminierung der Frauen im 'Sozialwohnungsbau' durch diese DIN-Vorschriften. Ihr Buch war mir eine wichtige Grundlage bei meinen Überlegungen zu Punkt 2.
- 27 FLADE, Antje: *Wohnen - psychologisch betrachtet*, Berlin / Stuttgart / Toronto, 1987, S. 98
- 28 DIN 283, Blatt 1, Abs. 1.1.
- 29 "Je nach Klassenzugehörigkeit hatte die Küche ihre besondere Größe und Zuordnung sowie eine bestimmte Funktion für das soziale Leben der Familie..... Je mehr Besitz die Familie hatte um so mehr wurde die Küche innerhalb der Wohnung dezentralisiert (..), je weniger Besitz die Familie hatte, desto zentralisierter war die Küche innerhalb der Wohnung und desto wichtiger war ihre Rolle.." in: WAHRHAFTIG (1985), S.124.
- 30 siehe zum Wesen und zur Spezifik der Hausarbeit KONTOS: *Weil nur zählt, was Geld einbringt*, Gelnhausen, Berlin 1979.
Auch OSTNER/WILMS: *Strukturelle Veränderungen der Hausarbeit in Haushalt und Beruf*, in: MATTHES, *Krise der Arbeitsgesellschaft*, Bamberg 1982, S.206 - 227.
- 31 FLADE (1987), a.a.O. S.99.
- 32 vgl. WAHRHAFTIG (1985), a.a.O.
- 33 vgl. KLEINES WEIBERLEXIKON, 1985, S.515 - 516.
- 34 vgl. HÄUSSERMANN, Hartmut/PETROWSKY, Werner/SIEBEL, Walter: *Dienstleistungen - Freizeit - Stadtentwicklung*, Bremen/Oldenburg, Forschungsbericht, August 1989.
- 35 vgl. OSTNER (1981), S.22.
- 36 siehe hierzu BERNARD/SCHLAFFER: *Der Mann auf der Straße*, Hamburg 1980.

- 37 vgl. RENTMEISTER (1985), a.a.o.
sowie insgesamt zur Problematik SPITTHÖVER, Maria: *Frauen und Freiraum. Zur Beanspruchung öffentlich städtischen Freiraums durch Frauen*, Köln 1989
- 38 RENTMEISTER (1985), a.a.O.
- 39 WOLFF, Christa: *Kein Ort.Nirgends*, Darmstadt 1979.
- 40 OSTNER (1981), S.22.

Anmerkungen zu B.:

- 1 vgl. dazu ausgewählte Texte von Marx und Engels, in: *Wohnung, Siedlung, Lebensweise*, BRAKE, Klaus u.a. (Hg.), Köln 1981.
- 2 Die Diskussion um Öffentlichkeit und Privatheit ist ein zentraler Bestandteil vielfältigster stadtsoziologischer Abhandlungen. Als Grundlagen seien hier nur genannt: BAHRDT, H.P.: *Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau*, Hamburg 1969, sowie HABERMAS, Jürgen: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Darmstadt/Wien 1962. Als eine umfassende neuere Veröffentlichung zum Thema sei erwähnt: SENNETT, Richard: *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*, Frankfurt am Main 1986 .
- 3 Hier sind jedoch im Gesamtspektrum informeller Arbeiten deutliche Unterschiede zwischen Stadt und Land feststellbar, siehe hierzu JESSEN, Johann u.a.: *Arbeit nach der Arbeit - Schattenwirtschaft, Wertewandel und Industriearbeit*, Opladen 1987.
- 4 vgl. HAYDEN Dolores: *The Grand Domestic Revolution - A History of Feminist DESIGN für American Homes, Neighbourhoods and Cities*, Cambridge 1983.
- 5 Einen Überblick über die wichtigste Literatur zu diesen Vorstellungen einer neuen, rationalisierten Küche findet sich in UHLIG, Günter: *Zur Geschichte des Einküchenhauses*, in: NIETHAMMER, Lutz (Hg.): *Wohnen im Wandel*, Wuppertal 1979, sowie UHLIG, Günter: *Kollektivmodell "Einküchenhaus" - Wohnreform und Architekturdebatte zwischen Frauenbewegung und Funktionalismus 1900-1933*. Giessen 1981.
- 6 vgl. UHLIG (1979) a.a.O.
- 7 So berichtet z.B. Gunilla LUNDHAL bezogen auf die schwedische Situation, daß zwar die Diskussionen um Kollektivwohnhäuser immer einen breiten Raum in der Wohnungsreformdebatte eingenommen haben, jedoch nur 20 Häuser letztlich seit der Jahrhundertwende in Schweden realisiert wurden. Seit Mitte der 70er Jahre hat sich auch das letzte Kollektivhaus aufgelöst. LUNDHAL, G.: *Die Frauenfrage verändert die Kollektivwohnhäuser*, in: BRECH/SCHWENZER (Hg.) *Wer senkt die Wohnkosten?* Darmstadt 1984.
In der BRD hat sich in Randbereichen der Kommunegedanke durchgesetzt (z.B. Kommune Friedrichsdorf), wobei allerdings entgegen den Kollektivhäusern nicht auf Serviceleistungen durch Angestellte zurückgegriffen wird, sondern notwendige Arbeiten allein kollektiv organisiert werden. BLECHSCHMIDT Anke/ PFISTER, Michael: *Kommune, Frauenrolle und Utopie*, Freiburg i.Br. 1982.
- 8 siehe dazu KITTLER, Gertraud: *Hausarbeit - Zur Geschichte einer "Natur-Ressource"*, München 1980., KONTOS, Silvia/WALSER, Karin: *...weil nur zählt, was Geld einbringt*, Gelnhausen/Berlin 1979.
OSTNER, Ilona/WILLMS, Angelika: *Strukturelle Veränderungen der Frauenarbeit in Haushalt und Beruf ?*, in: MATTHES, J. (Hg.) *Krise der Arbeitsgesellschaft ?*, Bamberg 1982, S.206 ff. und schließlich auch

- PIEPER, Barbara: *Subjektorientierung als Forschungsverfahren - vorgestellt am Beispiel häuslicher Arbeit*, in: BOLTE, K.M. /TREUTNER, E. (Hg.) *Subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie*, Frankfurt am Main und New York 1983.
- 9 Wie umfassend die berufliche Arbeit trotz Berufstätigkeit der Frauen dennoch zum Autonomiebereich des Mannes erklärt wird, analysiert KRELL, Gertrude: *Das Bild der Frau in der Arbeitswissenschaft*, Frankfurt am Main/New York 1984.
- 10 vgl. PIEPER (1983), a.a.O.
Zu den grundsätzlichen Schwierigkeiten einer theoretisch stichhaltigen und empirisch gehaltvollen Definition von Arbeit vgl. JESSEN (1987) a. a.O.
- 11 vgl. SENNETT (1983), a.a.O.
- 12 siehe hierzu GENSCH, Brigitte /ZIMMER, Veronika: *Orte der Gewalt im öffentlichen Raum*, in: ARCH+ 60/1981; GREIWE, Ulla/WIRTZ, Birgit: *Frauenleben in der Stadt - durch Planung behinderter Alltag*, Dortmund 1988.
- 13 vgl. ZINN, Hermann: *Entstehung und Wandel bürgerlicher Wohngewohnheiten und Wohnstrukturen*, in: NIETHAMMER (Hg.) (1979)a.a.O. auch SENNETT (1983) a.a.O.
- 14 Nach RÖHR, U.: *Das verbaute Leben - Soziale und räumliche Aspekte der Unterdrückung alleinstehender Frauen in der Stadt*, Dipl.Arbeit FU Berlin 1979, gibt es mehr als doppelt soviele Einpersonenhaushalte unter den Frauen wie unter den Männern.
siehe sonst zu den Wandlungen in den Haushaltsstrukturen die Untersuchung von SPIEGEL, E.: *Neue Haushaltstypen*, Frankfurt 1987
- 15 vgl. SENNETT (1986), a.a.O.
- 16 PERROT, Michele: *Die neue Geschichte des Privaten*, in: BAUWELT 36, 1987, S.1338.
- 17 ebenda, a.a.O.
- 18 RENTMEISTER (1985), S.251.
- 19 ebenda, S.251.
- 20 ebenda, zitiert nach COURAGE 9/1981
- 21 vgl. METZ-GÖCKEL, Sigrid: *Wissenschaft als Arbeitsplatz der Frauen*, 1986
- 22 Einzig in der Frauenbewegung hat der in den 60er Jahren entstandene Anspruch - das Private sei politisch zu diskutieren - überlebt. Vgl. dazu SICHTERMANN, Barbara: *Weiblichkeit - Zur Politik des Privaten*, Berlin 1983
- 23 SICHTERMANN (1983), S. 108
- 24 vgl. KRAU, Ingrid: *Der öffentliche Raum in der Stadt*, in: BAUWELT 36, 1987 S. 1314 ff.
- 25 davon spricht in neuerer Zeit insbesondere SENNETT (1986). a.a.O., zu den Wandlungen im Sinne eines veränderten urbanen Lebens, siehe: HÄUSSERMANN, Hartmut /SIEBEL, Walter: *Neue Urbanität*, Frankfurt am Main 1987
- 26 MITSCHERLICH, Alexander: *Die Unwirtlichkeit unserer Städte*, Frankfurt am Main 1965.

Anmerkungen zu C.:

- 1 vgl. dazu ULBRICH, Rudi: *Die Wohnversorgung im Spiegel der Statistik*. in: *Wohnen zur Miete*, BRECH, Joachim (Hg.), Wiesbaden/Basel 1981. HERLYN/HERLYN: *Wohnverhältnisse in der Bundesrepublik Deutschland*, Frankfurt /New York 1976. sowie GLATZER, Wolfgang: *Ziele, Standards und soziale Indikatoren für die Wohnraumversorgung*, in ZAPF, Wolfgang (Hg.): *Lebensbedingungen in der BRD*, Frankfurt/Main-New York 1978.
- 2 SIEBEL, Walter: *Wandlungen im Wohnverhalten*, in: BRECH, Joachim (Hg.), *Neue Wohnformen in Europa*, Darmstadt 1989, S. 13-41.
- 3 vgl. WISCHERMANN, Clemens: *Familiengerechtes Wohnen - Anspruch und Wirklichkeit in Deutschland vor dem 1. Weltkrieg*, in: TEUTEBERG, H.J. (Hg.), *Homo habitans*, Münster 1985. auch KRUMMACHER, Michael: *Wohnungspolitik und Sozialstaatspostulat*, Dissertation TU Hannover 1978.
- 4 siehe DIN 283, Bl.1, 1.11, in DIN Taschenbuch 110 Bauwesen, 11. Normen über den Wohnungsbau, S.27, 1980, 3. geänderte Aufl.
- 5 vgl. FLADE, Antje 1987, a.a.O. S. 93. ff
- 6 vgl. auch die Untersuchungen GYSI, Susanne /HENZ, Alexander, *Schlußfolgerungen*, in: BASSAND, Michel/ HENZ, Alexander (Hg.): *Wohnen 2000*, Schlußbericht, ETH Forschungsprojekt, Zürich 1988.
- 7 vgl. TERLINDEN, Ulla: *HEIM-lichkeiten - Gewalt gegen Frauen in der Stadt*, in: ARCH+ 1981, 60. S.37-38, sowie GENSCH, Brigitte/ZIMMER, Veronika: *Tatorte - Orte der Gewalt im öffentlichen Raum*. in: ARCH+ 1981, 60, S.39-41.
- 8 vgl. RÖHR, Ulrike: *Das verbaute Leben - Soziale und räumliche Aspekte der Unterdrückung alleinstehender Frauen in der Stadt*, Diplomarbeit, FU Berlin 1979.
- 9 siehe dazu II. Wohnungsbaugesetz - Förderrichtlinien für den öffentlich geförderten Wohnungsbau, i.d. Fassung vom 30.7.1980, § 40.
Die DIN 283, Bl. 1, definiert Wohnung als "die Summe der Räume, welche die Führung eines Haushaltes ermöglichen, darunter stets eine Küche oder ein Raum mit Kochgelegenheit. Zu einer Wohnung gehören außerdem Wasserversorgung, Ausguß und Abort". Unter 'Räumen' werden in dieser Norm insbesondere Wohn- und Schlafräume verstanden.
- 10 Für die Wohnungsbauprogrammatik um die Jahrhundertwende vgl. WISCHERMANN (1985) a.a.O. Insbesondere in den 50er und 60er Jahren sind die Verknüpfungen zwischen Familienpolitik und Wohnungsbaupolitik sehr eng: Würmeling, der Familienminister von 1953, erklärt den familiengerechten Wohnungsbau zum "A und O der Familienpolitik", zit. nach HAENSCH, D: *Repressive Familienpolitik* Reinbek 1969. Auch Bundesminister Lücke z.B. formuliert in den 60er Jahren "Wohnungsbau ist angewandte Familienpolitik", in: Bundesbaublatt 11.jg. 1962, 159.
- 11 Auch in den gesetzlichen Regelungen reagierte man auf solche Leitbilder. Bereits im Grundgesetz von 1949 war der besondere Schutz von Ehe und Familie verankert worden. Auch im II. WoBauG (§2) (27.6.1956) wird im Untertitel "Wohnungs- und Familienheimstättengesetz" bereits die wohnungspolitische Maxime deutlich.
- 12 Drei DIN-Regelungen sind hier maßgebend. DIN 283, DIN 18011 sowie die DIN 18022.

- 13 Insbesondere der öffentlich geförderte Wohnungsbau orientierte sich von den Förderrichtlinien bis hin zur Vergabepolitik definitiv an der "ehelichen" Kernfamilie (II. WoBauG §8, Familie und Angehörige). "Wohnungen für Alleinstehende" werden im II. WoBauG §14 z.B. gesondert definiert und gelten als Sonderwohnformen. Andere Haushaltsformen als die einer ehelichen Kernfamilie, z.B. Wohngemeinschaften und unverheiratete Paare erhielten bis vor kurzem keine Wohnberechtigung im öffentlich geförderten Wohnungsbau.
- 14 siehe hierzu BUNDESMINISTER FÜR RAUMORDNUNG, BAUWESEN UND STÄDTEBAU, *Städtebauliche Auswertungen der 1% Wohnungsstichprobe*, Bd. 1, Ergebnisse, Bonn 1972, S.284 ff.
- 15 ebenda, a.a.O., S.286.
- 16 ebenda, a.a.O., S. 866.
- 17 Dln 283, a.a.O.
- 19 vgl. AHLERT, Elfriede/RUGHÖFT, Sigrid: *Neue Raumprogramme*, in: DBZ 1/1987, S.55 - 60.
- 20 WAHRHAFTIG, Myra (1985), a.a.O. bringt für den öffentlich geförderten Wohnungsbau hierfür Flächenanalysen.
- 21 siehe BBauG, § 3, Kohlhammer Kommentare Bd.4, Stand 1986.
- 22 vgl. GLEICHMANN, Peter,R.: *Wandlungen im Verwalten von Wohnhäusern*, in: NIETHAMMER, Lutz (1979) a.a.O. S. 65-88.
- 23 vgl. BRAKE (1981) a.a.O. S. 151 ff.
- 24 vgl. SIEBEL (1989), a.a.O.
- 25 vgl. FREISITZER, K. u.a.: *Mitbestimmung im Wohnbau*, Wien 1987, sowie insbesondere die Arbeiten des WOHNBUNDES mit verschiedenen Veröffentlichungen: BRECH, Jürgen (Hg.) *Beispiele - Modelle - Experimente, Neue Ansätze im Wohnungsbau und Konzepte zur Wohnraumerhaltung*, Darmstadt 1981, BRECH/SCHWENZER (1984) a.a.O., BRECH, j. (Hg.): *Konzepte zur Wohnraumerhaltung*, Darmstadt 1986.
- 26 vgl. MÜHLICH-KLINGER, Ilona: *Wohnversorgung von Frauen*, in: *Frauen-gerechtes Wohnen - unter besonderer Berücksichtigung der Bedingungen im sozialen Wohnungsbau*, herausgegeben von der Bevollmächtigten der Hessischen Landesregierung für Frauenfragen, Wiesbaden 1987, S. 9-31.
- 27 vgl. SPIEGEL (1987) a.a.O.
- 29 vgl. BASSAND, Michel /HENZ, Alexander (Hg.): *Zur Zukunft des Wohnens, Empfehlungen, Schlussfolgerungen des ETH Forschungsprojektes <Wohnen 2000>*, Zürich 1989.

Anmerkungen zu D.:

- 1 Die steigende Anzahl von Hausgemeinschaften kann sehr gut durch die Vielfalt entsprechender Anzeigen in Stadtzeitungen beobachtet werden.
- 2 vgl. BRECH, Joachim: *Gruppenwohnprojekte in der Bundesrepublik - Wünsche und Wirklichkeiten*, in: BRECH (Hg.) (1989) a.a.O.
- 3 ebenda, a.a.O.
- 4 Diese Schlagworte finden sich in vielen Veröffentlichungen und Beschreibungen konkreter Wohngruppenprojekte. Vgl. dazu u.a. die Beschreibungen bei SCHREIBER, Ulla: *Modelle für humanes Wohnen*, Köln

1982, FROMM, Dorrit: *Collaborative Communities - A new concept of housing with shared services*, San Rafael CA, 1988.

- 5 siehe hierzu den von H. VOESGEN verfaßten Teil dieses Berichtes.
- 6 Diese fünf Tätigkeitsbereiche decken sich im wesentlichen auch mit den Kategorien anderer Untersuchungen zu hauswirtschaftlichen Arbeiten, als eine neuere Veröffentlichung sei hier nur erwähnt: *Lebens- und Arbeitssituation von Frauen in Niedersachsen*, erarbeitet vom Institut Frau und Gesellschaft GmbH, Hannover, Landesbeauftragte für Frauenfragen bei der Niedersächsischen Landesregierung (Hg.), Hannover 1988 (im folgenden nur noch LFNL genannt), sowie: *Einstellungen zu Ehe und Familie im Wandel der Zeit*, Ministerium für Arbeit, Gesundheit, Familie und Sozialordnung Baden-Württemberg (Hg.), Stuttgart, Aalen 1985 (im folgenden nur MAGF genannt)
- 7 vgl. dazu auch LNFL (1988), S. 49 ff., sowie MAGF (1985), S.122 ff.
- 8 VOESGEN (in diesem Bericht) analysiert anhand der Auswahlkriterien für neue MitbewohnerInnen in den Wohnprojekten, wie die nötige Homogenität hergestellt wird.
- 9 Sie dazu ebenfalls VOESGEN, a.a.O.
- 10 siehe dazu MEYER, Norbert (in diesem Bericht)
- 11 Die Einkommen konnten nicht von allen befragten Haushalten erhoben werden. Bei den konkreten Einkommensangaben entstanden zudem Verzerrungen durch das doch sehr unterschiedliche Einkommensniveau zwischen den Befragten in der Schweiz, Österreich und der Bundesrepublik. Durch den hohen Anteil an Lehrerberufen, sowie durch die genauen Informationen zur Stellung im Beruf konnte jedoch in den Fällen, in denen das Einkommen nicht genannt wurde, ein plausibler Schätzwert ermittelt werden.
- 12 Nur 2,6 % aller erwerbstätigen Männer in der Bundesrepublik arbeiten Teilzeit, dagegen sind immerhin 30,8 % aller erwerbstätigen Frauen in reduzierten Arbeitsverhältnissen beschäftigt. Insgesamt sind über 90 % aller Teilzeitbeschäftigten Frauen. vgl. dazu Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes NRW (Hg.): *Arbeitszeit 1987 - Ein Report zu Arbeitszeiten, Arbeitszeitpräferenzen der Beschäftigten in der BRD, 1987*.
- 13 Gedacht ist hier an das Modell einer "geteilten Elternschaft". Eine aktuelle Untersuchung über die Wünsche und Motive der Frauen hierzu, sowie zur Realisierbarkeit dieses Modells liegt vor: BUSCH, Gabriele/ HESS-DIEBÄCKER, Doris/STEIN-HILBERS, Marlene: *Den Männern die Hälfte der Familie, den Frauen mehr Chancen im Beruf*, Weinheim 1988
- 14 Eine wachsende Berufsorientierung bei Frauen wird allgemein festgestellt. Nach MAGF (1987), a.a.O. sind 75 % aller berufstätigen Frauen gerne berufstätig und wollen sich nicht mehr ausschließlich auf die Arbeit im Haushalt konzentrieren. LNFL (1989) spricht von 80 % Frauen, die, unabhängig von familiären Einflußfaktoren, eine eigene Erwerbstätigkeit aufrechterhalten wollen. In beiden Studien bestätigt sich, daß es mehr und mehr immaterielle Gründe ("Spaß", "Selbstverwirklichung" u. a.) sind, die eine hohe Berufsorientierung der Frauen stützen. Nach ENGELBRECH, Gerhard: *Erwerbsverhalten und Berufsverlauf von Frauen*, in: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 20. Jg./1987, Heft 2, S.181 - 196 sind es zunehmend gerade auch verheiratete Frauen, die eine eigene Berufstätigkeit auch deshalb anstreben, um unabhängig vom Partner zu sein. Nach dieser Untersuchung beeinflussen auch zu betreuende Kinder nicht die hohe Berufsorientierung der Frauen.

- 15 vgl. zu den Benachteiligungen von Teilzeitarbeitenden auch das *Positionspapier Teilzeitarbeit. Fakten, Forderungen und Regelungsvorschläge*, Schriftenreihe der IG Metall 114, Hg. vom IGM-Vorstand, Frankfurt am Main, o.J.
- 16 siehe hierzu auch BAHRDT (1965), a.a.O. sowie ALTMANN, I./WERNER, C.M.: *Home and environments. Human behaviour and environment*, Vol. 8, New York 1985.
Vor allem durch die Kritik an den Neubausiedlungen der 60er Jahre, ihren negativen Auswirkungen auf die Bewohnerinnen erfolgten auch neue Diskussionen um den Nachbarschaftsgedanken. HAMM, B.: *Betrifft - Nachbarschaft. Verständigung über Inhalt und Gebrauch eines vieldeutigen Begriffs*, Düsseldorf 1973. GRONEMEYER, R. und BAHR, H.E. (Hg.): *Nachbarschaft im Neubaublock*, Weinheim 1977.
- 17 siehe SAEGERT, S.: *The androgenous city - From critique to practice*. in: *Sociological Focus* 1985, 18, 161 - 176. Auch DORSCH, Petra: *Warum machen Trabantenstädte krank*, in: *Der Bürger im Staat*, 24 Jhg. Heft 2, 1974, S. 120 - 123, auch HAYDEN, Dolores: *Wie könnte eine nicht sexistische Stadt aussehen? Überlegungen zum Wohnen, zur städtischen Umwelt und zur menschlichen Arbeit*. in: *ARCH+* 60/1981, S. 47 - 51.
- 18 vgl. AHLERT (1987), a.a.O.
- 19 KUHNERT, Nikolaus: *Kommunitäre Wohnformen*, in: *ARCH+* 92/1987, S.29.
- 20 DIN 283, a.a.O.
- 21 Eine gute Übersicht über mögliche Rechtsformen bietet: BRINCKMANN, Hans/ ETTINGER, Barbara: *Individuelles Bauen in der Verdichtung. Analyse der rechtlichen und verfahrensmäßigen Restriktionen - Werkstattbericht -*, Gesamthochschule Kassel, Oktober 1980.

Literaturverzeichnis:

- AHLERT, Elfriede / RUGHÖFT, Sigrid, 1987: *Neue Raumprogramme*, in: DBZ 1/1987, S.55-60.
- ALTMANN, I./WERNER, C.H. 1985: *Home and environments. Human behaviour and environments*, Vol. 8, New York.
- ANDRITZKY, Michael / BURKHARDT, L. / HOFFMANN, O. (Hg.), 1981: *Für eine andere Architektur*, 2 Bände, Frankfurt. ANDRITZKY, Michael / SELLE, Gerd (Hg.), 1979: *Lernbereich Wohnen*, Hamburg, 2 Bände.
- ARCH + 99/1989: *Wohnungsnot, aufgewacht !?*
- AUTORINNENKOLLEKTIV 1 der Sektion Frauenforschung, 1981: *Zur ambivalenten Bedeutung der Familie für die Frau*, in: SCHULTE, Werner 1981: *Soziologie in der Gesellschaft*, Bremen.
- BAHRDT, H.P., 1969: *Die moderne Großstadt, soziologische Überlegungen zum Städtebau*, Hamburg.
- BAHRDT, H. P., 1974: *Wohnbedürfnisse und Wohnwünsche*, in: PEHNT, W. (Hg.) *Die Stadt in der Bundesrepublik Deutschland*, Stuttgart 1974.
- BARBEY, Gilles, 1984: *WohnHaft - Essay über die innere Geschichte der Massenwohnung*, Braunschweig/Wiesbaden.
- BASSAND, Michel / HENZ, Alexander (Hg.) 1989: *Zur Zukunft des Wohnens, Empfehlungen, Schlußfolgerungen des ETH Forschungsprojektes <Wohnen 2000>*, Zürich.
- BECK-GERNSHEIM, Elisabeth, 1980: *Das halbierte Leben. Männerwelt- Beruf, Frauenwelt- Familie*, Frankfurt am Main.
- BERNARD/SCHLAFFER, 1980: *Der Mann auf der Straße*, Hamburg.
- BLECHSCHMIDT, Anke / PFISTER, Michael, 1982: *Kommune, Frauenrolle und Utopie*, Freiburg i. Br.
- BOLLEREY, Franziska, 1981: *Vergnügen und Arbeit im Kollektiv, Sozialistische Siedlungsalternativen vom utopischen Sozialismus bis zu den Kommunehäusern der Sowjetunion*, in: BRECH, J. (Hg.) 1981 *Beispiele - Experimente - Modelle. Neue Ansätze im Wohnungsbau und Konzepte zur Wohnraumerhaltung*. Lesebuch zum Werkbund - Kongress 1981 in Saarbrücken, Darmstadt.
- BOVENSCHEN, Silvia, 1977: *Die aktuelle Hexe, die historische Hexe und der Hexenmythos*, in: BECKER u.a.(Hg.) 1977: *Aus der Zeit der Verzweiflung*, Frankfurt am Main.
- BRAKE, Klaus / BRECH, Jürgen u.a. (Hg.) 1981: *Wohnung, Siedlung, Lebensweise - aus Werken und Briefen von Karl Marx und Friedrich Engels*, StadtPlan 5 - Schriften für Planen, Bauen und kommunale Politik, Köln.
- BRECH, Joachim (Hg.) 1981: *Wohnen zur Miete*, Wiesbaden/Basel.

- BRECH, Joachim (Hg.) 1981: *Beispiele - Modelle - Experimente. Neue Ansätze im Wohnungsbau und Konzepte zur Wohnraumerhaltung*, Darmstadt.
- BRECH, Joachim (Hg.). 1989: *Neue Wohnformen in Europa*, Berichte des vierten internationalen Wohnbundkongresses in Hamburg, Darmstadt.
- BRECH, Joachim (1989): *Gruppenwohnprojekte in der Bundesrepublik - Wünsche und Wirklichkeiten*, in: Brech (Hg.) (1989), a.a.O.
- BRECH, J. / SCHWENZER, H. (Hg.) 1984: *Wer senkt die Wohnkosten ?*, Darmstadt.
- BRECKNER, Ingrid / SCHAUBNER, Antje / SCHMALS, Klaus M.: *Soziologie des Wohnens*, Institut für Soziologie München, Konradstraße 6, 6000 München 40.
- BREDE, K. / SIEBEL, W., 1977: *Zur Kritik der Wohnbedürfnisforschung*, in: Leviathan, Heft 1, 1977.
- BRINCKMANN, Hans / ETTINGER, Barbara, 1980: *Individuelles Bauen in der Verdichtung. Analyse der rechtlichen und verfahrensmäßigen Restriktionen - Werkstattbericht*, Gesamthochschule Kassel, Oktober 1980.
- BRUNNER, O, 1968: *Das 'ganze Haus und die alteuropäische 'Ökonomik'*, in: ders. (Hg.) *Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte*, Göttingen.
- BUNDESMINISTER für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau (Hg.), 1972: *Städtebauliche Auswirkungen der 1% Wohnungsstichprobe*, Bd.1, Ergebnisse, Bonn.
- BUSCH, Gabriele / HESS-DIEBÄCKER, Doris/ STEIN-HILBERS, Marlene, 1988: *Den Männern die Hälfte der Familie, den Frauen mehr Chancen im Beruf*, Weinheim.
- DEUTSCHE INDUSTRIE-NORM , DIN 18011, 18022, 283.
- DIRISAMER, Rudolf / FIGLHUBER, Gernot / UHL, Ottokar (Hg.), 1984: *Wohnen - ein Handbuch*, Weinheim.
- DÖRHÖFER, K./ TERLINDEN, U., 1987: *Verbaute Räume*, Köln.
- DORSCH, Petra, 1974: *Warum machen Trabantenstädte krank ?* in: Der Bürger im Staat, 24 Jg., Heft 2, S. 120 - 123.
- ELIAS, Norbert, 1976: *Über den Prozeß der Zivilisation*, Bd. 1+2, Frankfurt am Main.
- ENGELBRECH, Gerhard, 1987: *Erwerbsverhalten und Berufsverlauf von Frauen*, in: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 20.Jg./1987, Heft 2, S.181 - 196.
- ENGELS, Friedrich, 1974: *Zur Wohnungsfrage*, Frankfurt am Main.
- FLADE, Antje, 1987: *Wohnen psychologisch betrachtet*, Berlin/Stuttgart/Toronto.
- FREISITZER, K. u.a. 1987: *Mitbestimmung im Wohnungsbau*, Wien.

- FROMM, Dorrit, 1988: *Collaborative Communities - A new concept of housing with shared services*, San Rafael.
- GENERAL ELEKTRIK PLASTICS 1989: *Die intelligente Küche*, in: ARCH+ 99/1989, S. 80/81.
- GENSCH, Brigitte /ZIMMER, Veronika, 1981: *Orte der Gewalt im öffentlichen Raum*, in: ARCH+ 60/1981, S. 39-41.
- GIEDION, S., 1985: *Befreites Wohnen*, Erstausgabe 1929, Frankfurt am Main.
- GLATZER, W., 1978: *Ziele, Standards und soziale Indikatoren für die Wohnversorgung*, in: ZAPF, W., 1978 (Hg.) *Lebensbedingungen in der BRD*, Frankfurt am Main.
- GLATZER, W., 1980: *Wohnversorgung im Wohlfahrtsstaat*, Frankfurt am Main/New York.
- GLEICHMANN, Peter, 1979: *Wandlungen im Verwalten von Wohnhäusern*, in: NIETHAMMER, Lutz (Hg.) 1979 *Wohnen im Wandel*, Wuppertal, S. 65 ff.
- GLEICHMANN, Peter, 1982: *Macht und Zivilisation*, in: Ders. u.a. (Hg.) *Materialien zu Norbert Elias Zivilisationstheorie*, Bd.1, ?
- GREIWE, Ulla / WIRTZ, Birgit 1988: *Frauenleben in der Stadt - durch Planung behinderter Alltag*, Dortmund.
- GRONEMEYER, R. /BAHR, H.E. (Hg.), 1977: *Nachbarschaft im Neubaublock*, Weinheim.
- HABERMAS, Jürgen, 1962: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*, Darmstadt/Wien.
- HACKELSBERGER, Ch., 1983: *Plädoyer für eine Befreiung des Wohnens aus den Zwängen sinnloser Perfektion*, Bauwelt Fundamente Bd. 60, Braunschweig, Wiesbaden.
- HAENSCH, D., 1969: *Repressive Familienpolitik*, Reinbek.
- HÄUSSERMANN, Hartmut /PETROWSKY, Werner /SIEBEL, Walter, 1989: *Dienstleistungen - Freizeit - Stadtentwicklung*, Forschungsbericht, Universität Bremen/Universität Oldenburg.
- HAMM, B, 1973: *Betrifft - Nachbarschaft. Verständigung über Inhalt und Gebrauch eines vieldeutigen Begriffs*, Düsseldorf.
- HAUSEN, Karin, 1976: *Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere. Eine Spiegelung der Dissoziation zwischen Erwerbsleben und Familienleben*, in: CONZE (Hg.) *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Neue Forschungen, Stuttgart.
- HAUSER, Kornelia, 1987: *Strukturwandel des Privaten ? Das "Geheimnis des Weibes" als Vergesellschaftungsrätsel*, Berlin W./Hamburg.
- HAYDEN, Dolores, 1981: *Wie könnte eine nicht sexistische Stadt aussehen ?*, in: ARCH + 60/1981, S.47 - 51.

- HAYDEN, Dolores, 1983: *The Grand Domestic Revolution - A History of Feminist DESIGN for American Homes, Neighborhoods and Cities*, Cambridge.
- HENNINGSSEN, Sylke, 1987: *Ledige Mutter sucht Wohnung*, in: DÖRHÖFER, Kerstin u.a. (Hg.) *Verbaute Räume*, Köln.
- HERLYN, U. / HERLYN, I., 1976: *Wohnverhältnisse in der BRD*, Frankfurt am Main/ New York.
- IG-Metall Vorstand (Hg.) o.J.: *Positionspapier Teilzeitarbeit. Fakten, Forderungen und Regelungsvorschläge*. Schriftenreihe der IG-Metall 114, Frankfurt am Main.
- JESSEN, Johann u.a. 1987: *Arbeit nach der Arbeit - Schattenwirtschaft, Wertewandel und Industriearbeit*, Opladen.
- KENNEDY, Margit, 1979: *Zur Wiederentdeckung weiblicher Prinzipien in der Architektur*, in: BAUWELT 70, S. 1279 - 1284.
- KITTLER, Gertraude, 1980: *Hausarbeit*, München.
- KLEINES WEIBERLEXIKON, 1985, Dortmund.
- KONTOS, Silvia / WALSER, Karin, 1979: *...weil nur zählt, was Geld einbringt*. Gelnhausen/Berlin.
- KORCZAK, Dieter, 1985: *Anders Wohnen. Versuch einer Bilanz nach zwanzig Jahren Wohngemeinschaft in der Bundesrepublik*, in: KABISCH, Wolfgang: *...und hinter der Fassade*, Köln 1985, S.217 - 227.
- KRAU, Ingrid, 1987: *Der öffentliche Raum der Stadt*, in: BAUWELT 36/1987.
- KRELL, Gertraude, 1984: *Das Bild der Frau in der Arbeitswissenschaft*, Frankfurt am Main.
- KRIVOHÁLEK, Vera, 1986: *Der Anteil der Frauen an der Wohnkultur*, Köln.
- KROEMER, 1981: *Frauen im Handwerk der mittelalterlichen Städte*, in: Journal für Geschichte 3, 1981, S.14-18.
- KRUMMACHER, Michael, 1978: *Wohnungspolitik und Sozialstaatspostulat*, Hannover.
- KUCZYNSKI, Jürgen, 1983: *Geschichte des Alltags des deutschen Volkes*, Bd.1 - Bd. 5, Köln.
- KUHNERT, Nikolaus, 1987: *Kommunitäre Wohnformen*, in: ARCH + 92/1987, S.29
- LANDESBEAUFTRAGTE für Frauenfragen bei der Niedersächsischen Landesregierung (Hg.) 1988: *Lebens- und Arbeitssituation von Frauen in Niedersachsen*, Hannover.
- LANGE, Renate / SCHNEIDER, U., 1983: *Der ältere öffentlich geförderte Mietwohnungsbau - Entwicklung und Perspektiven als preiswerter Wohnraum*, Diplomarbeit Universität Oldenburg.

- LUNDHAL, Gunilla, 1984: *Die Frauenfrage verändert die Kollektivwohnhäuser*, in: BRECH, J./SCHWENZER, H. (Hg.) 1984: *Wer senkt die Wohnkosten ?*, Darmstadt.
- MENDINI, Alessandro, 1984: *Wohnzynismus*, in: FREIBEUTER 22/1984, S.88-90.
- MINISTERIUM für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.), 1987: *Arbeitszeit 1987 - Ein Report zu Arbeitszeiten, Arbeitszeitpräferenzen der Beschäftigten in der BRD*, Bonn.
- MINISTERIUM für Arbeit, Gesundheit, Familie und Sozialordnung Baden-Württemberg (Hg.), 1985: *Einstellungen zu Ehe und Familie im Wandel der Zeit*, Stuttgart/ Aalen.
- MITSCHERLICH, Alexander, 1965: *Die Unwirtlichkeit unserer Städte*, Frankfurt am Main.
- MÜHLICH-KIINGER, Ilona, 1987: *Wohnversorgung von Frauen*, in: *Frauengerechtes Wohnen - unter besonderer Berücksichtigung der Bedingungen im sozialen Wohnungsbau*, herausgegeben von der Bevollmächtigten der Hessischen Landesregierung für Frauenfragen, Wiesbaden.
- NAUMANN, Jenny, 1987: *Erwerbsarbeit und Stadtstruktur*, in: DÖRHÖFER, Kerstin u.a. (Hg.) *Verbaute Räume*, Köln.
- NIETHAMMER, Lutz (Hg.), 1979: *Wohnen im Wandel*, Wuppertal.
- NOVY, Klaus, 1989: *Neue Haushaltsformen, neue Lebensstile und die Suche nach neuen sozialen Bauherren*, in: BRECH, J. (Hg.) 1989: *Neue Wohnformen in Europa*, Darmstadt.
- NOVY-FÜSSER, Bea, 1981: *Einküchenhäuser - Ein Weg zu neuen Wohnmodellen ?*, in: ARCH + 60(1981, S.52/53.
- OSTNER, Ilona, 1981: *Frauen und Öffentlichkeit*, in: ARCH+, 60, 1981, S.22f.
- OSTNER, Ilona / PIEPER, Barbara, 1980: *Problemstruktur Familie - oder: Über die Schwierigkeit in und mit Familie zu leben*, in: Dies. (Hg.): *Arbeitsbereich Familie. Umriss einer Theorie der Privatheit*. Frankfurt am Main/ New York.
- OSTNER, Ilona / WILMS, Angelika, 1982: *Strukturelle Veränderungen der Frauenarbeit in Haushalt und Beruf*, in: MATTHES (Hg.) *Krise der Arbeitsgesellschaft*, Ergebnisse des 21. Deutschen SoziologInnenkongresses, Bamberg.
- PERROT, Michele, 1987: *Die neue Geschichte des Privaten*, in: BAUWELT 36/1987.
- PETZINGER, R. / RIEGE, M., 1981: *Die neue Wohnungsnot*, Hamburg.
- PIEPER, Barbara, 1983: *Subjektorientierung als Forschungsverfahren - vorgestellt am Beispiel häuslicher Arbeit*, in: BOLTE, K.M./TREUTNER, E. (Hg.) 1983: *Subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie*, Frankfurt am Main/New York.

- PISAN, Christine de, 1986: *Das Buch von der Stadt der Frauen*, herausgegeben von ZIMMERMANN, Margarete, Berlin.
- RENTMEISTER, Cillie, 1985: *Männerwelten - Frauenwelten, Alltag und Biographie von Mädchen*, Bd. 8, Opladen.
- RÖHR, Ulrike, 1979: *Das verbaute Leben - Soziale und räumliche Aspekte der Unterdrückung alleinstehender Frauen in der Stadt*, Dipl.Arbeit, FU Berlin.
- ROSCHER, Volker (Hg.), 1983: *Wohnen - Beiträge zur Planung, Politik und Ökonomie eines alltäglichen Lebensbereiches*, Hamburg.
- ROSENBAUM, Heidi, 1982: *Formen der Familie*, Frankfurt am Main. lin/W.
- RYBCZYNSKI, Witold, 1987: *Wohnen - über den Verlust der Behaglichkeit*, München.
- SAEGERT, S., 1985: *The androgenous city - From critique to practice*, in: Sociological Focus 1985, 18, S. 161 - 176.
- SCHENK, Herrad, 1980: *Die feministische Herausforderung - 150 Jahre Frauenbewegung in Deutschland*, München.
- SCHREIBER, Ulla, 1982: *Modelle für humanes Wohnen*, Köln.
- SENNETT, Richard, 1983: *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*, Frankfurt am Main.
- SIEBEL, Walter / HÄUSSERMANN, Hartmut, 1987: *Neue Urbanität*, Frankfurt am Main.
- SIEBEL, Walter, 1989: *Wandlungen im Wohnverhalten*, in: BRECH, Joachim (Hg.) 1989: *Neue Wohnformen in Europa*, Darmstadt.
- SICHTERMANN, Barbara, 1983: *Weiblichkeit - Zur Politik des Privaten*, Berlin.
- SPENGELIN / NAGEL / LUZ (Hg.), 1985: *Wohnen in den Städten - Bauen in der Landschaft*, Katalog zur Ausstellung in Berlin.
- SPIEGEL, Erika, 1985: *Neue Haushaltstypen*, Forschungsbericht Hamburg.
- SPITTHÖVER, Maria, 1989: *Frauen in städtischen Freiräumen*, Köln.
- STADT, 1982, Neue Heimat Monatshefte für Wohnungs- und Städtebau 2/1982, Leitthema: *Wohnen mit mehr Gemeinsamkeit*.
- TERLINDEN, Ulla, 1981: *HEIM-lichkeiten - Gewalt gegen Frauen in der Stadt*, in: ARCH+ 60/1981, S.37-38.
- TERLINDEN, Ulla, 1987: *Zur Geschichte von Hausarbeit und Wohnen*, in: DÖRHÖFER, K. / TERLINDEN, U., 1987: *Verbaute Räume*, Köln, S. 82 ff.
- TEUTEBERG, H.J. (Hg.), 1985: *Homo habitans*, Münster.
- UHLIG, Günter, 1979: *Zur Geschichte des Einküchenhauses*, in: NIETHAMMER, Lutz (Hg.) 1979: *Wohnen im Wandel*, Wuppertal.

- UHLIG, Günter, 1981: *Kollektivmodell "Einküchenhaus" - Wohnreform und Architekturdebatte zwischen Frauenbewegung und Funktionalismus 1900 - 1933*, Giessen.
- ULBRICH, Rudi, 1981: *Die Wohnversorgung im Spiegel der Statistik*, in: BRECH, J. (Hg.) 1981: *Wohnen zur Miete*, Wiesbaden/Basel.
- VOESGEN, Hermann, 1987: *Bedürfnis und Widerspruch*, Frankfurt a. Main/New York/Paris.
- WAHRHAFTIG, Myra, 1985: *Emanzipationshindernis Wohnung*, Köln.
- WISCHERMANN, Clemens, 1985: *Familiengerechtes Wohnen - Anspruch und Wirklichkeit in Deutschland vor dem 1. Weltkrieg*, in: TEUTE BERG, H.J. (Hg.) 1985: *Homo habitans*, Münster.
- WOLFF, Christa, 1979: *Kein Ort. Nirgends*. Darmstadt.
- WOLF-GRAAF, Anke, 1981: *Frauenarbeit im Abseits. Frauenbewegung und weibliches Arbeitsvermögen*, München.
- WOOLF, Virginia, 1982: *Ein Zimmer für sich allein*, Berlin.
- ZINN, Hermann, 1979: *Entstehung und Wandel bürgerlicher Wohngewohnheiten und Wohnstrukturen*, in: NIETHAMMER, Lutz (Hg.) 1979 *Wohnen im Wandel*, Wuppertal.

Abschnitt III

**Hermann
Voesgen**

**Stunden der
Nähe —**

**Tage der
Distanz**

**Selbstgewählte
Nachbarschaft**

Stunden der Nähe – Tage der Distanz

	Seite
Einleitung	231
I. Selbstgewählte Nachbarschaft	240
1. Mechanismen der Gruppenbildung	245
1.1 Die Szene	246
1.2 Auswahlverfahren	251
2. Die gleiche Wellenlänge	254
2.1 Sozialstruktur	254
2.2 Ähnliche Normen und Haltungen	263
3. Sympathie – Freundschaft	280
3.1 Das Gefühl muß stimmen	280
3.2 Freundschaft	285
4. So bunt wie wir	287
II. Distanz und Nähe	290
1. Die räumliche Abgrenzung	294
1.1 Die Wohnung	294
1.2 Die privaten Freiflächen	300
1.3 Gemeinschaftsbereiche	303
1.4 Abgrenzung gegenüber der Öffentlichkeit	307
1.5 Das Abgrenzungsdreieck	307
2. Die soziale Abgrenzung	308
2.1 Zugangsregeln	309
2.2 Schamswellen und Sexualität	313
2.3 Außenbeziehungen	319
2.4 Individuelle Kontakte	325
2.5 Elternschaft und Identität	330

3.	Rechtliche Abgrenzung	335
3.1	Eigentumsverhältnisse	336
3.2	Einschränkungen der Verfügungsrechte	338
3.3	Gemeinschaftseigentum	342
4.	Funktionale Abgrenzung	347
4.1	Grenzen der Entlastung	349
4.2	Nothilfe	354
4.3	Die kleinen Vorteile	355
4.4	Die Gemeinschaft als Angebot	356
5.	Stunden der Nähe - Tage der Distanz	364
5.1	Grenzen der Nähe	364
5.2	Grenzüberschreitungen - Gemeinschaft als Fest	370
5.3	Zusammenfassung	373
III.	Ankerplatz oder Heimathafen	376
1.	Der Blick zurück	377
1.1	Wir haben viel ausprobiert	377
1.2	Wir haben dann gleich geheiratet	379
2.	Das Hier und Jetzt	380
2.1	Ich wollte nie ein Haus kaufen	380
2.2	Aus der Sicht meiner Kinder	382
2.3	Ein wenige zur Ruhe kommen - ein bißchen was ausprobieren	384
3.	Blick nach vorne	386
3.1	Vielleicht, wenn die Kinder größere sind	386
3.2	Sich offenhalten	388
3.3	Altenkommune	389
3.4	"Bis daß der Tod euch scheide"	391
4.	Fazit	394
IV.	Zwischen Heimat und Maschine	396

EINLEITUNG

Die Familie hat weiterhin einen hohen Stellenwert im Leben der meisten Menschen. Nach einer aktuellen Allensbachumfrage sind zwei Drittel der Bevölkerung überzeugt, daß die Familie die Voraussetzung für ein glückliches Leben ist (NWZ, 31.8.89). Dieses Ergebnis wird von früheren Untersuchungen bestätigt (Schmidtchen 1984). Auch bei Jugendlichen bleibt der Wunsch, eine Familie zu gründen, ein zentrales Lebensziel (Shell-Jugendstudie 1982). Wohngemeinschaften oder alleine wohnen sind in vielen Fällen Durchgangsstationen, an deren Ende der Familienhaushalt steht. Die Familie bleibt der wesentliche Fixpunkt im Leben der meisten Erwachsenen (s. zusammenfassend Nave-Herz 1988, 17 ff.).

Hinter der Fassade ungebrochener Familienorientierung sind jedoch einige tragende Wände baufällig geworden. Um die Bruchstellen besser erkennen zu können, zunächst noch einmal die Charakteristika der modernen bürgerlichen Familie.

Modern ist die Kernfamilie, weil sie ein Produkt und eine notwendige Bedingung der Industriegesellschaft ist.

"Das Bild der bürgerlichen Industriegesellschaft basiert auf einer unvollständigen, genauer: halbierten Vermarktung menschlichen Arbeitsvermögens." (U. Beck 1986, 174)

Die andere Hälfte ist der Familienhaushalt und er basiert, wie Beck sagt, auf "ständischen Grundlagen". Ständisch, weil die Arbeitsteilung qua Geburt und Geschlecht festgelegt ist: Die Frau ist für die Hausarbeit und der Mann für die Erwerbsarbeit zuständig. Die häusliche Arbeit unterliegt darüberhinaus nicht den

Marktmechanismen, sie wird unentgeltlich erbracht, der Lohn ist die Liebe und das Wohlergehen von Ehemann sowie Kindern.

Die Familie ist die notwendige Ergänzung zur zweckrational organisierten Welt der Produktion und des Marktes. Gegen die kalte Welt der Konkurrenz, in der jeder zum Zweck des anderen wird, errichtet die Hausfrau ein warmes Nest aus Emotion, Aufopferung und Geborgenheit. Zusätzlich hält die Frau dem Mann "den Rücken frei", damit er den Mobilitätsanforderungen des Berufslebens entsprechen kann. Gleich einem Schneckenhaus kann sie ihr Heim überall dorthin tragen, wo der Familienvater "seinen Mann stehen muß". Im Gegensatz zum vorindustriellen Haushalt ist der Haushalt der Kernfamilie eine von Verwandtschaft und Nachbarschaft weitgehend selbständige Einheit. Unabhängig von ökonomischen, sozialen wie örtlichen Bindungen, kann die Hausfrau die notwendigen Hausarbeiten erbringen und Geborgenheit sowie Intimität schaffen.

Ehe und Familie sind die legitimen Institutionen der Reproduktion - vom "Kinderkriegen" bis zur Streicheleinheit für den vielgeplagten Berufsmann. In Ehe und Familie gleiten junge Erwachsene selbstverständlich hinein, es sind tragende gesellschaftliche Normen. Eine Familie zu gründen ist eine moralische Verpflichtung und für die Frau ist die Ehe notwendig zur ökonomischen Absicherung.

Wie wichtig die Festschreibung der Frau auf die Rolle der Hausfrau für das Funktionieren der Industriegesellschaft ist, zeigen die Versuche diese Arbeitsteilung zu anthropologisieren. Bis in die 50er Jahre (und in vielen Männerköpfen noch heute) wird die Natur der Frau

gleichgesetzt mit ihrer Funktion als Hüterin des häuslichen Glücks (Z.B. Lowinski 1955).

Gegenüber diesem schönen Bild ist der soziale Wandel offensichtlich: das Modell des ständischen Familienhaushaltes kann man heute nicht mehr ernsthaft vertreten. Nur noch gesellschaftliche Randgruppen halten an der "natürlichen" geschlechtlichen Arbeitsteilung fest. Das neue Leitwort heißt Partnerschaft. Doch mit der neuen Sprachregelung hat sich noch nicht das Verhalten der Akteure geändert. Zahlreiche Umfragen zeigen, daß die Hausarbeit immer noch überwiegend von den Frauen erbracht wird und nur wenige Männer bereit sind, sich daran substantiell zu beteiligen (Metz-Göckel/Müller 85, ausführlich dazu U. Schneider in diesem Bericht). Hinter diesen widersprüchlichen Signalen verbirgt sich ein grundlegender gesellschaftlicher Wandel, der das alte Familienmodell in Frage stellt. Die Veränderungen lassen sich auf drei Ebenen zusammenfassen (s. auch Beck 86, 176 ff).

Hausarbeit - Berufsarbeit

Immer noch werden ganze Berufszweige von Männern dominiert und angesichts gleichbleibend hoher Arbeitslosigkeit wird versucht, junge Frauen in die Hausfrauenrolle abzudrängen. Der Frauenanteil an der berufstätigen Bevölkerung (etwa 50 %) steigt auch nur langsam. Trotzdem gibt es einen langfristig wirksamen Wandel. Frauen haben inzwischen den gleichen Bildungsstand erreicht und fast alle Frauen machen eine Berufsausbildung. Stark angestiegen ist der Anteil der berufstätigen Mütter: 1950 war jede vierte Mutter mit Kindern unter 15 Jahren berufstätig, 1980 bereits jede dritte. Besonders deutlich erhöhte sich dieser Anteil seit

Mitte der 70er Jahre: 1982 42,6% der Mütter (Sommerkorn 88,117).

Ungleichheiten zwischen Mann und Frau wird es im beruflichen Bereich noch lange geben und Mütter sind davon besonders betroffen, geändert haben sich jedoch die Norm und das Ziel. In den 50er Jahr galten berufstätige Mütter noch als ein notwendiges Übel, das nur zu akzeptieren sei, wenn die Frau "ihre Berufstätigkeit als Leistung und Pflicht gegenüber der Familie versteht, (nur dann) vermag die verheiratete Frau... ihre außerfamiliäre Berufsarbeit zu bejahen" (Schelsky, zit. nach Sommerkorn 88, 121). Inzwischen ist die Berufstätigkeit von Müttern "zu einer weithin akzeptierten kulturellen Selbstverständlichkeit geworden - und zwar nicht nur im Bewußtsein der betroffenen Frauen und Mütter aller Sozialschichten, sondern inzwischen auch verbreitet in öffentlichen und privatwirtschaftlichen Institutionen (Sommerkorn 88, 139).

Die Aufteilung der Hausarbeit hält mit dieser Entwicklung nicht Schritt, wie die oben angeführten Ergebnisse zeigen. Doch auch hier stehen die Zeichen auf Veränderung. Inzwischen werden die Männer sogar von der Bundesregierung aufgefordert ihren Frauen zu helfen, sich partnerschaftlich zu verhalten. Die Paare geraten in die Defensive. Es wird lange dauern, doch "der tägliche Kampf", wie eine unserer Gesprächspartnerinnen es ausdrückt, ist eröffnet.

Familie - Individuum

Mit der Berufstätigkeit erweitert sich auch der Horizont der Frauen, sie leben nicht mehr nur in und für die Familie. Berufsarbeit ist für viele Mütter heute ein selbstverständlicher Teil ihrer Identität. Heute

legitimiert sich weibliche Berufsarbeit aus dem Anspruch nach individueller Entfaltung. Die Mütter arbeiten zunehmend nicht mehr um "ein bißchen zuzuverdienen", sondern weil sie arbeiten wollen. Das gilt auch für Fabrikarbeiterinnen, deren Arbeitsbedingungen kaum Entfaltungsspielräume zulassen (Becker-Schmidt et al. 1981 - 1984). Es dreht sich nicht mehr alles um die Familie. "Von Familie im alten, traditionellen Sinn mit dem Verpflichtungscharakter einer Institution ist daher immer weniger zu sehen." (Schulz 1983, 418). Die Individuen ordnen sich zunehmend weniger der Institution Familie unter, fragen vielmehr, was die Familie ihnen geben kann. Die Berufsarbeit ist ein Katalysator für eine größere Beteiligung am außerfamilialen Leben. Nave-Herz et. al (1984) stellen in einer Untersuchung über familiäre Veränderungen seit 1950 fest, daß Ehe und Familie deutlich weniger Bedürfnisse nach Kontakten und Aktivitäten befriedigen als früher. Die Frauen pflegen heute einen größeren Freundes- und Bekanntenkreis, auch wenn sie kleine Kinder haben. Die "bei Frauen skizzierte gestiegene Tendenz in der individuellen Umweltpartizipation zeichnet sich auch noch nach der Geburt des ersten Kindes ab" (ebenda, 150/51). Auch wenn Frauen aus dem Beruf ausscheiden, weil sie sich um die Kinder kümmern, führt das nicht mehr zu einer verstärkten Häuslichkeit, wie noch um 1950. Die Frauen entfernen sich von "ihrem" Standardschicksal (Beck 1986): kurze Jugend, frühe Heirat, Kinder, Nestpflege, Omadasein. Sie treten vielmehr als Individuum auf, mit unterschiedlichen Ansprüchen.

Wahlmöglichkeiten - Wahlzwänge

"Education for Choice", so umreißt die amerikanische Familienforscherin Eleanor D. Macklin die neue Aufgabe von Familienberatern. Die Menschen können und müssen sich heute zwischen einer wachsenden Zahl möglicher Lebensstile entscheiden. Die Berater sollen ihren Klienten helfen "to make wise lifestyle choices" (1981, 567).

Die jungen Erwachsenen lassen sich immer mehr Zeit zu entscheiden, wie sie leben wollen. Die Leute heiraten später und treten später in die Elternrolle ein. 1972 waren von den 25 bis 29jährigen Männern 69% verheiratet, von den Frauen 88%. Dieser Anteil lag 1985 nur noch bei 47% bzw. 68%. Bei den 20 bis 30jährigen Frauen lag das Alter der höchsten Geburtenhäufigkeit 1970 bei 23 Jahren, 1976 bereits bei 26 Jahren (Höhne/Schwarz 1985). Flankiert wird diese Entwicklung von langen Ausbildungszeiten, Grundlage der sogenannten Postadoleszenz.

Immer mehr Menschen haben zwischen zwanzig und dreißig einige Jahre Zeit, Lebensformen auszuprobieren, die neuen Haushalstypen zeugen davon.

Auch am anderen Ende des Lebens wächst der Entscheidungsbedarf. Steigende Lebenserwartung und die wachsende Zahl der Ein-Kind-Familien verkürzen die Familienphase der Eltern. Ihnen bleibt noch eine lange Phase eines nachelterlichen Lebens, etwa 1/4 des Gesamtlebens (Nave-Herz 1988). Die "jungen Alten" müssen sich neu orientieren.

Wahlmöglichkeiten und -zwänge gefährden die Familien auch in ihren "besten Jahren". Inzwischen wird in Großstädten nahezu jede zweite Ehe geschieden. Wie lange und unter welchen Bedingungen man die Familienkon-

stellation aufrechterhält ist ein Alltagsthema geworden. Aber auch wie man die Ehe führt und in wie weit man sich auf die Kinder einläßt, sind offene Fragen, für die es keine allgemeinen Rezepte mehr gibt.

Die Ehe unterliegt einem Bedeutungswandel. Mit der wachsenden ökonomischen Selbständigkeit der Frauen verliert sie ihre Bedeutung als ökonomische Gemeinschaft. Sie ist aber auch nicht mehr der exklusive Rahmen für Liebe und Sexualität. Millionen Paare leben heute ohne Trauschein zusammen. Die Heiratszahlen sinken seit Jahren, ebenfalls die Zahl der Wiederheiratungen. Bei den Ehen läßt sich, so Nave-Herz, eine funktionale Spezialisierung feststellen: man heiratet, wenn ein Kind unterwegs ist oder gewollt wird. Davor und danach sind andere Lebensformen denkbar, Ehe und Familie sind nicht mehr der weite Mantel, der das ganze Leben umspannt.

FOLGEN

Traditionelle Familie mit mehr oder weniger glücklichen Hausfrauen wird es auch weiterhin geben, 1984 waren 48,3% aller Frauen zwischen 25 und 65 Jahren nicht erwerbstätig oder erwerbslos gemeldet (Beck 1986, 196). Bisher ist auch nicht abzusehen, daß der Hausmann zu einem Leitbild für viele Männer wird (Strümpel et.al. 1988). Angereichert mit ein wenig partnerschaftlichem Verhalten, technischen Hilfen, Fertiggut und Kinderkrippen wird die Kernfamilie in der abgeschlossenen Wohnung weiter "klarkommen"

Ohne Kinder zu leben ist eine Reaktion auf die zunehmende Schwierigkeit, Familie und Beruf unter einen Hut zu bekommen. Die kinderlosen Haushalte haben in letzter Zeit außerordentlich zugenommen.

Seit geraumer Zeit werden aber auch neue Wege familialen Wohnens erprobt - Haushalte mit Kindern tun sich zusammen. Dabei gibt es zwei Modelle, die sich äußerlich stark unterscheiden: Wohngruppen und Hausgemeinschaften.

Wohngruppen werden hier Gemeinschaften von vier bis 12, in seltenen Fällen bis zu fünfzig Haushalten genannt, die zusammen eine Häusergruppe bauen. Diese Gruppen sind insbesondere Anfang der 70er Jahre entstanden.

Hausgemeinschaften sind einige Jahre später hervorgetreten. Sie sind baulich-räumlich wie auch sozial wesentlich einfacher und pragmatischer angelegt. Zwei bis drei Haushalte mieten oder kaufen ein Haus, um dort gemeinsam zu wohnen.

Die beiden Typen unterscheiden sich in Bezug auf die Initiatoren. Die Wohngruppen sind sehr oft von Architekten und anderen Baufachleuten ins Leben gerufen oder stark gefördert worden. Auslöser war professionelles Unbehagen an der vorherrschenden Bauproduktion, die realisierten Projekte sollen sichtbare Modelle für anderes Bauen sein. In Österreich und der Schweiz bauen einige Architekten und Bauunternehmen inzwischen Wohngruppenkonzepte in Marketingstrategien ein (z.B. Österreichische WOHNDOORF-Gemeinschaft, 1977).

Die Hausgemeinschaften sind dagegen auf leisen Sohlen in die Wohnlandschaft gekommen. Es soll kein vorzeigbares Modell entworfen werden, niemand will sich dabei beruflich profilieren. Einige Leute wollen schlicht ihre Wohnsituation unter möglichst geringem Aufwand verbessern. Über Wohngruppen wird in Zeitschriften, Büchern im Fernsehen und auf Tagungen berichtet, über Hausgemeinschaften erfährt man nichts.

Trotz dieser Unterschiede werden in beiden Wohnformen die gleichen Grundziele verfolgt: Die Grenzen der Familienwohnung sollen geöffnet und Entlastungsmöglichkeiten gefunden werden.

Wohngruppen und Hausgemeinschaften sind die Experimentierfelder in denen neue Formen familialen Wohnens erprobt werden. Was kommt dabei heraus? Inwieweit öffnen sich die Haushalte und was wird gemeinsam organisiert? Welche der beiden Wohnformen bieten den angemesseneren Rahmen für das neue Familienwohnen?

Die folgenden drei Teile sind chronologisch geordnet. Zunächst geht es um die Entstehung der Gruppen. Wie finden die Bewohner zusammen, nach welchen Kriterien wählen sie sich aus? Das Ergebnis ist bereits in der Überschrift zusammengefaßt: selbstgewählte Nachbarschaft.

Distanz und Nähe heißt der folgende und zentrale Teil. Was ändert sich in der Wohnpraxis gemessen an der überkommenen Wohnform der abgeschlossenen Familienwohnung? Dann geht es um die Frage der Dauer. Sind die Wohnzusammenhänge nur Ankerplätze in einem durch viele Wohn- und Gesellungsformen geprägten Leben, oder sind es Heimathäfen, ruhende Pole im geschäftigen Leben?

Im letzten Teil ziehe ich Bilanz, zwischen Heimat und Maschine suchen die Bewohner nach Kompromissen in offenen Wohnformen.

I. SELBSTGEWÄHLTE NACHBARSCHAFT

Wer in eine Wohngruppe oder eine Hausgemeinschaft zieht, will mit anderen zusammenwohnen. Die Bewohner grenzen ihre Wohnform gegenüber dem Wohnen in Blocks und Einfamilienhäusern ab. Dort bekommt man von den Nachbarn kaum etwas mit.

"So nur für sich wohnen, man kennt sich nicht, grüßt sich man grad, nee will ich nicht."

Sie wollen Kontakte zu den Nachbarn und die finden sie in den Projekten.

"Der Hauptvorteil ist, daß ich hier nicht isoliert lebe."

Die Wohnprojekte sind ein Gegenmodell zu den modernen Nachbarschaftsbeziehungen, wie sie beispielsweise im "Wörterbuch der Soziologie" (Frankfurt 1975, 568) definiert werden:

"Es bleibt dem Einzelnen mehr oder weniger überlassen, wen er als Nachbarn anerkennen und wie weit er zu ihm in Beziehung treten will."

In zahlreichen Gemeindestudien der 50-er und 60-er Jahre wird übereinstimmend "die Geringfügigkeit und Unverbindlichkeit nachbarschaftlichen Verhaltens in den Städten" (OSWALD 1969, 570). festgestellt. Für den Städter sind, nach Hans Oswald, drei Verhaltensweisen kennzeichnend:

- Zeremonielles Verhalten, dazu gehören vor allem Grußkontakte und gelegentliche Höflichkeitsgespräche. Jeder kann sich diesem Verhalten entziehen, es ist unverbindlich.
- Solidaritätshandeln, dazu gehört das Ausleihen von Gebrauchsgegenständen, gelegentliches Kinderhüten,

Hilfe beim Einkauf und bei Krankheit. Solidaritäts-handeln ist nicht mit allen Nachbarn üblich, man macht es mit einigen, ausgewählten Leuten. Auch hier wird auf Distanz geachtet, ausgeliehene Sachen werden zurückgegeben, Hilfe wird nur in Ausnahmefällen erbeten.

- Bekanntschaftsverhalten, durch räumliche Nähe können auch intensive Kontakte entstehen. Sie sind aber frei gewählt, Nachbarschaft zwingt nicht zu anspruchsvollen Kontakten.

Das Verhalten des Nachbarn ist "in sein eigenes Belieben gestellt" und "es gibt außer dem Distanzverhalten keine allgemein akzeptierte Norm nachbarschaftlichen Verhaltens" (ebda).

Den Bewohnern der Wohnprojekte ist das zu wenig.
Sie suchen

"nach einer Geborgenheit innerhalb einer Gemeinschaft, die nicht mehr nur die eigene Familie ist." (Engel, 1981)

An diese Gemeinschaft haben sie auch ganz praktische Erwartungen:

"In überschaubaren Wohnbauten können und sollten Bewohnervereine entstehen, die gemeinsame Aufgaben bewältigen können." (ebda)

Um diese Ansprüche erfüllen zu können, muß die Umgebung der Wohnung in die Beurteilung miteinbezogen werden.

"Das Wohnen ganzheitlich betrachtet, endet nicht vor der eigenen Wohnungstür. Nicht nur die eigenen vier Wände, auch das Wohnumfeld und die damit verbundenen Nachbarschaftsbeziehungen bestimmen die Wohnqualität wesentlich mit." (Verein Wohnen mit Kindern 1981)

Mit diesem Anliegen stehen die Bewohner der Projekte nicht allein. Nachbarschaftsbeziehungen sind seit Mitte der 60-er Jahre ein Thema von Bürgerinitiativen, Stadt- und Sozialplanern. Dazu drei aktuellen Stichworte:

- Bereits H.P. Bahrdt wendete sich 1961 in seinem Buch "Die moderne Großstadt" gegen die Herrschaft des Verkehrs über die Straße forderte Straßen wieder als Begegnungsräume zu organisieren. Inzwischen gibt es eine Vielzahl von Planungskonzepten für halböffentliche Räume. Den Rahmen bildet die Verkehrsberuhigung, wodurch die Aufenthaltsqualität und damit auch die nachbarschaftlichen Beziehungen gefördert werden sollen.
- Auch in der Sozial- und Kulturplanung wird das Quartier als Planungseinheit wiederentdeckt. In zahlreichen Ansätzen werden dezentrale Dienstleistungsangebote entworfen. Das reicht von stadtteilbezogenen Krankenwohnungen (Kliemke 1980) bis zu umfassenden wohnungsbezogenen Zentren für Betreuung, Beratung und Eigenarbeit der Bewohner (z.B. Werkstätten, Personalcomputer). Die Nachbarschaft wird als soziale Einheit gesehen, in der gegenseitige Hilfe, Betreuung usw. organisiert werden (s. Jessen/Siebel 1988).
- In den 60-er Jahren begann in der Bundesrepublik eine Stadterneuerungspolitik, die zu tiefgreifenden Einschnitten in die städtische Substanz führte. Alte Stadtquartiere wurden zu Objekten großflächiger Sanierungen, die überkommenen Nachbarschaftsnetze blieben dabei häufig auf der Strecke, weil die alte Quartiersbevölkerung in Stadtrandsiedlungen "umge-

setzt" wurde.. Dagegen organisierten sich in vielen Fällen Nachbarschaftsgruppen, die sich gegen die Zerstörung ihrer Lebenszusammenhänge wehrten. Viele Initiativen beschränkten sich jedoch nicht auf die defensive Aktualisierung von Nachbarschaft. "Solidarisch wohnen statt genormter Isolation" hieß der Untertitel eines 1975 erschienen Buches (Spille) über die Planungsbeteiligung von Mietern im Geschößwohnungsbau. Durch die Bewohnerbeteiligung kann, so die Annahme, der Wohnbereich zum Ort gesellschaftlichen Handelns werden.

Die drei genannten Themen findet man auch in den Wohngruppen und Hausgemeinschaften wieder. Sie suchen die räumlichen Voraussetzungen für Kommunikation zu verbessern, z.B. durch Wohnstraßen und Wohnhöfe. Gegenseitige Hilfen und Entlastungen sind ein zentrales Anliegen, wie auch die Bereitstellung von Gemeinschaftsräumen für Handwerk, Feste, Sport und Entspannung. Schließlich ist die Beteiligung der Bewohner beim Planen, Bauen und Verwalten ein wesentliches Anliegen der Initiatoren.

In einem Punkt unterscheiden sich die Wohngruppen und Hausgemeinschaften jedoch von den übrigen aktuellen Nachbarschaftskonzepten - die Auswahl der Nachbarn ist ein zentrales Merkmal.

Die Bewohner wollen nicht nur entscheiden, wie ihre Wohnung aussieht, sondern auch, wer ihre Nachbarn sind. Nicht der Zufall soll "entscheiden"wer die Nachbarn sind, die Bewohner wollen sicherstellen, daß es die richtigen Leute sind. Indiz dafür sind die teilweise über mehrere Jahre reichenden Planungsphasen, in denen es nicht nur um Planung ging, sondern wesentlich auch um Gruppendynamik. Die zukünftigen Bewohner wollen in

den Beteiligungsverfahren auch herausfinden, mit wem sie zusammenzuwohnen können .

Noch deutlicher wird dieser Aspekt bei den Hausgemeinschaften. Hier tritt die Aneignung des Raumes in den Hintergrund, und zentral ist die Auswahl der Mitbewohner. Sie ist die Voraussetzung für das Gelingen von Nachbarschaft. In den Wohnprojekten werden Nachbarschaften von unten gebildet, die Bewohner entscheiden selber, mit wem sie zusammenleben wollen. Nur so kann Nachbarschaft als Kommunikations- und Entlastungseinheit funktionieren. Dies ist ein wesentliches Antriebsmoment für die Entstehung von Wohngruppen und Hausgemeinschaften.

So wird die paradoxe Überschrift "selbstgewählte Nachbarschaft" verständlich: bisher konstituierte die räumliche Nähe die sozialen Beziehungen, in den Projekten bestimmen die Bewohner selbst, wer in ihrer Nähe wohnt. Wie wählen die Bewohner ihre Nachbarn aus und was für Gruppenzusammensetzungen kommen dabei heraus?

Ergebnis der Auswahlprozesse sind weitgehend homogene Gruppen. Bereits das Feld, in dem Mitbewohner gesucht werden, ist sehr eingeschränkt, man bleibt in der eigenen Szene. Das ist aber noch kein ausreichendes Auswahlkriterium, gesucht werden Menschen in einer ähnlichen Lebenssituation, mit ähnlichem Lebensstil und Normen. Schließlich soll es auch noch eine gefühlsmäßige Übereinstimmung geben. Die Bewohner wollen Nachbarn die sie mögen, allerdings nicht die besten Freunde - das ist die Grenze.

In den folgenden drei Abschnitten geht es um diesen Homogenisierungsprozeß.

1. MECHANISMEN DER GRUPPENBILDUNG

Auf die Auswahl der Nachbarn haben die Bewohner normalerweise keinen Einfluß. Direkte Einflußmöglichkeiten gibt es nur in wenigen Fällen, etwa wenn die Hauseigentümer im selben Haus wie die Mietparteien wohnen. In der Regel wird die Zusammensetzung der Nachbarschaften von außen entschieden, über den Markt, Wohnungsgesellschaften oder staatliche Institutionen. In den meisten Fällen findet dabei eine Auswahl über den Preis statt. Sei es, daß sich nur Leute mit einem bestimmten Einkommen in einem Wohnviertel ein Haus kaufen bzw. eine Eigentumswohnung leisten können, sei es, daß es bei Sozialwohnungen Einkommensgrenzen gibt.

Neben diesem ökonomischen Kriterium werden in manchen Fällen auch soziale Auswahlmaßstäbe angelegt. Das gilt in vielen Fällen für amerikanische neighbourhoods, bei denen Immobiliengesellschaften darauf achten, daß dort nur "passende Leute" zusammenwohnen. Niedrige Statusgruppen, die das Prestige und das Niveau der Siedlung und der Infrastruktureinrichtungen bedrohen, werden ausgeschlossen.

Auch die Verwaltungen von Wohnblocks nehmen teilweise Einfluß auf die Belegung, z.B. wurden in vielen Siedlungen des sozialen Wohnungsbaues lange Zeit keine Studenten aufgenommen.

Aber immer handelt es sich hierbei um die Auswahl durch Dritte und nicht durch die Nachbarn selber.

Nennenswerte Eingriffe der Bewohner bei der Auswahl von Nachbarn gab es bisher nur negativ, wenn sich Bewohner gegen den Einzug bestimmter Leute wehrten. Am bekanntesten ist der jahrzehntelange Widerstand von weißen Vor-

stadtbewohnern gegen den Einzug von Schwarzen in ihre Wohnviertel.

Die Bewohner von Wohngruppen und Hausgemeinschaften gehen darüber hinaus, sie wollen positiv bestimmen, mit wem sie zusammenwohnen. Dabei können sie nicht auf eingespielte Auswahlverfahren zurückgreifen. Vielmehr müssen sie selber Strategien für die Zusammenstellung der Nachbarschaften entwickeln.

Das geschieht in der Regel in zwei Schritten:

- Der Suchbereich für die potentiell in Frage kommenden Bewohner ist die Szene.
- Daraus werden dann in einer Feinauswahl die passenden Leute ausgesucht.

1.1. Die Szene

Aus einem Bericht über die teilnehmende Beobachtung einer Wohngruppe:

"Im Sommer besuchte ich zum ersten Mal die Baustelle. Glücklicherweise begegnete mir gleich ein Bekannter, und im Laufe der Zeit stellte sich heraus, daß ich vier zukünftige Bewohner persönlich kenne, denn es scheint die halbe etablierte Szene von Salzburg hier versammelt."
(Jonas, 1987, S. 81)

Es ist kein Zufall, was dem Autor passiert ist. Der Topf, aus dem die Bewohner von Wohngruppen kommen, ist die Szene. In diesem unscharfen Begriff verbinden sich sozialstrukturelle Merkmale mit Zugehörigkeitsgefühlen. Die Szene hat einen sozialen Kern, in Gemeinsamkeiten bei Einkommen, Beruf, Parteizugehörigkeit und einen emotionalen Überbau (man kennt sich).

Die Gründungsphase einer Wohngruppe läuft etwa folgendermaßen ab. Es gibt einen Kern von Leuten, die sich aus beruflichen, persönlichen oder anderen Zusammenhängen kennen. Andere Interessenten hören von den Plänen durch Freunde, Bekannte, Kollegen, so werden weitere Teilnehmer gewonnen. Etwa folgendermaßen:

"Wir hatten uns schon viele Wohnungen angeguckt, bis wir dann über einen Kollegen meines Mannes von diesem Projekt hörten."

Die meisten Bewohner haben auf informellen Wegen zueinander gefunden. In einigen Fällen war das Lehrerkollegium die Informationsquelle, mehrere Wohngruppen sind aus Hochschulgemeinden entstanden, eine Hausgemeinschaft fand über eine Gesundheitsinitiative zusammen. In einer anderen Gruppe kennen sich die Mehrzahl der Bewohner aus der Parteiarbeit. Wieder andere haben Mitbewohner in einem Elternselbsthilfekindergarten kennengelernt. Eine Hausgemeinschaft hatte ihre Geburtsstunde in einer Szenekneipe. Außerdem werden als "Wohnungsbörse" genannt: Gewerkschaft, 3. Weltgruppe, Demonstration. Sogar im Urlaub am Mittelmeer können Wohngruppen angebahnt werden, wie eine Geschichte zeigt:

"Eigentlich ist das Ganze entstanden, weil wir in Griechenland in einer Bucht vor x Jahren die Leute kennengelernt haben, die in der Steiermark eine Wohngruppe gebaut hatten."

Diese Begegnung war der Auslöser, sich nach dem Urlaub um eine Wohngruppe zu bemühen.

Der Unterschied zum konventionellen Verhalten ist offensichtlich, die Wohnungssuche mit Hilfe von Zeitungsanzeigen und Maklern spielt bei den Wohnprojekten kaum eine Rolle.

Doch auch wenn die Initiatoren mit einer Anzeige in der örtlichen Tageszeitung nach weiteren Teilnehmern suchen, werden dadurch nicht die Szenegrenzen überschrit-

ten. In zwei Wohngruppen wurde versucht, über Zeitungsanzeigen Mitbewohner außerhalb der Szene zu gewinnen, weil man den Anspruch hatte, diese Wohnform auch anderen Bevölkerungsgruppen zu öffnen.

In einem Fall haben sich wieder nur Bewerber aus der eigenen Szene gemeldet. In dem anderen Versuch hatte man zunächst mehr Erfolg, einige szenefremde Bewerber zeigten Interesse. Doch sie merkten schnell, daß sie in das akademische Milieu der Kerngruppe, nicht hineinpaßten. Daher blieben sie bald fort und die verbliebenen Plätze mußten mit Leuten aus der Szene aufgefüllt werden.¹

Noch eindeutiger ist für die Hausgemeinschaften die Szene das selbstverständliche Umfeld für die Rekrutierung von Mitbewohnern. In fast allen befragten Hausgemeinschaften haben sich die Bewohner informell über den Beruf, Bekanntenkreis, politische, soziale oder kulturelle Gruppen kennengelernt.

"Ich hab ja auch bei vielen Kollegen und Freunden mitgekriegt, daß hier in Hamburg viele in Hausgemeinschaften wohnen, zumindest die Leute, mit denen wir zu tun haben."

Sucht man neue Mitbewohner, so spricht sich das schnell herum. Auch bei den Hausgemeinschaften gibt es nur zwei Beispiele in denen Mitbewohner über Anzeigen gesucht wurden. In beiden Fällen sind diese Versuche

¹Ähnliche Erfahrungen machte man in Hamburg-Steilshoop. Dort wurden gezielt Leute aus unterschiedlichen Lebenssituationen zu einem Wohnprojekt zusammengeführt. Das Ergebnis war ernüchternd. "Die heterogene Struktur der Bewohnerschaft verhinderte Nachbarschaft. Sprachbarrieren blieben bestehen." (Krausz 1983, 84)

gescheitert, in unterschiedlicher Weise. Beide unterstreichen jedoch die Bedeutung der Szene als Sicherheitsstufe für die Auswahl der passenden Leute:

In einer Zweifamilienhausgemeinschaft war eine Familie ausgezogen und die verbliebene Partei suchte neue Mitbewohner. Da sich in ihrem Bekanntenkreis gerade niemand wohnungsmäßig verändern wollte, gaben sie eine Anzeige auf. Zentrales Auswahlkriterium bei der Durchsicht der Angebote war der Wunsch, für den Sohn ein gleichaltriges Kind zu finden. Andere Gesichtspunkte waren zweitrangig. Unter den Bewerbern war tatsächlich eine entsprechende Familie. Allerdings gehörten sie zu einem anderen Milieu, sowohl in beruflicher, wie auch persönlicher und finanzieller Hinsicht unterschieden sich die beiden Paare stark voneinander. Der Lebenshintergrund der "Neuen" war den Auswählenden fremd, sie konnten ihre neuen Mitbewohner nicht einschätzen.

Noch während des Einzugs stellte sich heraus, daß der neue Bewohner unter Verfolgungswahn litt. Dem auswählenden Paar sind die psychischen Probleme während der ersten Kontakte nicht aufgefallen, weil die gegenseitige Fremdheit und der Mangel an einer gemeinsamen Gesprächsebene diese Besonderheit verdeckte. Das auswählende Paar hätte über dieses extreme Verhalten wahrscheinlich auch Hinweise bekommen, wenn die Bewerber Teil der Szene gewesen wären.

Bei der nächsten Auswahlrunde verließ sich das Paar ganz auf das informelle Netz der Szene und fand schnell passende Leute.

Im zweiten Fall hatten die Bewohner gerade eine fehlgeschlagene Hausgemeinschaft hinter sich und sie wollten daher "ganz ohne Anspruch" neue Bewohner suchen.

Deshalb wurde eine neutrale Anzeige formuliert: "Wohnung zu vermieten, Familie mit Kindern bevorzugt". Zur

gleichen Zeit hatte die Befragte von einer Freundin erfahren, daß ein Paar mit einem Kind eine Wohnung sucht. Genau dieses Paar meldete sich dann u.a. auf die Wohnungsanzeige. Es wurde der Befragten und ihrem Mann schnell klar, daß sie mit diesen Leuten zusammenziehen wollten und andere Bewerber, die sich auf die Anzeige hin gemeldet hatten, wurden gar nicht erst eingeladen.

Die Szene wirkt wie ein Filter, die vor Menschen schützt, die man nicht einschätzen kann. Die Szene setzt aber auch Grenzen, die wirksam sind, selbst wenn man sie durchbrechen will.

Probleme entstehen, wenn von außen in die Auswahl eingegriffen wird und das Auswahlmedium Szene sich dadurch nicht durchsetzen kann.

In drei der untersuchten Wohngruppen nahmen die Bauträger Einfluß auf die Verteilung der Wohnungen. Sie ließen sich dabei von unterschiedlichen Absichten leiten, aber jedesmal entstanden daraus Schwierigkeiten innerhalb der Wohngruppe.

- in einem Projekt wollte der Bauträger die Bewohnergruppe bewußt mischen, deshalb erhielten auch zwei ältere Ehepaare Wohnungen. Sie wurden jedoch bald zu Fremdkörpern, weil sie sich in das Gemeinschaftsleben der jungen Familien nicht integrierten.
- In einem Mietwohnungsprojekt setzte sich der Architekt dafür ein, zwei Alkoholiker aufzunehmen, weil er solche Menschen nicht ausgrenzen wollte. Im Effekt wurde dadurch das Gemeinschaftsleben blockiert, es konnten z.B. keine gemeinsamen Feste gefeiert werden.

- Im dritten Beispiel störten finanzielle Absichten das Gemeinschaftsleben. In einer Anlage mit vier Häusern vergab der zur Gruppe gehörende Architekt ein Haus an jemanden, der nur Geld anlegen wollte und mit der Projektidee nichts zu tun hatte. Dieser vermietete es ohne Rücksicht auf den Wohnzusammenhang und die Mieter separierten sich von der Wohngruppe.

1.2. Auswahlverfahren

In dem Wort Verfahren schwingt der Bedeutungsgehalt "formelle, unpersönliche Regelungen" mit. Das trifft für die Projekte nur zum Teil zu. Für die Hausgemeinschaften sind gerade informelle Verfahren kennzeichnend. Die zukünftigen Bewohner kennen sich in vielen Fällen seit Jahren und die Entscheidung zusammenzuziehen, konnte reifen. Wenn sie sich nicht oder nur flüchtig kennen, werden einige Treffen organisiert, um sich zu "beschnuppern". Da die Hausgemeinschaften in der Regel nur aus zwei Haushalten bestehen, bedarf es keiner Abstimmung zwischen Haushalten, nur die Paare müssen sich untereinander einigen, mit welchem anderen Haushalt sie zusammenwohnen wollen

Anders sieht es in den Wohngruppen aus. Sowohl die baulichen Aufgaben wie auch die Zahl der Teilnehmer sind zu groß, um einfach "von Mensch zu Mensch" geregelt zu werden.

Ein Kennzeichen für die Wohngruppen ist die Beteiligung der Bewohner an der Planung ihrer Wohnungen und der gesamten Anlage. Die "Demokratisierung der Planung", wie

die österreichischen Planer es nennen, wird von den Initiatoren als eine wesentliche Bereicherung des Wohnens verstanden. In den Wohngruppen können sich die Bewohner ihre Wohnung und zusammen mit den anderen Bewohnern die Wohnumgebung selber gestalten. Um die Aneignung des Wohnbereichs durch die Bewohnergruppen zu ermöglichen, müssen Planungsprozesse organisiert werden. In ihnen wird über Grundrisse, Finanzierungspläne, Wohnungsverteilung, Art und Umfang der Gemeinschaftsflächen und vieles mehr diskutiert und entschieden (vgl hierzu IV. dieses Berichtes). Dabei ist jedoch bisher kaum ins Blickfeld geraten, daß die Bewohnerbeteiligung bei der Planung und beim Bau auch ein Mittel für die Auswahl der passenden Leute ist.

Die Planungsphase dauert zwischen 1 Jahr und 5 Jahren, in der überwiegenden Zahl der Gruppen wird etwa 2 Jahre geplant. Man trifft sich in dieser Zeit 1 - 2 mal pro Woche. Wie nebenbei konstituiert sich in diesen Monaten die Gruppe. Zunächst gibt es mehr Interessenten als Plätze, in einem Fall waren es am Anfang 50 und eingezogen sind schließlich 17 Haushalte. Die Auswahl findet meist nicht in formellen Abstimmungen statt, sondern die langen Planungsphasen sind selbst ein Mittel der Selektion.

Wie geschieht das?

Nur wer bereit ist und wem es möglich ist, über lange Zeit Gruppensitzungen mitzumachen, bleibt übrig. Heraus fallen Leute, die aus beruflichen und anderen Gründen öfters an Sitzungen nicht teilnehmen können. Wenn man zwei entscheidende Sitzungen verpaßt, kann es schon "das Aus" bedeuten. Auch wer kurzfristig seine Wohnwünsche verwirklichen möchte, kommt für das Projekt nicht in Frage.

Doch Anwesenheit allein genügt nicht. Gefragt ist auch Engagement. In einigen Projekten machten die Beteiligten in dieser Zeit keinen Urlaub, wer das nicht lassen konnte, kam für das Projekt nicht in Frage.

Von Bedeutung ist auch, welche Art von Planungsverfahren sich durchsetzt.

Es gibt relativ kurze Planungsphasen, in denen pragmatisch vorgegangen wird und man mehr Wert auf die gegenseitige Hilfe in der Bauphase legt.

Andere Planungsphasen dauern drei und mehr Jahre, weil sehr grundsätzlich über Wohnbedürfnisse und Lebensweisen diskutiert wird. Durch diese unterschiedlichen Schwerpunkte werden bestimmte Leute abgeschreckt oder angezogen. Von einem Projekt, in dem die Planung über vier Jahre gedauert hatte, wird berichtet, daß Bewerber, die nicht so gut argumentieren konnten, sich nach und nach zurückzogen. Bezeichnend ist der hohe Anteil von Hochschulangehörigen in dieser Gruppe, im Verhältnis zu den anderen Projekten.

Die Bewohnerin eines anderen Projektes erzählt, man lege sehr viel Wert auf handwerkliches Geschick und man sei allergisch gegen "zu kopfige Leute".

Die Planungsphase ist eine Probezeit. Man kann sich klar werden, ob man in die Gruppe paßt und umgekehrt kann die Gruppe durch sanften Druck Leute hinauskomplementieren, die nicht merken, daß sie fehl am Platz sind. So wird von einem älteren Ehepaar berichtet "die nun wirklich hier nicht hineinpaßten", man habe ihnen das immer wieder schonend vermittelt, bis sie nicht mehr kamen.

In der Selbstdarstellung eines Projektes heißt es rückblickend:

"Die heutige Zusammensetzung der Gruppe kann als das Ergebnis eines Ausleseprozesses verstanden werden, der in unzähligen Stunden gemeinsamer Diskussion viele Interessenten aufsteigen ließ, andere dagegen immer mehr begeisterte." (Bochum, Auf der Papenburg, in: Brech 1981)

2. DIE GLEICHE WELLENLÄNGE

Wie ähnlich sollen sich die Bewohner sein und wieviel Verschiedenheit ist erwünscht?

Die angestrebte Homogenität geht weit. Sie reicht von ähnlichen Sozialdaten bis hin zu gefühlsmäßiger Übereinstimmung. Man kann sich das wie ein Sieb vorstellen, zunächst kommt das grobe Netz der Sozialstruktur, Fragen gemeinsamer normativer Orientierungen und Haltungen sind dann schon ein feineres Auswahlsieb und das feinste Sieb ist schließlich der Wunsch nach gefühlsmäßiger Übereinstimmung.

Aber die Bewohner müssen keine Freunde sein, im Gegenteil, die meisten Bewohner wollen nicht mit ihren besten Freunden zusammenwohnen.

Der Titel "gleiche Wellenlänge" drückt alltagssprachlich den Wunsch nach Ähnlichkeit, bei gleichzeitiger Scheu vor freundschaftlicher Nähe, aus.

2.1. Sozialstruktur

Schaut man sich die Sozialdaten der Bewohner an, fallen einige Merkmale sofort ins Auge. In fast allen Projekten sind Lehrer die größte Berufsgruppe, gefolgt von anderen pädagogischen und sozialen Berufen. Die Bewoh-

ner sind meistens zwischen 30 und 40 Jahre alt und verfügen über ein Haushaltseinkommen um die 5000,-- DM netto.

Die typischen Bewohner einer Hausgemeinschaft oder eines Wohnprojektes sind das doppelverdienende Lehrerehepaar, ca. 35 Jahre alt mit zwei Kindern zwischen zwei und zehn Jahren, mindestens einer der Partner hat die Stundenzahl reduziert, vorwiegend die Frau.

Ausbildung, Beruf, Einkommen

Von den 50 befragten Frauen haben 37 einen Hochschulabschluß, 4 befinden sich in einer akademischen Ausbildung. Von den Ehemännern oder Lebensgefährten (n=45, fünf Frauen sind alleinstehend) haben 38 eine akademische Ausbildung. Die Ausbildungsrichtungen setzen sich folgendermaßen zusammen:

Frauen (n=50) und Männer (n=43) der befragten Haushalte mit akademischer Ausbildung

<u>Beruf</u>	<u>Frauen</u>	<u>Männer</u>
Lehrer	22	18
Psychologen	3	2
Dipl. Pädagogen	3	1
Architekten	3	4
Naturwissensch./Ingenieure	2	5
Jurist		1
Arzt		1
Geisteswissenschaftler	2	3
Ökonom		1
Studenten	4	0
keine akademische Ausbildung	6	4
keine Auswertung möglich	5	5
	50	45

Sechs Frauen und vier Männer haben keine Universität besucht. Von diesen Frauen haben drei pädagogische oder soziale Berufe erlernt. Übrig bleiben drei Frauen, die weder eine akademische noch eine pädagogische Ausbildung haben. Eine davon hat eine Fachhochschulausbildung in Bauplanung durchlaufen und lange Zeit in einem Architekturbüro gearbeitet. Die

zweite Frau übt eine gehobene Position in der Kosmetikbranche aus. Die dritte Frau schließlich ist Verkäuferin, sie wohnt im einzigen Projekt des sozialen Wohnungsbaus unseres Samples.

Die Nichtakademiker unter den Männern haben handwerkliche Ausbildungen: Ein Techniker, ein Klempner, zwei Elektriker, drei sind davon mit Frauen verheiratete, die eine akademische oder pädagogische Ausbildung haben.

Wir haben unter den befragten Haushalten nur ein Paar angetroffen, in dem beide Erwachsene nicht aus dem akademisch/pädagogischen Bereich kommen. Dieses Paar lebt bezeichnenderweise in dem einzigen Projekt aus dem sozialen Wohnungsbau. Hier haben auch die übrigen Bewohner keine akademische Berufsausbildung durchlaufen.

Die Dominanz akademisch Gebildeter unter den Befragten wird bestätigt wenn man die übrigen Bewohner einbezieht.

Die Lehrer sind auch auf die Gesamtzahl der Bewohner der untersuchten Wohnexperimente bezogen die eindeutig größte Gruppe. Daneben gibt es viele Bewohner in therapeutischen, pädagogischen und wissenschaftlichen Berufen.

In einigen größeren Projekten haben wir ein bis zwei Haushalte angetroffen, in denen beide Partner keine akademische oder pädagogische Ausbildung haben. Das sind, wie eine Frau es ausdrückt

"unsere Exoten".

In welchen Berufen sind die Bewohner tätig?

Kennzeichnend für die Hausgemeinschaften ist eine Kombinationen von Lehrern, anderen pädagogischen Berufen,

Psychologen in Beratungseinrichtungen und Universitätsangehörigen. Andere Berufe spielen nur eine untergeordnete Rolle. Es gibt auch mal einen Programmierer, EDV-Mechaniker, einen Goldschmied, einen Buchhalter.

Ähnlich sieht es im Kern der Wohngruppen aus, nur ist das Feld drumherum etwas breiter gestreut.

Die Mehrzahl der Bewohner sind in Berufen, in denen es die Möglichkeit gibt, sich die Arbeit teilweise einzuteilen und die Arbeitszeit zu begrenzen. Von dieser Möglichkeit wird in erster Linie von den Frauen Gebrauch gemacht. Nur ein Fünftel der befragten Frauen hat volle Stellen, wobei als Maßstab eine wöchentliche Arbeitszeit von 40 Stunden (bei Lehrern 28 Unterrichtsstunden) zugrunde gelegt wird. Der überwiegende Teil der Frauen arbeitet Teilzeit, wobei die wöchentlichen Arbeitszeiten zwischen 10% und 90% einer vollen Stelle liegen..

Bei den Männern der Befragten zeigt sich ein umgekehrtes Bild. Sie befinden sich zum überwiegenden Teil in Arbeitsverhältnissen mit einer Arbeitszeit von 100%. Etwa. ein Sechstel der Männer arbeitet Teilzeit (vgl. hierzu ausführlich Abschnitt II dieses Berichtes).

Geht man die Beispiele unter dem Gesichtspunkt des Einkommens, der Arbeitsplatzsicherheit und der Beschäftigung entsprechend der Ausbildung durch, lassen sich drei Gruppentypen unterscheiden:

- Die Bewohner haben entsprechend ihrer Ausbildung eine sichere Positionen und verfügen über ein Einkommen zwischen 4000 und 6000 DM netto monatlich. Abweichungen gibt es nur in einigen Fällen nach oben, wenn z.B. ein Professor dabei ist. Die individuellen Einkommen können sich beträchtlich unterscheiden, vor allem, weil viele Frauen halbtags, zeitweise

oder auch gar nicht arbeiten, aber im Haushaltsvergleich sind die Einkommen sehr ähnlich.

- In drei Hausgemeinschaften unseres Samples wohnen Leute, die in ihren Berufen keine feste Arbeit gefunden haben. Entweder übernehmen sie in ihrem Berufsbereich Jobs, z.B. Kurse, Nachhilfe, ABM-Tätigkeiten, oder sie sind in ganz andere Berufe eingestiegen: Buchhalter, Programmierer, Sachbearbeiterin, ein Journalist. Diese Bewohner haben unsichere Arbeitsplätze und/oder unterqualifizierte Tätigkeiten und relativ niedrige Einkommen. Ihre Haushaltseinkommen liegen zwischen 2000 und 3000 DM netto.
- Nur in vier Hausgemeinschaften gibt es beträchtliche Einkommensunterschiede. Sie werden aber in keinem Fall als normal und unproblematisch angesehen. In zwei Fällen hofft man, daß es vorübergehend ist, man hatte bisher nur Pech, und irgendwann wird sich ein angemessener Beruf finden. In einem Fall hilft die gemeinsame politische Arbeit, Unterschiede zu mildern. In einem weiteren Beispiel sind die Einkommensunterschiede auf Dauer festgeschrieben, das führt zu ständigen Belastungen der Beziehung: bei Diskussionen, was man für das Haus ausgibt, welche Anschaffungen man für den Garten tätigt und wieviel Geld für Feste ausgegeben werden kann.

Stellung im Lebenszyklus

Da wir nur Frauen mit in der Wohnung lebenden Kindern befragt haben, konnten wir eine ähnliche Altersstruktur bei den Erwachsenen erwarten.

Alter der Befragten (n=50) und ihrer Partner (n=45)		
	Frauen	Männer
unter 28 Jahre	0	0
28-35 Jahre	22	13
36-45 Jahre	24	26
46 Jahre und älter	4	4
keine Auswertung möglich	0	2
	50	45

46 Frauen sind zwischen 28 und 45 Jahren alt, nur vier Frauen sind älter als 45 Jahre. Ähnlich bei den Männern. Der größte Teil der Erwachsenen ist zwischen 30 und 40 Jahren alt.

Aussagekräftig werden diese Zahlen erst, wenn man sie in der Zusammenschau aller Bewohner sieht. Dabei bestätigt sich der Altersaufbau. In den Wohngruppen und Hausgemeinschaften leben überwiegend Menschen des mittleren Lebensabschnittes. Es gibt in den Wohnprojekten und Gemeinschaften keine ganz jungen Menschen (um die 20) und fast keine alten Menschen. Nur in zwei Wohnprojekten haben wir Erwachsene gefunden, die jünger als 28 Jahre waren (24 und 25 Jahre). Das Durchschnittsalter aller Bewohner liegt bei 35 Jahren. Einige Befragte können sich vorstellen, mit ihren Mitbewohnern alt zu werden, Altersgemeinschaften sind also denkbar, aber keine Mischungen von Jung und Alt.

Die älteste von uns untersuchte Gemeinschaftsanlage besteht seit zwölf Jahren. Einige andere sind zwischen sechs und zehn Jahren alt. In diesen älteren Projekten sind inzwischen auch viele Bewohner über 40 Jahre alt und einige auch schon über 50.

Es fällt auf, daß der homogene Altersaufbau der Gründergeneration nur wenig entzerrt wurde. Man hätte erwarten können, daß durch Zuzug deutlich mehr junge Leute in die Projekte kommen würden. Es sind aber über-

haupt keine Jungen unter 25 Jahren eingezogen und nur vereinzelt Jüngere über 25.

Die Wohnprojekte scheinen erst für Menschen Ende 20, die eine Familie gründen, attraktiv zu sein.

Das zeigt sich auch, wenn man berücksichtigt, wann sich die Bewohner für die Gemeinschaft entschieden haben. Von 50 befragten Haushalten sind 41 in ein Projekt gezogen, als die Kinder zwischen einem Monat und sechs Jahren alt waren. Eine der wenigen Frauen, die bereits mit Kindern über 10 Jahren eingezogen ist, würde sich, wie sie es ausdrückt, durch den

"Kleinkinderzirkus irgendwie bedroht fühlen", wenn sie nicht viele Außenkontakte und ihren Beruf hätte.

Bemerkenswert ist, wann die Frauen ihr erstes Kind bekommen haben. Das Alter der Mütter bei der Geburt des ersten Kindes hat sich im Bevölkerungsdurchschnitt nach oben verschoben. 1970 haben die meisten Frauen im Durchschnitt mit 23 Jahren ihr erstes Kind bekommen, 1976 lag das Durchschnittsalter bereits bei 26 Jahren (Höhn/Schwarz 1985). Die Frauen in den Wohnprojekten und Hausgemeinschaften sind meist noch um einige Jahre älter, wenn sie ihr erstes Kind bekommen.

Alter der Frauen beim ersten Kindes (n=50)

18 - 20 Jahre	1
21 - 25 Jahre	8
26 - 30 Jahre	15
31 - 35 Jahre	19
36 - 40 Jahre	0
älter als 41 Jahre	0

50

Bezieht man alle Bewohnerinnen mit ein, so bestätigt sich das Ergebnis. Es gibt zwei etwa gleich starke Gruppen, in der einen waren die Frauen zwischen 26 und 30 Jahren alt bei der Geburt des ersten Kindes, in der anderen Gruppe zwischen 31 und 35 Jahre.

Die sogenannten späten Mütter sind in den Projekten überproportional stark vertreten. In den Gemeinschaften leben vorwiegend Frauen, die erst nach ihrer Berufsausbildung und dem Einstieg in den Beruf ihr erstes Kind bekommen.

Familienform

Von den 50 befragten Frauen leben 45 mit Partnern zusammen. Die befragten Frauen aus den Wohngruppen sind alle mit ihren Partnern verheiratet, während in den Hausgemeinschaften die Hälfte der Befragten unverheiratet ist.

Dieses Ergebnis wird erhärtet, wenn man die übrigen Bewohner miteinbezieht. In Wohngruppen leben nur sehr vereinzelt unverheiratete Paare, während der hohe Anteil unverheirateter Paare für die Hausgemeinschaften insgesamt zutrifft. In den Wohngruppen scheint die Ehenorm noch wirksamer zu sein; unverheiratete Paare sind die Ausnahme. Einige Befragte stellen einen Zusammenhang her zwischen der weitgehenden ökonomischen und zeitlichen Bindung durch den Bau eines Hauses und der Absicherung durch die Ehe.

Verheiratete und Unverheiratete wohnen in beiden Wohnformen jedoch bunt durcheinander. Es gibt keine Hinweise, daß der rechtliche Status ein Kriterium bei der Auswahl der Mitbewohner ist. Ob man heiratet oder nicht, ist für die Gemeinschaft kein Auswahlkriterium.

Bei der Kinderzahl sind sich die Bewohner wieder sehr einig. Von den 50 Haushalten haben

13	1 Kind
29	2 Kinder
5	3 Kinder
2	4 Kinder
1	5 Kinder.

Die Familie mit den fünf Kindern möchte möglichst bald aus dem Projekt ausziehen. Die Frau ist inzwischen der

Meinung, daß ihre Familie von den anderen als störend angesehen wird, weil sie schon in sich eine komplexe Gemeinschaft sind.

Nicht-familiale Haushaltstypen sind in den Projekten die Ausnahme. Vereinzelt gibt es Einpersonenhaushalte, in einem Fall ein Haushalt mit zwei Frauen und Kindern und in der anderen Konstellation eine Wohngemeinschaft. Die sogenannten neuen Haushaltstypen tauchen in den Wohngruppen und Hausgemeinschaften nur ganz am Rande auf.

In einer der untersuchten Hausgemeinschaften leben ausschließlich alleinstehende Frauen mit ihren Kindern. Alleinerziehende und Paare wohnen in drei Hausgemeinschaften zusammen. in den übrigen 26 Hausgemeinschaften leben ausschließlich Paare.

In fast allen Wohngruppen wohnen einige Alleinstehende. Alleinerziehende sind ein Haushaltstyp, der grundsätzlich von allen Befragten akzeptiert wird. Trennung und Scheidung sind für die Bewohner der Projekte normale Erscheinungen, etwas, was ihnen auch passieren könnte. Die meisten Befragten haben schon darüber nachgedacht, ob sie im Falle einer Scheidung bzw. Trennung in dem Projekt wohnen bleiben würden. Weil das Thema für sie naheliegend ist - "wer hat nicht schon mal an Scheidung gedacht?" - können sie auch mit Alleinerziehenden zusammenleben.

Dieser Haushaltstyp ist überwiegend durch Scheidung oder Tod eines Partners während der Wohnphase im Projekt entstanden. Nur ganz wenige Alleinerziehende sind in die Gemeinschaften eingezogen. Gegen den Zuzug von Alleinerziehenden gab es auch in mehreren Fällen Vorbehalte der Mehrheitsfraktion "vollständiger" Haushalte. Die Bewohnerin einer Hausgemeinschaft befürchtete zusätzliche Belastungen, weil Alleinerziehende mehr auf

Hilfe angewiesen seien. Die betreffende Frau wollte daher lieber eine Familie als neue Mitbewohner.

In einigen Wohnprojekten versuchen die Familien, die Zahl der Singles zu begrenzen. Eine Alleinerziehende gibt die Meinung von Familienbewohner wider, anlässlich der Entscheidung, wer eine freiwerdende Wohnung bekommt:

"Wir sind eh' schon so ein bunter Hof mit vielerlei Alleinstehenden, wo immer wieder teilweise Partner dazukommen." (015)

Die Bereitschaft der Familien, Alleinerziehende einzubeziehen, hat Grenzen. Zu bunt sollte es nicht werden. Die Paare mit Kindern bleiben unter sich, Alleinlebende sind eine Randerscheinung.

Das ist besonders bemerkenswert, wenn man berücksichtigt, daß für Alleinerziehende Wohngruppen und Hausgemeinschaften besonders vorteilhaft sind. In dieser Bevölkerungsgruppe gibt es auch ein starkes Bedürfnis nach gemeinschaftlichen Wohnformen, wie das Beispiel eines Gemeinschaftsprojektes im sozialen Wohnungsbau zeigt. Dreiviertel aller Bewerber für Wohnungen in diesem Projekt waren alleinerziehende Frauen. Es liegt also nicht an der mangelnden Nachfrage, wenn sowenig Alleinerziehende in den Projekten leben, sondern eher an Vorbehalten der Paarhaushalte.

2.2.Ähnliche Normen und Haltungen

"Über viele Sachen brauchen wir uns gar nicht verständigen, das ist irgendwie die gleiche Chose." (048)

Wir haben über die Gemeinschaften zunächst das grobe Raster der Sozialdaten gelegt, und es entstanden die Konturen sozial sehr homogener Gemeinschaften. Die Bewohner sind akademisch gebildet und zwar überwiegend in sozialen pädagogischen Fächern, in einem entsprechenden Beruf tätig, auch die nicht Nicht-Akademiker üben vorwiegend pädagogische, betreuende, beratende Tätigkeiten aus, die Bewohner sind zwischen 30 und 40 Jahren alt und haben zwei Kinder. Die Haushalte verfügen über ein gehobenes Einkommen.

Aber nicht alle Lehrer kommen miteinander aus und nicht alle Erwachsene mit kleinen Kindern finden sich sympathisch, genauso wenig wie alle 35jährigen miteinander etwas zu tun haben wollen.

Sozialstruktur und Lebenssituation sind grobe Siebe für die Gruppe der Bewohner, die grundsätzlich in Frage kommen. Es werden jedoch noch feinere Siebe eingelegt, um herausfinden, wer von den potentiell möglichen Bewohnern tatsächlich passen: Ordnungs- und Einrichtungsstandards, Normen im Verhältnis Mann - Frau, Fragen der Kindererziehung, politische Grundhaltungen.

Ordnung

Im Privatbereich der Wohnung ist jeder Haushalt selbst für Sauberkeit und Ordnung verantwortlich. Die Bewohner können nach ihrem jeweiligen Standard verfahren, wie man es in der eigenen Wohnung hält, geht niemanden etwas an. Anders ist es bei den Gemeinschaftsflächen - wie Treppenhaus, Keller, Gehweg, Hof und den öffentlich sichtbaren Privatflächen, wie z.B. den Vorgärten. In diesem Bereich muß man sich über Standards und Regeln einigen.

Eigenheimbewohner halten sich tunlichst daran, ihre Vorgärten zu pflegen, wie es im Viertel üblich ist. In Mietshäusern nehmen Hausordnungen Auseinandersetzungen zwischen den Bewohnern die Spitze. Putz- und Räumdienste, Waschküchen- und Trockenbodenbenutzung sind durch die Hausverwaltung fixiert, die Bewohner können sich nur noch über die Einhaltung streiten. Vielfach werden in großen Wohneinheiten die Gemeinschaftsbereiche auch durch Hausmeister oder Reinigungsfirmen in Ordnung gehalten. Damit soll unter anderem Konflikten zwischen Nachbarn über Ordnungsvorstellungen und -praktiken vorgebeugt werden.

Die Wohnprojekte dagegen sind selbstorganisierte Zusammenhänge, die Bewohner müssen sich über die Ordnungsstandards für die Gemeinschaftsbereiche verständigen, keine von außen gesetzte Hausordnung nimmt ihnen das ab. Außerdem stehen die privaten Bereiche den Mitbewohnern teilweise offen, dadurch ist die Privatisierung von Schmutz und Unordnung eingeschränkt.

Nachbarschaftskonflikten sind somit Tür und Tor geöffnet - außer man hat ähnliche Ordnungsstandards.

Von einer Frau wird berichtet, sie hätte einen Putzfimmel gehabt und sei damit in der Wohngruppe nicht klar gekommen. Sie wird als psychisch krank geschildert - wer soviel putzt, der kann nicht normal sein.

Wenn man in einer Gemeinschaftsanlage wohnt, muß man

"ein bißchen freizügig die Sachen sehen".

Für Menschen, die sehr rigide Vorstellen davon haben, "wie es sein muß", ist es schwer, bzw. sie machen es ihren Mitbewohnern schwer.

Dafür ein Beispiel: Der Hund einer Bewohnerin ist in den Gemeinschaftsteich gesprungen und hat dabei eine Seerose umgeknickt, eine andere Bewohnerin hat das ge-

sehen, und eine weitere Mitbewohnerin im Büro angerufen und ihr außer sich mitgeteilt: "Ich ziehe aus, das kann ich nicht ertragen." Für die Frau war der Vorfall so schrecklich, daß sie es der Hundebesitzerin nicht direkt sagen konnte.

Ein Beispiel, welchen Anpassungsdruck ein Wohnprojekt bedeuten kann, erzählte uns eine andere Befragte. Eine Frau in der Gemeinschaft hatte das Gefühl, ihre aufgeräumte Wohnung passe nicht in den Standard der Gemeinschaft. Immer wenn ein Nachbarin in die Wohnung kam, hat sie schnell noch ein paar Kekse auf den Boden geworfen, damit es nicht ganz so gepflegt aussah.

Die Befragten sprechen oft von Toleranz als einer notwendigen Eigenschaft für Projektbewohner. Dabei ist Toleranz als Haushaltsstandart gemeint. Wer eindeutige Ordnungsmaßstäbe hat und die auch von den Nachbarn erwartet, paßt nicht in ein Wohnprojekt. Passende Bewohner sind tolerant, d.h. sie haben lockere Ordnungsvorstellungen.

Einige Befragte sind vor "kleinkarierten Nachbarn" (wie die Frau es nennt) in das Wohnprojekt geflüchtet. Um so enttäuschender ist es für sie, wenn es auch dort Menschen gibt, die es nicht schaffen, sich aus engen Ordnungsstrukturen zu befreien.

Man muß es einfach ertragen können, daß die einen ihr Wiesenstück wochenlang nicht mähen und die anderen jede Woche den Rasenmäher anschmeißen. Umgekehrt sind Bewohner schwer zu ertragen, wenn sie es nicht aushalten, daß Kinder auch mal Sand aus der Sandkiste werfen oder Blumen ausreißen.

Durch die Ausgrenzung von Menschen mit rigiden Ordnungsvorstellungen ist das Problem Ordnung jedoch nicht gelöst. Im Gegenteil, wenn in den Projekten Menschen

versammelt sind, die keine eindeutigen Maßstäbe haben, ist es um so notwendiger, sich darüber zu verständigen.

"Das waren nächtelange Diskussionen, wie ordentlich muß es hier aussehen, wie oft muß die Treppe gewischt werden." (008)

Wir haben zwei Projekttypen kennengelernt, die sich voneinander in ihren Ordnungsstrategien unterscheiden.

Typ1: "Es machen alle natürlich ein Minimum an Hausarbeit, das ist so ein Schock für alle Besucher, daß hier sehr wenig geputzt wird." (008)

In dem Viertel sind die Gärten gepflegt, der Rasen gemäht und die Hecke gestutzt. Dazwischen die Wohnanlage. Das Gras blüht, zwischen den Gehsteigen wuchert es, durch hohes Gestrüpp führt ein Trampelpfad. Niemand scheint sich um die Grünflächen zu kümmern. An einer Stelle kann man Reste eines Nutzgartens sehen, daneben vor langer Zeit abgelegte Ziegelsteine, inzwischen wächst Gras zwischen den Steinen durch. Hinter dem Haus ist ein Schwimmbecken eingelassen, halb voll mit abgestandenem Wasser. Im großen Gemeinschaftsraum hängen Girlanden, eine geschmückte Schaukel, ein Transparent, Bänke und Stühle stehen herum - vor einer Woche hat hier eine Hochzeitsfeier stattgefunden. Blickfeld des Raumes ist ein offener Kamin, er funktioniert seit langem nicht mehr.

Nicht alle Projekte weisen so viele Symbole für Unordnung auf, aber in allen Gemeinschaften dieses Typus' gibt es solche Zeichen. In einem Fall ist es ein seit Jahren halbfertiger Schuppen, in einem anderen liegt im Treppenhaus ein Haufen vergilbter Zeitungen, oder im Flur steht ein kaputter Kinderwagen, die Befragte weiß nicht, wie lange er schon dort steht. Im Garten einer

Hausgemeinschaft liegen die Überreste einer Schaukel, in einem anderen Garten sieht es aus wie auf einem Hühnerhof, überall sieht blanke Erde hervor. Auf einer Gemeinschaftsterrasse stehen noch die Ständer eines irgendwann kaputtgegangenen Daches.

In diesen Projekten wird nach dem Laissez-faire-Prinzip gehandelt. Man geht nicht kontinuierlich nach einem festen Plan vor;

"wenn jemand zu sehr darunter leidet, gibt es eine Aufräumaktion." (002)

Statt kontinuierlich aufzuräumen, zu reparieren und zu säubern, packt man es nur schubweise an. Zweimal im Jahr wird "rangeklotzt", man räumt den Garten auf, ansonsten läßt man es liegen oder überläßt es einzelnen, etwas daran zu tun. Es gibt keinen Plan fürs Aufräumen und die Pflege der Freiflächen und Gemeinschaftsräume.

Eine Bewohnerin drückt das programmatisch aus:

"Ordnung ergibt sich nicht abstrakt, sondern nach einem Bedürfnis." (008)

Das Bedürfnis ist, lieber etwas unfertig, unaufgeräumt und dreckig liegenzulassen, als sich durch verbindliche Arbeiten festlegen zu müssen.

Jeder nach eigenem Gustus, ab und zu ein gemeinsamer Kraftakt, und ansonsten lernen, mit dem Unfertigen zu leben, so kann man die Haltung der Bewohner dieses Typus' kennzeichnen.

2. Typ: "Es muß nicht alles wie geleckert aussehen."

Man kommt in eine gepflegte Wohnstraße, die Vorgärten des Wohnprojektes unterscheiden sich nicht von denen der anderen Häuser. In den Gärten hinter dem Haus sind große Flächen für Gemüseanbau reserviert, daneben ein

kleines Gewächshaus. Für die Kinder wurde ein Spielplatz angelegt, die Geräte sind alle in Ordnung. Hinter dem Spielplatz haben die Kinder noch eine Bolzwiese. An die privaten Terrassen schließt sich eine kunstvoll gestaltete Gartenlandschaft mit Hügeln, verschiedensten Blumen, die je nach Jahreszeit blühen, ein Teich und ein verwunschener Gang an. An einer Seite des Gartens steht ein großer Schuppen, in dem sorgfältig das Feuerholz aufgeschichtet ist, die Gartengeräte hängen nebeneinander an der Wand, in einem separaten Teil werden Gartenmöbel aufbewahrt.

In der gemeinsamen Wohnhalle ist ein großer Tisch, drumherum Stühle, in den Ecken stehen große Pflanzen, auf einer Seite der Halle wurde ein kunstvoll gestalteter Kamin eingebaut, davor stehen bequeme Sitzmöbel im Halbkreis. Die einzige Unordnung, die auffällt, ist die der Kinder. Kinderspielzeug liegt herum, Kinderfahrräder stehen kreuz und quer, man stolpert über einen Schuh.

Kinder machen Unordnung, das will man nicht krampfhaft verbergen, insofern muß es nicht immer wie geleckert aussehen. Aber ansonsten herrscht eine selbstverständliche Ordnung, der Komplex wird alltäglich nach einem festen Plan gereinigt und instandgehalten. Die Häuser und die Anlagen sind fertig, abgerundet.

Frauen aus diesen "ordentlichen" Anlagen haben uns öfters von Streitereien über die Einhaltung der Putzdienste berichtet. Da ärgert sich eine Befragte über einen Hausbewohner, der seinen Putzverpflichtungen nicht nachkommt und ihr sagt, sie solle "das nicht so eng sehen". Das sieht die Frau aber ganz eng, es sind Arbeiten, die einfach ohne Diskussionen erledigt werden müssen. Wenn diese Ordnungs- und Sauberkeitsstandards nicht aufrecht erhalten werden, fühlt sich die Frau

nicht wohl. Sie kann nicht gut mit Menschen zusammenleben, die über den alltäglichen Dreck hinwegsehen und erst zum Schrubber greifen, wenn es "ganz dolle ist".

Wichtig für den Wohnzusammenhang ist die Übereinstimmung hinsichtlich Sauberkeits- und Ordnungsstandards, nicht deren Höhe. Ist man sich da nicht einig, kommt es zu ständigen Reibereien und in einigen Fällen waren solche Auseinandersetzungen ein wesentlicher Grund für den Auszug.

Einrichtung

Haben die Bewohner auch ähnliche Einrichtungsstandards? Es geht dabei nicht um individuelle Einrichtungsstile, d.h. die zahlreichen Details, mit denen die Einzelnen ihre Besonderheit ausdrücken, bleiben unberücksichtigt. Daher sehen wir uns nicht die Individualzimmer an, sondern die Wohnbereiche.

Wir haben eine Hausgemeinschaft angetroffen, in der ein Haushalt bunt zusammengestellte Möbel hat und der andere in einem sorgfältig aufeinander abgestimmten Interieur lebt.

In einigen Wohngruppen gibt es ein, zwei Haushalte, die von dem vorherrschenden Wohnstil abweichen.

Von diesen Ausnahmen abgesehen lassen sich zwei Typen von Einrichtungsstilen beschreiben.

Typ 1: Provisorium

Im Wohnzimmer der Familie steht eine alte Couch, eine Tagesdecke, die einige verschlissene Stellen kaschiert, liegt darüber. Es ist ein Erbstück vom Großvater, die Befragte hängt sehr daran, und außerdem liegt sie darauf gerne mit ihrem Mann. Um einen kleinen Tisch mit

einer arg verkratzten Tischplatte stehen drei neue Korbessel. In einer Ecke befindet sich ein Polstersessel mit einfachen Holzlehnen aus den 50er Jahren. Links davon ein Geschirrschrank im Jugendstil mit einer Sammlung wertvoller Gläser. Daneben ein Ikea-Regal mit Büchern und der Hifi-Anlage. Von der Decke hängt eine japanische Papierlampe, und rechts von der Couch steht eine elegante Halogenleuchte.

Nicht alle Wohnzimmer weisen so unterschiedliche Stilelemente auf. Kennzeichnend ist für diesen Typus aber ein provisorischer Einrichtungsstil. Da steht ein Tisch aus der Studentenzeit, einige geerbte Glanzstücke, ein praktisches, wenn auch nicht mehr so ganz passendes Regal, schließlich ein neuer Ledersessel, von dem die Frau schon lange geträumt hatte. Nicht, daß die Leute kein Geld hätten, sich eine "anständige Möbeleinrichtung" zu kaufen, sie wollen nicht. Zum einen ist das eine Understatement-Haltung nach dem Motto "Wir haben es nicht nötig, uns mit Prestigeeinrichtungen hervorzuheben". Zum anderen steht dahinter eine Lebenshaltung, für die es als Inbegriff von Spießigkeit gilt, sich ein durchgestyltes, fertiges Wohnzimmer hinzustellen.

"Wir wollen nicht wie unsere Eltern wohnen."
(037)

Typ 2: Schöner wohnen

Die Wände des Wohnzimmers sind leicht abgetönt weiß, die Vorhänge taubenblau gehalten, dazu Parkettfußboden und zwei Teppiche mit großflächigen Farbkompositionen. Mittelpunkt des Raumes ist eine Sitzecke mit einem Sofa und zwei Sesseln, alles aus hellbraunem Rindsleder. Der Couchtisch besteht aus einer Marmorplatte mit zwei Marmorträgern, die in einem 90-Grad-Winkel zueinander ste-

hen. Über dem Tisch hängt eine silberne Metallampe. Der Übergang zum Eßbereich wird durch Glasvitrinen abgetrennt, in denen wertvolle Einzelstücke ausgestellt sind. Der Eßtisch ist weiß lackiert mit Stahlrohrbeinen. Um den Tisch stehen sechs Freischwinger mit grauen Sitzlederflächen.

Auch die Befragten dieses Typus haben jahrelang provisorisch gelebt, jetzt, wo sie sich beruflich etabliert und eine Familie gegründet haben, legen sie mehr Wert auf Möbel. Sie möchten eine Einrichtung, die ausdrückt, daß sie sich niedergelassen haben. Sie stecken also viel Geld und Zeit in die Wohnung. Bei den einen steht das Streben im Vordergrund, hochwertige Möbel harmonisch aufeinander abzustimmen, die anderen bringen viel Zeit ein, kreative Lösungen zu finden wie z.B. in einen alten Bettständer einen Spiegel einzubauen, oder selbst gebaute Elemente mit Fertigteilen zu einer eleganten Küche zu kombinieren.

Die Zeiten des improvisierten Wohnens sind für diese Gruppe vorbei, sie sind angekommen.

Dabei unterscheiden sich die einzelnen Projekte in ihren Einrichtungsstilen beträchtlich. Das oben angeführte Beispiel steht für einige Projekte, in denen klare Linien in hellen Räumen vorherrschen. In anderen Gruppen werden eher rustikale Kieferkonstruktionen bevorzugt. In einem Projekt hat jeder Haushalt einen weißen Kachelofen, der das Wohnzimmer dominiert. Jeder Ofen ist individuell gestaltet, wie betont wird. Aber schaut man sich Wohnzimmerfotos von unterschiedlichen Projekten an, so fallen die weißen Öfen sofort auf wie Erkennungszeichen für das betreffende Projekt.

In einem anderen Projekt hat man auch Öfen für die Übergangszeit eingebaut, hier haben sich alle Bewohner für Kaminöfen aus Stahl entschieden.

In einer Hausgemeinschaft erklärt uns die Befragte ihre Umbau- und Einrichtungspläne und zeigt uns dafür die andere Wohnung,

"weil wir es genauso machen wollen". (001)

Die Befragte kann sich von den Mitbewohnern inspirieren lassen, weil sie einen ähnlichen Stil hat. Im Detail können die Einrichtungen unterschiedlich sein, gemeinsam ist ein hoher Ausstattungsstandard.

"Wir wollen es uns schön machen." (42)

Verhältnis Mann - Frau

"Es ist ein ewiger Kampf", (002)

sagt eine Bewohnerin und meint damit die alltäglichen Auseinandersetzungen mit dem dem Ehemann über Hausarbeit und Kinderbetreuung

Die Kämpfe um neue Formen der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau wirken sich auch auf die Zusammensetzung der Wohngruppen und Hausgemeinschaften aus.

Die Gemeinschaften lassen sich unterscheiden nach den Antworten, die sie auf das Problem Arbeitsteilung gefunden haben. Drei Wege werden eingeschlagen: Traditionelle Arbeitsteilung, gleichmäßige Überlastung, partnerschaftliche Erledigung.

Glücklicher Harem²

Das sind Wohngruppen (in Hausgemeinschaften haben wir diesen Typ nicht gefunden), in denen die Mehrzahl der Frauen wie in einem freiwilligen Harem leben. Sie haben eine Berufsausbildung und teilweise eine feste Stelle, schieben aber den Wiedereinstieg in den Beruf vor sich

²Diesen Begriff habe ich von Frau Groh übernommen, Sie hat das Projekt "Wohnen mit Kindern" in Wien betreut, s. Groh et. al. 1987)

her, weil sie sich in ihrer Hausfrauen- und Mutterrolle ganz wohlfühlen und von den anderen bestärkt werden. Sie sitzen viel zusammen, haben immer etwas zu bereden, gehen mal zusammen einkaufen oder sonst in der Stadt spazieren, bereiten Feste vor und machen sich sonst noch für das Projekt nützlich. Eine Frau, die sich gerade im Erziehungsurlaub beindet, stellt fest:

"Wenn ich in einem Einfamilienhaus wohnen würde, hätte ich schon längst wieder gearbeitet, daß würde ich sonst nicht aushalten."
(014)

Die Wohngruppe entschädigt sie für die Abstinenz von beruflicher Arbeit und sonstiger außerhäuslicher Tätigkeit.

Gleichmäßige Überlastung

Für den ersten Typ kann man sich als Symbol den großen Kaffeetisch vorstellen, Sinnbild des zweiten Typs ist das Treppenhaus. Meist in Eile, treffen sich die Bewohner im Alltag oft nur noch dort.

Mann und Frau arbeiten beide und haben auch sonst noch viel außerhalb des Wohnzusammenhangs "um die Ohren". Beide kämpfen um Möglichkeiten, "nach draußen gehen zu können". Dabei ziehen in vielen Fällen die Frauen den Kürzeren,

"... aber es gibt keinen Rückfall in die glatte Aufteilung hier Heim - dort Beruf. Es ist klar, daß der Mann Hausarbeit übernehmen muß und die Frau Zeit für sich und für ihren Beruf haben muß. Männer die sich nicht kooperativ zeigen, werden dafür schon mal von Mitbewohnern zur Rede gestellt." (013)

Eine Frau, deren Mann ein Hausarbeitsmuffel ist, erzählt, daß er deshalb von einem Mitbewohner heftig kritisiert worden ist.

"Da hat der Jörg zu meinem Mann gesagt: "Du kannst doch deine Frau nicht alles alleine ma-

chen lassen." Das hat sich Mathias schon zu Herzen genommen." (021)

Männer, die im traditionellen Rollenmustern verfangen sind haben es in diesen Projekten "nicht leicht".

"... in drei Wohngruppen sind einzelne Familien ausgezogen, weil die Männer mit der Zumutung nicht klar kamen, auch mal z.B. den Hof zu fegen." (015)

Weil die Bewohner dazu tendieren, möglichst viele Aktivitäten außerhalb des Wohnbereichs zu realisieren, führt das Mehr an Gleichberechtigung zur Überforderung des privaten Haushaltes. Dem versucht man durch Putz- und Kinderfrauen sowie gegenseitige Entlastungen entgegenzuwirken. Dabei kommt das für den ersten Typ zentrale Zusammensitzen und miteinander Reden, zu kurz:

"Wenn ich weniger arbeiten würde, hätte ich auch mehr Zeit für Kontakte." (050)

Neue Männer

Sie sind Voraussetzung für partnerschaftliche Arbeitsteilung. Die Männer erkennen den Anspruch nach gleicher Verteilung der Hausarbeit nicht nur an, sie handeln auch danach. Konkret heißt das, die Männer reduzieren die Berufsarbeit, gehen bis auf eine halbe Stelle herunter. Die Frauen arbeiten ebenfalls nicht voll. Dadurch gewinnen beide Partner Zeit für Hausarbeit und Kinderbetreuung, die Arbeitsteilung kommt in ein ruhiges Fahrwasser. Für die Männer ist insbesondere die Kinderbetreuung (in den ersten Jahren des Kindes) neben dem Beruf ein zentraler Lebensbereich, den sie nicht missen möchten. Eine Frau erzählt, daß sie eine Zeit lang mit ihrem Beruf aufhören wollte, ihr Mann war aber strikt dagegen, weil er dann mehr hätte arbeiten müssen und

"er genießt das wahnsinnig, viel zu Hause zu sein." (010)

Die Männer unterstützen einander in dieser Haltung, und eine Frau berichtet, daß es für ihren Mann in dieser Umgebung wesentlich leichter ist, so zu leben.

"Wo wir vorher gewohnt haben, da wäre es wahrscheinlich sehr, sehr schwierig gewesen. Weil er dort noch isolierter gewesen wäre als ich. Auf dem Spielplatz und so ist es natürlich ganz schlimm, ...solche Vorbehalte dagegen kennen wir hier nicht." (010)

Wir haben nur zwei Wohngruppen angetroffen, in denen die "neuen Männer". In den Hausgemeinschaften gibt es solche Gruppierungen öfters, vor allem bei Lehrerhausgemeinschaften und Leuten mit anderen pädagogischen Berufen.

Verhalten zu den Kindern

"Unsere Vermieter hatten so ganz enge Vorstellungen, die Haustür mußte immer verschlossen sein. Allein die Tatsache, daß die Tür noch offen sein mußte, damit die Kinder rein- und rauskonnten, war schon ein Problem." (032)

Für die Bewohner ist wichtig, mit Menschen zusammenzuleben, mit denen sie sich in groben Zügen einig sind, was Kinder dürfen und wo die Grenzen sind. Beginnen wir mit dem, was nicht geht: Kinder werden in Hausgemeinschaften und Wohngruppen nicht geschlagen, wer das tut, paßt nicht in die Gemeinschaft; extremer Fernseh- und Videokonsum sind verpönt.

Positiv gewendet, die Kinder haben in den Wohnprojekten und Hausgemeinschaften einen großen Freiraum, die Wohnung, die Gemeinschaftsbereiche und die Gärten sind Entfaltungsräume der Kinder. Wer besonders empfindliche oder wertvolle Gegenstände hat, muß sie in seinem privaten Bereich vor den Kindern schützen, der Wohnbereich muß kindergerecht, d.h. strapazierfähig sein.

Die Kinder können in den Wohnbereichen Spuren hinterlassen. Gegenüber konventionellen Wohnkomplexen springt die Präsenz der Kinder sofort ins Auge: In einem Hof stolpert man über eine Höhle aus Stühlen und Decken, in einem Gemeinschaftsgarten werden Gräben gezogen, in einem Hausflur gibt es Maltafeln für die Kinder usw. Auch in den Wohnzimmern, die wir besucht haben, liegt oft Spielzeug herum und die Bewohnerinnen kommen nicht auf den Gedanken, es vor dem Besuch aufzuräumen oder sich für die Unordnung zu entschuldigen. Es ist vielmehr so etwas wie ein "Markenzeichen" der Projekte, nach dem Motto

"bei uns soll man sehen, daß hier Kinder leben". (038)

"Die Kinder sind hier die Könige", wie mehrmals gesagt wurde. Das ist eine Übertreibung, die aber etwas über den Geist in den Wohnprojekten sagt. "Autoritäre Erziehungsstile passen hier nicht rein", so oder so ähnlich wurde es von vielen Befragten formuliert.

Diese Grundpositionen gelten aber nur für Projekte mit Bewohnern aus der Mittelschicht. In dem Projekt des sozialen Wohnungsbaus sieht es anders aus. Dort werden Kinder auch geschlagen, sie haben sich mehr an die Wünsche der Erwachsenen anzupassen, Video- und Fernsehkonsum ist selbstverständlich. Eine Frau fällt in diesem Projekt aus dem Rahmen, sie macht eine Zusatzausbildung und hat Kontakt zu ganz anderen Kreisen. Ihre Tochter erzieht sie sehr freizügig, sie kann weitgehend machen, was sie will. Eine Zeitlang lief ihre Tochter als Punk herum, und einige Bewohner konnten nicht verstehen, warum die Mutter das durchgehen ließ.

"Hau ihr ein paar an den Hals", (044)

war der Rat einer Mitbewohnerin.

Welche Belastungen unterschiedliche Grundhaltungen zu den Kindern für eine Gemeinschaft haben können, zeigt ein Beispiel aus einer gescheiterten Hausgemeinschaft. Eine Mutter war der Meinung, daß ihr Kind zu schlafen hat, wenn es gewickelt und gefüttert worden ist. Falls es dann lange schrie, nahm die Mutter es nicht aus dem Bett. Die Nachbarin fand dieses Verhalten schrecklich,

"Mir hat's den Hals zugeschnürt." (038)

Sie hat einmal die Mutter auf das schreiende Kind hingewiesen, die bestand aber darauf, daß die Kleine schlafen muß.

"Ich habe sie noch eine halbe Stunde weiter schreien gehört, ich konnte es nicht aushalten und ich kann mich davon auch nicht lösen. Die hat dann geschrien, bis sie halt in den Schlaf getaukelt ist oder was weiß ich. Und das so oft, und da war es dann auch mit meiner Geduld zu Ende." (038)

Die Bewohnerin konnte sich nicht mehr vorstellen, mit einer Frau weiter zusammenzuleben, die ihr Kind so behandelt.

In einer anderen Auseinandersetzung ging es darum, inwieweit die Eltern mit den Kindern spielen sollen. Ein Paar vertrat die Ansicht, die Kinder sollen möglichst alleine spielen. Die Frau aus der anderen Familie spielte dagegen öfters mit allen Kindern, machte mit ihnen Ausflüge usw. Sie hatte jedoch den Eindruck, daß "die andern" mißtrauisch auf ihr Engagement schauten.

Politische Haltung

Das Spektrum der politischen Einstellungen ist eng. Es bewegt sich zwischen links-liberal und sozialistisch-alternativ. Extreme Unterschiede in den manifesten politischen Haltungen gibt es kaum. Es bedarf keiner

großen Diskussionen, wenn sich Bewohner zu einer Aktion zusammenschließen. Man ist sich im Grunde immer schon einig, z.B. bei der Initiierung einer Verkehrsberuhigung, bei der Gründung einer Bürgerinitiative gegen die Ansiedlung eines umweltgefährdenden Betriebes, bei der Organisation eines gemeinsamen Beitrages für eine Friedensdemonstration.

Aber über solche punktuellen Aktionen geht die gemeinsame politische Arbeit meistens nicht hinaus. Wir haben nur wenige Projekte angetroffen, die sich einer politischen Partei zugehörig fühlen - eine "SPD-Wohngruppe" und drei "DKP-Hausgemeinschaften". Zwei Wohngruppen waren aus katholischen Hochschulgemeinden hervorgegangen, und in zwei Wohnprojekten gibt es Dritte-Welt-Gruppen, in denen ein Teil der Bewohner mitarbeiten.

Im allgemeinen reicht es den Bewohnern, daß im Wohnzusammenhang eine ähnliche politische Grundstimmung herrscht, gemeinsames Handeln muß daraus nicht folgen. Es gibt sogar Projekte, in denen man gemeinsame politische Aktionen gerade nicht will. In einem Fall hatten Bewohner Bedenken, einen Mann aufzunehmen, weil sie wußten, daß er politisch sehr engagiert war, und sie wollten nicht, daß die Hausgemeinschaft mit hineingezogen würde. Erst als der Mann versicherte, daß er seine politische Arbeit auf keinen Fall in die Hausgemeinschaft tragen würde, wurde er akzeptiert.

Zwei Bewohnerinnen haben treffend zusammengefasst, was für sie die "gleiche Wellenlänge" ausmacht:

"Wir fanden uns ganz nett, so ganz grob, sag ich jetzt mal, eine Sorte, so wie die wohnen, so wie die eingerichtet sind, wie die arbeiten, was für Interessen die haben und so." (041)

"Wir sind uns einfach von unseren Einstellungen her viel näher, als eben die Verwandten, die haben andere Vorstellungen von Erziehung, andere Wertvorstellungen, andere Vorstellungen vom Essen, von Politik, von allem die haben überhaupt ein ganz anderes Weltbild." (025)

3. SYMPATHIE - FREUNDSCHAFT

3,1. Das Gefühl muß stimmen

"Es gibt ungeheuer viel Menschen, mit denen könnte ich nicht zusammenleben, das ist in erster Linie eine gefühlsmäßige Sache." (043)

Die Befragten könnten eine Menge vernünftiger Gründe nennen, warum ihre Mitbewohner zu ihnen passen: ähnliche Sozialstruktur, ähnliche Lebenssituation und Normen. Es gibt aber noch einen weiteren Filter bei der Auswahl von Bewohnern - die gefühlsmäßige Übereinstimmung. Jenseits sozialer Ähnlichkeiten suchen die Bewohner nach Gemeinsamkeiten, die sie selbst nur sehr allgemein benennen können:

"die sieht nicht völlig daneben aus,"

"die beiden waren uns sympathisch,"

"wir fanden die nett,"

"wir hatten das Gefühl, daß es zusammen geht."

Die Bewohner legen die Checkliste sozialer Kategorien beiseite und beschnuppern einander. Gesiebt wird jetzt auf der Beziehungsebene. Nicht mehr nach Beruf, Alter und Lebenssituationen wird gefragt, sondern: kann ich mit dieser Person auskommen?

Die Befragten können allerdings kaum sagen, was die gefühlsmäßige Übereinstimmung ausmacht, welches die emotionalen Komponenten sind, die zwischen den Bewohnern

stimmen müssen. Wesentlich konkreter vermögen sie Auskunft zu geben, wenn die Beziehungen nicht mehr stimmen. Ein übliches Ventil in Wohngruppen ist der Tratsch.

"Das ging dann hintenrum über gemeinsame Kollegen, die man hatte, also die übelste Form von Nachbarschaft, wie man sie sonst so kennt. Einer tratscht über den anderen, nichts wird klar, man begegnet sich noch nicht einmal im Streit." (032)

Getrascht wird über Eheprobleme von Mitbewohnern, den Lebenswandel einiger Leute, Erziehungsstile, berufliche Erfolge bzw. Mißerfolge, über das Verhalten der Kinder, über schlampige Hausarbeit. In fast jeder Wohngruppe gibt es einige Beziehungen, die auf der persönlichen Ebene nicht mehr funktionieren. Der Tratsch ist dann ein Puffer, um offenen Streit zu vermeiden.

Es zeigt sich, daß man keine Wohngruppen mit sechs und mehr Haushalten bilden kann, in denen alle Bewohner persönlich miteinander klarkommen. Es bilden sich Untergruppen, und es gibt Außenseiter.

In Einzelfällen kann es soweit gehen, daß Bewohner sich nicht mehr grüßen. Wenn es in den Wohngruppen zwischen vielen Bewohnern auf der Beziehungsebene nicht mehr gutgeht, dann ziehen sich die Bewohner zurück und unterhalten nur noch engere Beziehungen zu einzelnen Mitbewohnern.

"Heute ist das fast so wie ein Reihenhauses,"
(041)

so faßt eine Bewohnerin die Entwicklung in einer Wohngruppe zusammen.

In den Hausgemeinschaften sind die Möglichkeiten, sich durch Tratsch zu entlasten, sehr begrenzt. Wenn in die-

sen Gemeinschaften von zwei bis drei Haushalten die persönlichen Beziehungen über längere Zeit belastet sind, dann geht die Gruppe meist auseinander. Wir haben Bewohnerinnen aus sechs gescheiterten Hausgemeinschaften befragt. Aus den Erzählungen gewinnt man einen Einblick in die Gefühlsebene, die für das Zusammenleben wichtig ist.

Nach dem Grad der Spannungen kann man drei Stufen zwischenmenschlicher Unstimmigkeiten unterscheiden:

- Die "harmloseste" Form von Differenz ist, wenn man schlicht feststellt, daß der oder die anderen "andere Typen" sind. Eine Frau stellt sich als offensiv dar, sie geht auf Leute zu, spricht Probleme an und drängt auf Entscheidungen. Ihr Gegenüber schildert sie als sehr zurückhaltend, ängstlich, unbequeme Dinge anzusprechen, sie schiebt Entscheidungen vor sich her. Eine andere Frau nennt einen Mitbewohner

"schrecklich empfindlich, er hat gleich das Gefühl, daß man ihn übergeht".

- Eine zweite Begründung für Schwierigkeiten lautet etwa folgendermaßen: "Wir haben einfach keinen Zugang zueinander gefunden." Oft wissen die Betroffenen nicht, woran das liegt und es sind dann so allgemeine Äußerungen typisch wie: "Leute, mit denen es mir Spaß macht zu sprechen das geht nicht mit jedem."

Für eine Frau waren die Mitbewohner einfach zu "langweilig", sie hatten sich "zu wenig fundiert" mit Dingen auseinandergesetzt. Eine andere Gesprächspartnerin wiederum moniert an ihren früheren Mitbewohnern, daß sie sich immer nur distanziert-intel-

lektuell einbringen konnten und die emotionale Ebene verkümmert war.

- Grundsätzlicher ist der Bruch, wenn Bewohner sich gegenseitig nicht mehr akzeptieren können. Eine Bewohnerin wirft einem Mann vor, daß er es nicht schaffe "erwachsen zu werden". Er sei ein "Leisetretter" und stelle sich keinen Auseinandersetzungen. Für eine andere Bewohnerin ist ihre frühere Nachbarin eine Frau, "die vor allem Angst hat und sich verschließt, wenn es zu Schwierigkeiten kommt". Man renne bei ihr gegen eine Wand und das sei auf Dauer unerträglich. Eine Hausgemeinschaft ist daran gescheitert, daß die beiden Familien ihre jeweilige Lebensart für falsch hielten. Die einen meinten, daß ihre Nachbarn zu hektisch leben würden, sie hätten immer Besuch und kämen nicht zur Ruhe. Dieses Paar konterte wiederum mit dem Vorwurf, mit den anderen könnte man nichts zusammen machen, weil sie soviel Fernseh schauen.

"Wir haben selten zusammen mal abends Doppelkopf gespielt, oder es uns gemütlich gemacht, weil die dauernd Fernseh geguckt haben. ... Wenn ich immer dieses Fernsehbild gesehen habe, dann bin ich schon wütend geworden." (038)

In einer anderen Konstellation hat sich ein Paar immer Auseinandersetzungen entzogen, und diese "Feigheit" konnte die offensivere Bewohnerin nicht akzeptieren.

"Wenn wir uns gegenüber saßen, war das so, daß die immer mehr so'n Stück zurückwichen, also nicht greifbar waren." (045)

Bei der Auswahl der Bewohner und im Zusammenleben verbringen die Leute oft Drahtseilakte. Sie müssen zwischen den Unterschieden und den Gemeinsamkeiten einen Weg finden. Über die Wohnung einer Mitbewohnerin sagt eine Frau:

"Wenn Sie den Misthaufen da sehen, der da herrscht, in dem Haus, also wie man ein Haus so versiffen kann, das ist für mich auch ein Rätsel, und manchmal denke ich auch, ach Gott."
(025)

Dieselbe Frau sagt aber auch:

"Die Fragen, die wir uns stellen, sind auch ihre Fragen, wir diskutieren nicht auf verschiedenen Ebenen." (025)

Und weil das so ist, können sie auch zusammen leben.

Wie sehr die Fähigkeit, einen anderen ertragen zu können, abhängt von der Sicherheit der eigenen Identität, zeigen zwei Beispiele, die sich beide ums Kochen drehen.

Eine Frau bekochte oft ihren Mann, und wenn er mit dem Kochen dran ist und nicht klar kommt, dann springt sie für ihn ein. Die Mitbewohnerin hat "solche Sachen" für sich geklärt, und deshalb kann

"ich mir das ganz gut anschauen, die müssen schließlich damit klar kommen." (022)

In einem andern Fall ist der gemeinsame Mittagstisch Anlaß für unüberbrückbaren Streit über "richtige Ernährung". Eine Bewohnerin hatte aufgrund einer Krankheit ihre Eßgewohnheiten radikal geändert. Sie hatte ihr Damaskuserlebnis und konnte nicht mitansehen, wie die Mitbewohner an den alten Lasten festhielten.

Letztlich ist es also eine gefühlmäßige Entscheidung, ob der Satz an Gemeinsamkeiten ausreicht und die individuellen Unterschiede erträglich sind.

3.2.Freundschaft

"Meine Freunde die lieb ich, das ist zu bri-
sant." (033)

Zu nahe sollten sich die Bewohner nicht kommen. Eine Standardgeschichte über gemeinschaftliches Wohnen geht etwa folgendermaßen:

Es waren zwei befreundete Ehepaare, die trafen sich oft und fuhren auch manchmal zusammen in Urlaub. Weil sie kleine Kinder hatten und sich gut verstanden, beschlossen sie, zusammen ein Haus zu suchen. Kaum waren sie eingezogen und das letzte Zimmer gestrichen, waren sie keine Freunde mehr.

Solche Geschichten haben wir oft gehört und auch noch öfters haben uns Befragte erklärt, sie würden nicht mit ihren Freunden zusammenziehen.

Warum ist Freundschaft Gift für gemeinsames Wohnen?

"Diese Nähe, mit Erwartungen, Ansprüchen und Enttäuschungen, und das alles aufzuarbeiten, das kostet ganz schön viel Kraft und Zeit."
(027)

An eine Freundschaft werden hohe persönliche Ansprüche gestellt: Ehrlichkeit, Offenheit, Füreinanderdasein, Intensität. Diese Ansprüche kollidieren mit dem, was man in einem Wohnprojekt leben kann:

- Man sagt seinen Mitbewohnern nicht alles, was man denkt, ist also nicht ganz ehrlich.
- Man spricht nicht über alle Dinge, die einen bewegen, verschließt sich auch vor den anderen.teilweise
- Hilfe beruht auf Gegenseitigkeit, man hilft nicht nur aus Freundschaft.

- Man braucht eine gewisse Gleichgültigkeit, um die anderen ertragen zu können, man fühlt sich den Mitbewohnern also nicht intensiv verbunden.

Aus der Sicht einer Freundschaft sind die Beziehungen in einem Wohnprojekt unzulänglich, zufällig:

"Ich kann mich mit diesen Zufälligkeiten besser arrangieren, als wenn ich meine besten Freunde hier hätte, denn bei meinen besten Freunden sind meine Ansprüche auch entsprechend höher, und da halte ich eine wirkliche Entzweiung für eher möglich als mit Leuten, mit denen ich nicht stark verbunden bin." (033)

Wir haben von einigen Beispielen gehört, wo die besten Freunde Tür an Tür nebeneinander wohnen und es geht gut. Aber im Vergleich mit all den gescheiterten Versuchen und der verbreiteten Abwehr gegen die Vermischung von Freundschaft und Wohnen sind es Ausnahmen.

Bemerkenswert ist, wie einige befreundete Paare das Problem gelöst haben. Seit sie zusammenwohnen, ist die Beziehung distanzierter geworden. Sie fahren nicht mehr gemeinsam in Urlaub. Bevor sie zusammengezogen sind, haben sie fast jedes Wochenende miteinander verbracht, jetzt gestaltet jeder Haushalt seine Freizeit für sich. Seit sie räumlich so nahe zusammengedrückt sind, haben sie sich gefühlsmäßig voneinander entfernt.

Die Mehrzahl der Bewohner akzeptiert die Grenzen des gemeinsamen Wohnens. Haben sie resigniert?

"Wir haben bewußt gesagt, wir machen da keinen Krampf draus." (042)

Nach einem gescheiterten Versuch hat das Paar seine Ansprüche zurückgenommen. Die alten Ambitionen sind für sie jetzt der Krampf, vor dem sie sich hüten wollen.

Keine Ansprüche zu haben, das ist eine der leitenden Parolen der Bewohner, die schon einige Erfahrungen im gemeinschaftlichen Wohnen hinter sich haben.

4. SO BUNT WIE WIR

"Es ist einfach angenehm, wenn Leute zusammenleben, die über die selben Schulwitze lachen."
(001)

Umgekehrt ist es unangenehm, so ließe sich der Gedanke fortsetzen, mit Menschen zusammenzuwohnen, die immer wieder spitze Bemerkungen über die langen Ferien der Lehrer machen. In den Lehrerhausgemeinschaften ist die Homogenisierung am weitesten getrieben worden. Das vereinfacht in mancher Hinsicht den Alltag:

"Man hat zur gleichen Zeit und gleich lange Ferien, dieselben Einkommen und von daher gibt es keine Probleme." (019)

Die Mehrzahl der Bewohner möchte jedoch nicht mit Berufskollegen zusammenwohnen, vielmehr wünschen sie sich eine anregende Buntheit. Für alle Projekte ist aber die Voraussetzung für Vielfalt eine dominante Grundfarbe. Eine unserer Gesprächspartnerinnen hatte im letzten Urlaub Leute aus ganz anderen Berufen kennengelernt, und das fand sie sehr interessant,

"aber ich weiß nicht, ob das hinhauen würde, wenn man jetzt mit denen zusammenwohnen würde, weil die haben eben auch erst mal andere Arbeitszeiten, dann vom Einkommen her total anders, ich denke, man könnte z.B. sowas gar nicht mit denen realisieren, dann würde es wahrscheinlich schon wesentlich eher Probleme geben." (019)

Die betreffende Frau wohnt in einer Hausgemeinschaft. In diesen kleinen Einheiten von zwei bis drei Haushalten achten die Bewohner mehr auf ähnliche Sozialdaten,

als in den größeren Wohngruppen. Dort ist die Bandbreite größer - mit einem Kern von Leuten die sich in ihren Lebensumständen sehr ähneln.

Wie sieht diese Bandbreite aus?

Einige Bewohner haben das Gefühl, ihre Gemeinschaft sei ein bunter Haufen. Zum Beweis zählt ein Frau die Berufe der Bewohner auf:

Krankenschwester, Maschineningenieur, Architekt, Innenarchitektin, Bibliothekarin, Soziologin, Betreuer von Heimkindern, Schauspielerin, Musikerin, Lehrerin, Sekretärin, Zeichenlehrer, Ausdruckstherapeutin, Gemeindehelferin, Biologin, Psychologe, Malerin, Lehrer, Drogenberaterin, Musikerpaar, Politologe, Computerspezialist, Atemtherapeutin. (008)

Diese Aufzählung beschließt sie mit der Feststellung,

"also ein Spektrum von A bis Z."

Was als Beispiel für die große Bandbreite angeführt wird, zeigt, daß Verschiedenheit nur noch in engen Grenzen gesehen wird. Jenseits akademischer, pädagogischer, sozialer und künstlerischer Berufe kommt kaum jemand in Frage. Die Grenzen gegenüber den Anderen, sind so selbstverständlich, daß man Vielfalt nur noch in dem abgesteckten Rahmen begreifen kann.

Homogenität nach innen wird ergänzt durch Barrieren nach außen. Die Wohnprojekte grenzen sich gegenüber der Wohnumgebung deutlich ab. Die neugebauten Wohngruppen unterscheiden sich sichtbar von der übrigen Bebauung. Die Häusergruppen scheinen sagen zu wollen: Wir sind eine Einheit, und unsere Nachbarschaft ist ganz anders. Einzelne Bewohner unternehmen Versuche, Kontakt aufzunehmen mit Nachbarn, und mehrere Projekte haben auch schon einmal "einen Tag der offenen Tür" für die Nachbarn gemacht. Einige Projekte haben

Kulturveranstaltungen organisiert, eine Ausstellung, einen Musikabend, eine Theateraufführung. Angesprochen wurden dabei aber vorwiegend Leute aus der Szene, Freunde und Bekannte, nicht die Nachbarn. In den meisten Fällen sind es

"einfach schon verschiedene Welten" (034)

zwischen den Projektbewohnern und ihren übrigen Nachbarn. Eine Wohngruppe hat von den Nachbarn einige Spitznamen bekommen: Ökos, Uni-Kollektiv, Lehrer-Kolonie. Für eine andere Gemeinschaft fanden die Dorfbewohner den Namen "Spinnersiedlung", "Rote Burg" wird eine dritte Wohngruppe genannt.

Im Hof einer Wohngruppe erscheinen manchmal Leute aus dem Viertel, unterhalten sich lautstark, wie schrecklich diese Anlage sei und gehen wieder. Sie verhalten sich wie im Zoo.

In den Hausgemeinschaften ist die räumlich-architektonische Abgrenzung nicht so ausgeprägt, man sieht es höchstens an der Gartengestaltung oder weil keine Vorhänge an den Fenstern hängen. Dafür scheinen sich aber die Bewohner sozial noch eindeutiger von den Nachbarn abzugrenzen. Die Mehrzahl der Befragten aus Hausgemeinschaften sagt, sie wollten mit den Nachbarn möglichst wenig zu tun haben.

Anders ist das nur bei Hausgemeinschaften, die in Szene-Vierteln liegen. Es sind typischerweise bürgerliche Altbauquartiere, in denen in den letzten Jahren viele Akademiker Häuser gekauft haben. Die Hausgemeinschaften fallen in diesen Vierteln nicht auf, hier wohnen auch Freunde und Bekannte.

Man rückt mit einigen ähnlichen Menschen zusammen und rückt immer mehr von fremden Menschen ab.
"

II. DISTANZ UND NÄHE

Der Drang zur Privatheit - Der Wunsch nach Gemeinschaft

Der Schweizer Fremdenverkehrsverband zeigte sich kürzlich besorgt, weil viele Hotels noch nicht "zeitgemäß ausgestattet sind". Zum Standard eines modernen Hotelzimmers gehören inzwischen eine Naßzelle mit Bad/Tusche/Toilette, Farbfernseher, Telefon und Minibar. Will man etwas trinken und knabbern, versorgt man sich an der Minibar, sucht man Zerstreuung, schaltet man den Fernseher ein, verlangt es einem nach Kontakt, greift man zum Telefon.

In den Hotels wird nur nachvollzogen, was sich im Wohnbereich längst verfestigt hat - die räumliche Autonomie. Die Möglichkeiten, niemandem begegnen zu müssen, werden systematisch ausgebaut. Jeder kann für sich bleiben.

Auch in den nichtfamilialen Wohnformen wie Heimunterkünfte, wurde in den letzten Jahren zunehmend Wert auf abgegrenzte Privatbereiche gelegt. So war es vor 20 Jahren in Schwesternheimen noch üblich, daß die Bewohnerinnen sich Küche, Eßbereich, Badezimmer und Toilette teilten. Heute werden nur noch Heime mit Appartements gebaut, d.h. jede Bewohnerin hat eine eigene Naßzelle und Küche. Dabei wird in Kauf genommen, daß sie sich im Badezimmer kaum ausstrecken kann, die Küche für den Gebrauch erst ausklappen muß und daß alles auf Kosten des Wohnraumes geht. Wichtiger als großzügige Raumzuschnitte ist eine gesicherte Privatsphäre.

Diese beiden Beispiele zeigen, daß das Privatheitsgebot bis in Randbereiche des Wohnens vorgedrungen ist. Schaut man sich die Merkmale modernen Wohnens an, wird deutlich, wie selbstverständlich inzwischen die Abgrenzung der privaten Wohnung geworden ist:

Die räumliche Abgrenzung: Die Wohnung schützt vor Eindringlingen, Einblicken und Geräuschen.

Die soziale Abgrenzung: Eintrittsrituale, Scham-schwellen, Nichteinmischung in Privatangelegenheiten.

Die rechtliche Abgrenzung: Die private Wohnung ist durch Eigentums- oder Mieterrechte, Hausordnung und Nachbarschaftsrecht vor Zugriffen anderer geschützt.

Die funktionale Abgrenzung: "Eine Wohnung ist die Summe der Räume, die die Führung eines Haushaltes ermöglichen, darunter stets eine Küche oder ein Raum mit Kochgelegenheiten. Zu einer Wohnung gehören außerdem Wasserversorgung, Ausguß und Abort." (DIN 283, Block 1) Diese DIN-Norm beschreibt die räumlich-technischen Voraussetzungen, um einen selbständigen Haushalt zu führen. Jeder Haushalt soll in der Lage sein, unabhängig von den Nachbarhaushalten zu wirtschaften.

Mit den neuen Kommunikationstechnologien wird die Unabhängigkeit der Haushalte von räumlichen Zusammenhängen noch ausgebaut. Selbst wenn ein gehbehinderter Mensch in der Wohnung stürzt, braucht er keine Nachbarschaftshilfe, der elektronische Hilferuf funktioniert zuverlässig.

Hans-Paul Bahrtdt(1961) hatte bereits Anfang der sechziger Jahre den Drang zum "Glück im Winkel" kritisiert. Für ihn sind Öffentlichkeit und Privatheit die beiden Grundformen städtischer Vergesellschaftung. In diesen Aggregatzuständen spielt sich das alltägliche Leben ab. Privatheit und Öffentlichkeit stehen in einer dialektischen Beziehung zueinander. Die Privatsphäre ist nicht autark, sie kann sich "gewissermaßen nicht selbst erahnen", sie benötigt Impulse aus dem Bereich der Öffentlichkeit. Die Tendenz zur Verselbständigung der Privatsphäre, "die Flucht in die Intimgruppe", wie Bahrtdt sagt, führt zur Verkümmern der menschlichen Beziehungen und Verarmung des privaten Lebens. An die Stelle einer Dialektik von Öffentlichem und privatem Leben tritt die Maximierung der autarken Privatbereiche. Die Öffentlichkeit ist nur noch eine Möglichkeit nicht mehr notwendige Ergänzung. Private

Bereiche beziehen sich kaum noch über die Öffentlichkeit aufeinander, sie stehen vielmehr polar nebeneinander.

Diese Polarität geriet Anfang der 70-er Jahre verstärkt in das Visier der Kritik. Die gerade erst erbauten Großwohnanlagen - "Wohnsärgen" (Günther Eich) - wurden zum Inbegriff isolierten und damit unmenschlichen Wohnens.

Gesucht wird nach Möglichkeiten der Begegnung, in einem Bereich zwischen öffentlichem und privatem Leben. gibt Zu dieser Forderung gibt es zwei theoretische Positionen:

Für die Vertreter der ersten Position haben die Nachbarn in der Regel untereinander Kontakt. Die Kontaktmöglichkeiten müssen jedoch verbessert werden. Es müssen halböffentliche Räume geschaffen werden, in denen sich Nachbarn unkompliziert begegnen können. Bauliche Maßnahmen sollen eine "beschauliche Öffentlichkeit" (Bahrtdt 1973, 114) schaffen. Im Gegensatz zur "flutenden Öffentlichkeit" (ebenda) der anonymen Innenstadt, kann man im Wohnbereich auf einer Bank, am Spielplatz, im Treppenhaus, am Gartenzaun die Bewohner des Quartiers treffen und nach Wunsch Kontakt aufnehmen.

Grundlage der beschaulichen Öffentlichkeit bleibt die Dialektik von Privatheit und Öffentlichkeit. Die Quartiersbewohner erkennen gegenseitig ihren Privatbereich an, daher finden die Kontakte vorwiegend im halböffentlichen Bereich und nicht in der Wohnung statt. Die allgemeinen Kontakte sind begrenzt auf Grußkontakt und einige freundliche Worte, es gibt keinen Zwang zum Zusammensein, jeder entscheidet für sich, ob er mehr Kontakt zu einzelnen Bewohnern haben möchte. Diese "gekonnte Distanz", wie Bahrtdt es nennt, kann nur funktionieren, wenn die Nachbarschaftsbeziehungen eingebettet sind in die grundsätzliche Anerkennung eines privaten und eines öffentlichen Bereiches.

Die zweite Position faßt Gronemeyer (1977, 59) bündig zusammen: "Der Homo Privatus ist ein Krüppel". Statt

gekonnter Distanz wird von solidarischen Gemeinschaften gesprochen. Die Menschen, die nahe beieinander wohnen, sollen sich zusammentun, ihre Wohnungswelt selber gestalten und sich gegenseitig helfen. Nachbarschaft ist danach eine Grundeinheit gesellschaftlichen Lebens.

Mit der gleichen Stoßrichtung, aber noch grundsätzlicher, ging die Kommunebewegung Ende der 60er Jahre den Kern der Privatheit, die Familie, an. "Hat die Stunde der bürgerlichen Kleinfamilie geschlagen?", so wird im Klappentext eines damals erfolgreichen Buches gefragt (Wohngruppe, Kommune, Großfamilie, Reinbeck 1972). Die Kleinfamilie wird als Perversion der Privatheit dargestellt. Die Familienwohnung sei ein verlogenes Idyll, das Konflikte, Unterdrückung und Frustrationen zudeckt. Gegenmodelle zur Kleinfamilie sind Zusammenschlüsse von Menschen in Kommunen, in denen die Isolation des Privatbereichs und die Anonymität der Öffentlichkeit aufgehoben werden sollen.

In den Wohngruppen und Hausgemeinschaften wird versucht, daß Verhältnis zwischen Distanz und Nähe neu zu bestimmen. Die Versuche bewegen sich dabei zwischen den beiden Polen Ergänzung und Auflösung der familialen Privatheit. In der Selbstdarstellung einer Wohngruppe heißt es:

"Die individuelle Entwicklung der Einzelfamilie sollte möglich sein, gleichzeitig sollte die Möglichkeit für Gemeinsamkeit geschaffen werden, d.h. es sollten private Bereiche und öffentliche Bereiche gleichberechtigt nebeneinander stehen." (BRECH 1981, 137)

Welches Verhältnis zwischen Distanz und Nähe hat sich in den Experimenten abgespielt? Wieviel Nähe können die Bewohner aushalten, und wann brauchen sie Distanz?

Im folgenden wird zunächst das Verhältnis von Distanz und Nähe auf der räumlichen, der sozialen, der rechtlichen und schließlich der funktionalen Ebene dargestellt.

In einem Schlußkapitel werden die Grenzen der Nähe und die Grenzüberschreitungen charakterisiert.

1. DIE RÄUMLICHE ABGRENZUNG

1.1 Die Wohnung

Wenn man den Wohnwunschbefragungen Glauben schenkt, dann ist das freistehende Einfamilienhaus für die große Mehrheit der Bevölkerung immer noch das Traumhaus. In dieser Wohnform ist die räumliche Abgrenzung der Privatsphäre am radikalsten verwirklicht. Zwischen den Häusern und zum öffentlichen Bereich werden Schneisen geschlagen und Wälle errichtet, die die Bewohner vor Einblicken, Mithören und unerwünschten Kontakten schützen.

Angesichts knapper Flächen und hoher Grundstückspreise ist dieses Ideal vor allem in stadtnahen Bereichen vielfach nicht mehr zu verwirklichen. Man muß Kompromisse eingehen, verdichtet bauen. Die häufigste Variante des Zusammenrückens ist das Reihnhaus, ein Einfamilienhaus ohne Distanzflächen.

Das zweite Konzept für die Sicherstellung der Privatsphäre sind Geschoßwohnungen. Distanzflächen sind hier kaum vorhanden. Es bleiben nur die Wände und die Wohnungstür.

Einfamilienhäuser (sei es in der freistehenden oder verdichteten Version) und Geschoßwohnungen sind die beiden Standardlösungen für die Verwirklichung abgeschlossener Wohnungen.

Die Wohngruppen hatten die Möglichkeit, neue Raumkonzepte zu entwickeln. In allen Entwürfen wird jedoch am Modell der abgeschlossenen Familienwohnung festgehalten. Konkret, alle Wohngruppen, die wir untersucht haben, sind auf der Basis von Einfamilienhaus oder Geschoßwohnung gebaut worden.

Vier Projekte sind im Geschoßwohnungsbau realisiert, die Wohnungen sind übereinandergeschachtelt und nebeneinandergestellt wie in einem üblichen Mietshaus. Jede Wohnung ist abgeschlossen und wird von einem zentralen

Treppenhaus erschlossen. Teilweise sind den Wohnungen Balkone zugeordnet, jeweils nur für eine Wohnung.

Alle anderen Projekte sind als verdichtete Einfamilienhausgruppen gebaut worden. dabei gibt es die Versionen Reihenhausgruppe und Wohnhofgruppe (s. S.171/172).

Die abgeschlossene Wohnung war die selbstverständliche Planungsgrundlage für alle Wohngruppen.

Ähnlich sieht es bei den Hausgemeinschaften aus. Die große Mehrheit hat sich Häuser gesucht, die aus abgeschlossenen Wohnungen bestehen. In fünf Fällen wurden nachträglich die Wohnungen von den offenen Treppenhäusern abgegrenzt. Von den 30 befragten Hausgemeinschaften war es für 22 selbstverständlich, die Wohnungen gegenseitig abzugrenzen.

Zwar gab es bei einigen Leuten Gedankenspiele, die Wohnungen offener zu halten, das wurde jedoch bald wieder verworfen:

"Da waren auch Gedanken in der Richtung 'gemeinschaftliche Küche' und solche Dinge, und wir haben uns ziemlich realistisch gesagt, wir sind im Grunde alles Kleinbürger, und wir wollen die Sache mal nicht überstrapazieren und wollen es mal so machen, jeder hat erst mal seine Wohnung." (033)

Den meisten Bewohnern war von vornherein klar, daß sie nur unter der Bedingung 'abgeschlossene Wohnung' in das Projekt einziehen wollten. Entweder hatten sie bereits vorher in einer abgeschlossenen Familienwohnung gelebt und konnten sich andere Formen gar nicht vorstellen, oder sie kamen aus Wohngemeinschaften und hatten auf Grund von Familiengründung und Berufseintritt ihre Wohnanforderungen verändert.

Häufig wird der Zusammenhang zwischen Berufstätigkeit und dem Wunsch nach einer abgeschlossenen Privatsphäre betont.

"Mein Mann und ich haben beide begonnen streng zu arbeiten und da wurde uns das in der Wohngemeinschaft zuviel." (029)

Für viele ist eine Familie mit zwei Kindern schon kompliziert genug, und dafür ist eine eigene räumliche Hülle notwendig.

"Wir sind eigentlich schon unter der Voraussetzung hier eingezogen, daß wir gesagt haben, es ist wichtig, vor allen Dingen, wenn man arbeitet oder Kinder hat, daß jeder, und da sind wir uns ziemlich einig, daß jeder so diese Familieneinheit hat. Das sind vier Leute, und das ist eigentlich schon relativ viel, die man täglich verkraften muß, beim Frühstück, beim Abendessen, sonstige Konflikte. Und acht Leute sind einfach zuviel regelmäßig. Und deshalb wollen wir eigentlich alle darauf gucken, weil wir denken, daß es auch nicht gutgehen kann auf Dauer, daß wir von Anfang an sagen, das ist getrennt, mit der Möglichkeit, je nach Lust und Laune zu öffnen, sich gegenseitig zu besuchen oder etwas zusammen zu machen." (002)

Eine andere Frau meint, die Entscheidung, abgetrennte Wohnungen zu schaffen, sei für den Erfolg der Hausgemeinschaft ausschlaggebend gewesen. Sie hatte mit dem Gedanken gespielt, in der anderen Wohnung ein Zimmer anzumieten. Sie nahm dann aber lieber die Enge ihrer Wohnung in Kauf, um "die klaren Verhältnisse nicht in Frage zu stellen".

Das Bedürfnis nach einem eindeutig abgegrenzten Bereich wird noch unterstrichen durch den häufig geäußerten Wunsch nach akustischer Abgrenzung. So klagt eine Frau:

"oft ist das wie im Schwimmbad" (003)

Einige Wohnanlagen sind aufgrund der geschlossenen Bauweise sehr hellhörig, das gilt auch für viele Hausgemeinschaften, die im Altbau leben.

"In Streßsituationen, immer wenn ich unheimlich genervt bin, kurz vor den Sommer- oder Osterferien, dann ist es so anstrengend in der Schule und hinterher, da wünsch ich mir manchmal dann ein Haus, wo es ruhig ist, wenn ich ruhig bin oder wenn wir ruhig sind, wo man wirklich seine Ruhe hat." (021)

Auf die Frage nach baulichen Verbesserungswünschen werden daher an erster Stelle Lärmisolation genannt, um nicht nur Ruhe zu haben, wenn die Mitbewohner im Urlaub sind.

"Oder wir genießen es, wenn der andere in Urlaub ist, da wird doch deutlich, es ist schön, es ist wirklich Ruhe, es ist keiner da." (019)

Werfen wir nun noch einen Blick auf die acht Hausgemeinschaften, in denen die Wohnung nicht eindeutig abgegrenzt ist. In vier Projekten berichteten die Frauen von Problemen mit Zwangskontakten. Sie treten auf, wenn Funktionsräume (Bad, Küche) gemeinsam genutzt werden, oder wenn die einzelnen Räume einer Familie über das Haus verteilt sind. In einem Fall ist ein Durchgangszimmer aufgrund der baulichen Konzeption nicht zu vermeiden. Davon sind zwei Haushalte betroffen, deren Bereiche dadurch vermischt werden. Der dritte Haushalt hat dagegen eine separate Wohnung und wird deshalb von den anderen beneidet.

Die Aufteilung des Hauses in Individualzimmer und nicht in Familienwohnungen, sollte den Anspruch versinnbildlichen,

"keine Abhängigkeiten in der Beziehung, und jeder ist so seine eigene Frau oder sein eigener Herr. Es entspricht aber irgendwie nicht der Realität, daß ich mich so unabhängig von H. (dem Lebensgefährten, H.V.) fühle, schon allein durch das Kind nicht mehr." (024)

Die Paare möchten in diesem Fall die Hausgemeinschaft auflösen und eigene Wege gehen, denn es

"wäre wahrscheinlich unkomplizierter, wenn wir hier nicht den gemeinsamen Rahmen hätten."
(041)

Von Schwierigkeiten, sich als Paar frei zu bewegen, spricht auch eine andere Frau. Die beiden Familien haben ein Doppelhaus mit zwei völlig getrennten Wohnungen. Zwischen den Wohnungen liegt ein Gemeinschaftsraum, von dem aus eine Tür direkt in den Wohnbereich der Wohnung führt. Unsere Gesprächspartnerin fühlt sich dadurch eingeschränkt:

"Ich habe Hemmungen mit meinem Mann hier im Wohnzimmer einfach so zu knuddeln, die anderen können ja plötzlich im Zimmer stehen." (025)

Es gibt jedoch einige Hausgemeinschaften, die offenere Grundrisse positiv bewerten. In einem Fall ist es ein offenes Treppenhaus, wodurch die Bewohner voneinander "etwas mitbekommen". Im andern Fall ist es ein gemeinsames Badezimmer und in zwei Fällen eine gemeinsame Küche. Sie sind für die Bewohner Gelegenheiten sich zu treffen, sonst

"würden wir uns möglicherweise tagelang nicht sehen" (016)

Ein gemeinsames Badezimmer dient in einer Hausgemeinschaft als Treffpunkt:

"Man hält sich ja viel im Bad auf, so morgens und abends und oft sind wir alle da versammelt, auch so 'ne Art Kommunikationszentrum. Wenn wir abends alle zu Bett gehen, dann macht man sich fertig und dann sitzen wir hier oft alle vier, zunächst zu zweit oder dritt manchmal, und dann kann man noch mal Gespräche führen, wozu man sonst nicht kommt, gerade abends." (017)

In diesen Beispielen sind die Wohnungen bis auf einen Funktionsraum voneinander separiert. Es sind gewollte Überschneidungsräume, um Kontakte zu erleichtern.

"Ich denke, man hat über die Küche soviel Berührungsmöglichkeiten, das hätten wir sonst bestimmt nicht, das wäre wesentlich schwieriger, da so viel Kontakt aufzubauen." (016)

Gut aushalten lassen sich solche Schnittstellen, wenn die Häuser groß sind und die Bewohner sich dadurch auch räumlich separieren können.

"Das Haus ist so groß, daß wir uns ein bißchen aus dem Weg gehen können." (039)

Die Beispiele zeigen, daß einige Bewohner die strenge räumliche Abgrenzung der Wohnung ein wenig abmildern möchten. Sie wollen quasi ein Fenster zu den anderen Wohnungen öffnen, um den Kontakt zu erleichtern.

Ein wirkliches Fenster als Einblick in die Wohnungen gibt es in einigen Wohngruppen.

"Eigentlich hatten wir das auch so geplant, daß wir uns gegenseitig in die Häuser reingucken können, daß man Leben sieht, das wollten wir gern". (036)

Das Zitat steht für einzelne Projekte, in denen die optische Abgeschlossenheit aufgebrochen werden soll. An die Stelle der verschlossenen Tür und nicht einsehbarer Fenster wird zur Straße eine große Glasfront geschaffen, die den Blick in die Küche freigibt. Dadurch wird die Kontaktaufnahme erleichtert, man kann sich zuwinken, grüßen, kann jemanden hineinbitten; von außen kann man abschätzen, ob einer gesprächsbereit ist. Die Einblicke sind begrenzt auf die Wohnküche. Die anderen Räume sind vor Blicken geschützt.

In der Mehrzahl der Wohngruppen sind diese Einsichtsmöglichkeiten nicht vorgesehen, vielmehr erschwert man durch ein erhöhtes Erdgeschoß, einen Vorgarten mit Sichtblenden durch Büsche, Hecken oder Mauern, die Einsicht. Vor den Fenstern hängen teilweise Gardinen. Bei den Kreishäusern gibt es keine Fenster zum Wohnhof hin oder nur ganz kleine Öffnungen, die den Blick in den Wohnhof gestatten, aber nicht umgekehrt.

Die abgeschlossene Wohnung bleibt in den Wohnprojekten der dominierende Standard.

1.2 Die privaten Freiflächen

Im herkömmlichen Wohnungsbau werden die privaten Verfügräume durch Gärten, Balkone und Terrassen erweitert und mit Hilfe von Zäunen, Hecken, Sichtschutz usw. vor den Nachbarn abgegrenzt.

Freiflächen haben darüberhinaus die Funktion, Distanz zu schaffen. Solche Distanzflächen sind Vorgärten und bei Wohnblocks das Abstandsgrün.

Wie bei den Wohnungen wird auch bei den privaten Freiflächen Wert auf die klare Trennung zwischen privaten und öffentlichen Bereichen gelegt, Zwischenbereiche werden dagegen vermieden.

Ganz anders bei den Wohnprojekten. Gärten, Balkone etc. bleiben zwar wichtig als private Rückzugssphären, zusätzlich sind die Freiflächen aber Mittler zwischen den Bewohnern der Projekte. Ein Teil der privaten Grund-

stücke dient der Kontaktaufnahme zwischen den Bewohnern.

Die auffälligste Abweichung ist das Fehlen von Distanzflächen. Nur Hausgemeinschaften im Altbau verfügen über Vorgärten gegenüber dem öffentlichen Bereich.

In den Wohngruppen haben die privaten Flächen vor den Häusern nicht mehr die Funktion, Distanz zu schaffen, es sind vielmehr Kontaktvermittler. Zwei Versionen haben wir kennengelernt:

Die kleinen Gärten vor den Häusern sind durch Hecken oder Zäune eingegrenzt. Es sind eindeutig private Bereiche, aber sie sollen nicht nur Distanz vermitteln - es gibt dort Sitzplätze.

"Hier wird gegessen, wenn gutes Wetter ist, oder hier lese ich auch." (009)

Die Frau möchte ihren Vorgarten schon abgrenzen, aber auch zeigen, daß sie offen für Kontakte ist:

"Ich möchte einfach ein wenig geborgen sein, weil gleich daneben ist hier sehr viel Leben normalerweise. Es ist schon so, wenn ich hier draußen sitze, auf der Küchenseite, dann kann man zu mir kommen, dann bin ich bereit, offen." (009)

Der Gemeinschaftsbereich beginnt direkt vor der Haustür. Es kann ein Erschließungsweg sein, ein Wohnhof oder eine Spielstraße, zwischen den gemeinsamen und den privaten Bereichen gibt es keine Pufferzone. Wer vor die Wohnungstür tritt, ist ansprechbar:

"Im Vorbereich sind wir auch manchmal so zum Kaffeetrinken, und da wird man sofort - zwar nicht gestört - aber als öffentlich empfunden, wenn man im Innenhof sitzt und Kaffee trinkt, kann man sicher sein, nach einer halben Stunde sitzen da mindestens acht Frauen oder auch Männer. Es ist so eine Art Signal, ich sitze hier und möchte eigentlich ganz gerne, daß jemand dazukommt ... wenn man das nicht will, dann sitzt man hinten." (014)

In einem Reihenhausmietprojekt wollte die Verwaltung vor den Haustüren Windfänge bauen, um Energie zu sparen. Die Bewohner wehrten sich dagegen, weil sie befürchteten, daß die direkten Kontaktmöglichkeiten von Tür zu Tür eingeschränkt würden.

Im Kontrast zu der Offenheit "nach vorne" steht die Abgrenzung "nach hinten". In fast allen Wohngruppen hatten die Wohnungen eindeutig abgegrenzte Privatflächen. Die beiden typischen Formen:

- Abgegrenzter Garten

Wie bei den üblichen Reihenhäusern sind die Gärten Entfaltungsräume der Familie. Sie sind von den Nachbargrundstücken aus nicht zugänglich. Teilweise werden sie durch Hecken oder Zäune vor Einblicken geschützt. In einem Fall umgeben hohe Mauern die Gärten.

- Abgegrenzte Terrassen

Vor der Wohnzimmerfront ist eine Terrasse eingelassen, sie wird durch seitliche Wände vor Nachbarblicken abgeschottet. Dieser Bereich ist eindeutig privat. Daran schließt sich ein abgegrenzter, aber optisch offener Gartenteil an. Abgeschlossen wird der Garten von einem Grünstreifen, der sich über die ganze Reihe entlangzieht und eine Verbindungslinie zwischen den Grundstücken bildet. Auf diesem Streifen kann man an den anderen Gärten entlang gehen, hineinschauen, Kontakt aufnehmen, eventuell in einen Garten hineingehen.

Auch bei den Geschoßwohnungen wird Wert auf private Balkone bzw. Terrassen gelegt. Wir haben kein Haus mit einer offenen Balkonreihe gesehen; im Gegenteil, in einem Haus war eine durchgehende Balkonreihe geplant, die Bewohner haben jedoch die Aufteilung in Einzelbalkone durchgesetzt.

Anders bei den Hausgemeinschaften. Alle Hausgemeinschaften haben gemeinsame Gärten, es gibt keine privaten Gärten, die einzelnen Wohnungen zugeordnet sind. Das liegt sicherlich an der räumlichen Vorgabe - die meisten Hausgemeinschaften wohnen in Zwei- bis Dreifamilienhäusern, die nur einen Garten haben.

Bemerkenswert ist jedoch, daß viele Bewohner nachträglich kleine, private Freiflächen einbauen. Bis auf zwei Hausgemeinschaften hat sich zumindestens jeweils ein Haushalt einen Balkon, eine Terrasse, einen Dachgarten oder eine separate Sitzecke im Garten eingerichtet. Man möchte manchmal auch draußen ungestört sein:

"Das Bedürfnis nach individuellem Raum, nach Alleinsein, das ist schon ganz stark." (006)

Eine Frau, die sich mit einer anderen Familie einen Garten und einen Balkon teilt, meint:

"Manchmal wünsch ich mir schon einen eigenen Balkon." (002)

Der Wunsch nach einer Rückzugsmöglichkeit im Freien ist sehr ausgeprägt. Die Bewohner wollen nicht immer mit so vielen Leuten zusammen sein müssen, wenn sie draußen sitzen.

Eine Bewohnerin, die auf einen gemeinsamen Garten angewiesen ist, erzählt:

"Es hat schon Zeiten gegeben, wo ich geschaut habe, ist denn der Garten frei, kann ich jetzt rausgehen oder nicht, weil die Beziehung nicht gestimmt hat." (002)

Bei der Freiflächengestaltung in den Projekten gibt es zwei Prinzipien:

1. Die Funktion der Freiflächen als Distanzräume tritt in den Projekten zurück, insbesondere die Vorgärten werden als Kontakträume genutzt..
2. Für das Privatleben wird eine Basisfläche, meist ist es die Terasse vor dem Wohnzimmer, geschaffen. Die übrigen Gartenflächen dienen vielfach als Übergangsräume .

1.3 Gemeinschaftsbereiche

In den Wohngruppen gibt es unterschiedliche Arten von Gemeinschaftsbereichen. Man kann drei Typen unterscheiden.

Funktionsräume

Wenn sich mehrere Haushalte zusammentun, ist es möglich, besonders aufwendige Einrichtungen gemeinsam zu tragen. So kann man sich Dinge leisten, die für den einzelnen Haushalt zu teuer sind oder seinen finanziellen Spielraum stark einschränken würden.

Es gibt einen Kanon an Einrichtungen, der in vielen Wohnanlagen vorhanden ist. Das beste Beispiel ist die Sauna. Sie ist in der Anschaffung sowie im Unterhalt teuer und braucht beträchtlichen Platz. Eine Familie nutzt sie zudem nur unzureichend aus. Die Idee, eine Sauna einzurichten, tauchte in fast jeder Wohngruppe auf, in vielen Projekten wurde sie auch realisiert.

Häufig haben die Wohnprojekte auch gemeinsame Garagen. Weiter gibt es vielfach Gemeinschaftswerkstätten. Fast alle Projekte haben eine gemeinsame Waschküche und eine gemeinsame Heizungsanlage. Die meisten Projekte verfügen über einen gemeinsamen Spielplatz, häufig auch einen Bolzplatz. Daneben gibt es viele unterschiedliche Funktionsräume, die jeweils nach den besonderen Vorlieben der Bewohner installiert werden: Fotolabor, Gymnastikraum, Diskothek, Tischtennisraum, Autowerkstatt, Schwimmbad, Bocciabahn, Feuerstelle, Nutzgarten.

Gemeinsames Merkmal dieser Einrichtungen sind ihre Randlage: im Keller, auf dem Dachboden oder am Rande der Siedlung. Diese Räume stehen nicht im Mittelpunkt des Gemeinschaftslebens, sie werden nur für die jeweilige Funktion aufgesucht.

Verfügungsräume

Vielen Architekten ist es ein wichtig, Räume zu schaffen, die offen sind für unterschiedliche Nutzungen. Erst im Laufe des gemeinsamen Wohnens, so die Annahme, wird sich herausstellen, welche Aktivitäten die Bewohner im Gemeinschaftsbereich ausüben wollen und welche sie lieber in ihrer Privatsphäre erledigen. Im Laufe der Zeit werden sich auch die Gemeinschaftsinteressen verschieben, z.B., wenn die Kinder größer werden. Die Gemeinschaftsräume müssen daher offen sein für verschiedene Nutzungen.

In allen Wohngruppen sind solche Verfügungsräume verwirklicht worden. Sie reichen von dunklen Kellern bis zu hellen Dachräumen. Es gibt Projekte, die mehrere Räume anbieten, größere und kleinere, Räume für laute und Räume für leise Aktivitäten. Einige Räume sind nur mit ein paar Matratzen eingerichtet, andere sehen aus wie eine Kneipe mit einer Bar und gemütlichen Sitzecken. Ein Projekt hat sich sogar eine Veranstaltungshalle gebaut.

Entsprechend dem offenen Angebot sind auch die Nutzungsarten und -intensitäten vielfältig. Da gibt es Räume, denen man ansieht, daß sie lange schon nicht mehr benutzt worden sind. Ein anderer Raum wiederum ist gerade für ein Fest geschmückt worden und in einem weiteren Projekt ist der Gemeinschaftsraum kahl und leer. Auch diese Räume befinden sich nicht in Durchgangsbereichen, sondern eher am Rande.

Durchgangs und Kontakträume

Die bisher genannten Gemeinschaftsräume stellen Kommunikation indirekt her. Man braucht einen Anlaß (gemeinsamer Saunabesuch) oder muß einen Zusammenhang erst herstellen (ein Fest organisieren).

Ein direkterer Weg, Kommunikation zu vermitteln, ist die Integration der Gemeinschaftsräume in Bereiche, die die Bewohner durchqueren müssen, um ihre Wohnungen zu erreichen.

Dort kann man sich zwanglos treffen, verweilen oder weitergehen. Alle Wohngruppen haben solche Räume. Am geringsten sind sie bei den Geschoßwohnungen ausgeprägt. Durch das Treppenhaus müssen zwar alle Bewohner durch, aber üblicherweise ist das ein reiner Durchgangsraum und kein Verweilraum. In zwei Geschoßwohnungsprojekten hat man daran festgehalten und keinerlei Verweilhilfen eingebaut. In einem jedoch ist in jedem Stockwerk Platz für einen Gemeinschaftsraum. Dadurch gewinnt der Flur an Bedeutung, er dient nicht mehr nur der Erreichung der Wohnung, sondern man trifft sich vor oder in den Gemeinschaftsräumen.

Wesentlich ausgeprägter sind solche Räume bei Reihenhausprojekten entwickelt. Die Erschließungsstraße oder der Weg vor den Reihenhauszeilen sind Treffpunkte. Im Zusammenhang mit den offenen Vorgartenbereichen kann man sich hier zwanglos treffen.

Besonderer Wert auf räumliche Kontakthilfen wird bei den Wohnhöfen gelegt. Vom Wohnhof aus erschließen sich alle Wohnungen, und in dem Hof gibt es Sitzgelegenheiten. Wer Kontakt haben will, setzt sich in den Hof und jeder, der zu seiner Wohnung geht, durchquert den Hof. Man kann entscheiden, ob man jemanden nur kurz grüßt oder sich dazusetzt. Aus solchen spontanen Treffen können sich längere Begegnungen ergeben. Die Wohnhöfe, insbesondere die überdachten, dienen auch zusätzlich als Verfügungsräume für Feste, Kaminabende, Versammlungen usw.

Die Höfe sind selbstverständlich nur ein räumliches Programm, gefüllt wird es von den Gruppen je nach Beziehungsdichte. Zwei Beispiele:

Während unseres Gespräches mit einer Bewohnerin kam der Ehemann ins Haus und sagte:

"Ich gehe erst einmal in den Hof." (014)

Dort trifft man sich jeden Spätnachmittag zum Kaffee. Im Wohnhof steht eine gemütliche Sitzgruppe, die zum verweilen einlädt und für alltägliche Treffen genutzt wird.

Ein entgegengesetztes Bild in einem anderen Wohnhof. Der Raum wird teilweise als Abstellraum benutzt. Der Kamin funktioniert nicht mehr, es gibt keine einladenden Sitzmöbel, niemand hält sich dort auf. Ein Bewohner durchquert schnell den Hof auf dem Weg zu seiner Wohnung.

In Hausgemeinschaften gibt es kaum Gemeinschaftsräume. Ab und an wird ein Fotolabor oder ein Kinderraum im Keller gemeinsam genutzt. In einigen Fällen haben wir gemeinsam genutzte Gästezimmer gesehen. Gemeinsam werden in den meisten Hausgemeinschaften die Waschküche

und der Vorratskeller betrieben. Alle Hausgemeinschaften verfügen über einen gemeinsam genutzten Garten.

Eine Ausweitung von Gemeinschaftsflächen und Gemeinschaftsräumen ist meist schon aufgrund der baulichen Vorgaben nicht möglich. Das scheint aber nicht der ausschlaggebende Grund zu sein. Auch in den beiden Hausgemeinschaften, die neu gebaut hatten, gibt es keine weiteren Gemeinschaftsräume oder -flächen. In den kleinen Gemeinschaften steht offensichtlich nicht der Bedarf an räumlichen Manifestationen des Gemeinsamen im Vordergrund.

1.4 Abgrenzung gegenüber der Öffentlichkeit

Das Wort Hausgemeinschaft beinhaltet bereits eine Abgrenzung. Die räumlichen Grenzen der Gemeinschaft bildet das Haus, es gibt keine Übergangszonen. Auch die Wohngruppen grenzen sich gegenüber der Öffentlichkeit und den Nachbarn klar ab. Die meisten Projekte erkennt man schon von weitem durch ihre besondere Architektur, die aus dem Rahmen der sie umgebenden Bebauung fällt, und durch die geschlossene Bauweise. Manche Projekte wirken wie Wagenburgen; man geht nur hinein, wenn man dort etwas "zu suchen" hat. Es gibt keine Durchgangswegen. Wenn sich ein Fremder auf den Zugangswegen aufhält, dann fällt das den sofoertBewohnern auf und sie überlegen sich, "wer das denn sein könnte."

1.5 Das Abgrenzungsdreieck

An die Stelle der Polarität zwischen privatem und öffentlichem Raum tritt bei den Wohnprojekten eine "Dreiecksbeziehung":

	privater Raum	
gemeinschaftlicher Raum		öffentlicher Raum
Privater Raum		

An der abgegrenzten Privatwohnung wird festgehalten, man öffnet höchstens ein "Fenster" für kleine Einblicke. Hinzu kommt in den meisten Fällen ein kleiner privater Freiraum als eine Art Wohnzimmer im Freien. Auch in Projekten, in denen das nicht vorgesehen war,

sucht man nachträglich private Freiflächen zu realisieren.

Gemeinschaftlicher Raum

Die Gemeinschaftsflächen sind eindeutig von den privaten Bereichen abgegrenzt. Es gibt Räume für bestimmte gemeinsame Aktivitäten, Räume mit offenem Nutzungsangebot und Durchgangsräume als Kommunikationserleichterung.

Öffentlicher Raum

Die Räume zwischen den privaten Wohnungen sind reserviert für die Bewohnergruppen. Die räumliche Öffnung gegenüber den Mitbewohnern geht einher mit der räumlichen Abgrenzung zur Wohnumgebung und der Öffentlichkeit.

2 DIE SOZIALE ABGRENZUNG

Die Bewohner der Neubauprojekte hatten die Chance, das räumliche Arrangement für das Verhältnis von Privatheit, Öffentlichkeit und Gemeinschaft selber zu bestimmen. Auch viele Hausgemeinschaften, die sich Häuser gekauft hatten, konnten die räumlichen Gegebenheiten verändern.

Das Ergebnis ist recht konventionell. Selbst wenn Bewohner angetreten sind, gemeinsam zu wohnen und sie frei ihre Raumansprüche verwirklichen können, werden die Spielräume kaum genutzt. Vielmehr wird an der abgeschlossenen Familienwohnung festgehalten. Gemeinschaft wird räumlich auf Gemeinschaftsbereiche beschränkt - jenseits der Privatwohnungen.

Sind diese räumlichen Determinanten auch für das Verhalten der Bewohner zueinander bestimmend oder gelten in der Wohnpraxis andere Gesetze?

Dazu soll zunächst ein Blick auf die Zugangsregelungen geworfen werden. Dann werden die Schamsschwellen dargestellt. Dabei geht es um die Frage, ob die Abschottung der Vitalfunktionen analog den räumlichen Vorgaben gehandhabt wird. Im dritten Schritt wird

untersucht, welchen Einfluß die Gemeinschaft auf die Außenkontakte der Bewohner hat -werden sie eingeschränkt oder sogar erweitert? Weiter geht es mit der Frage nach den individuellen Kontakten in den Wohnzusammenhängen und schließlich geht es um das Problem Elternschaft und Kontinuität.

2.1 Zugangsregeln

Einige Impressionen aus dem Alltag einer Hausgemeinschaft:

Um sich zu entspannen, sucht Frau G. ein spannendes Buch. Bei sich findet sie keine ansprechende Lektüre, deshalb geht sie in die Wohnung der Nachbarn. Dort ist niemand zu Hause, aber die Tür ist nicht abgeschlossen. Weil sie weiß, daß die Frau ihr Bücherregal in dem kombinierten Arbeits-/Schlafzimmer hat, geht sie dort hinein und sucht sich ein Buch aus.

Einige Tage später hat Frau G. vergessen, Milch einzukaufen, sie geht in die Küche der anderen Wohnung und füllt sich Milch ab.

Abends möchte sie sich gerne ein wenig unterhalten, ihr Mann muß jedoch noch arbeiten, daher schaut sie bei den Mitbewohnern herein und sieht, daß das Paar Zeitung liest. Sie setzt sich dazu, die drei unterhalten sich, der Mann holt eine Flasche Wein hoch und es wird spät.

Die Beispiele sind bezeichnend für das Verhalten in vielen Bewohnergruppen. Die Leute gehen in die anderen Wohnungen, auch wenn die Bewohner nicht da sind und holen sich das Nötige. Wollen sie mit den Nachbarn etwas bereden, gehen sie einfach rüber.

In neun von 50 Projekten sind die Wohnungen nur mit Schlüsseln von außen zu öffnen, wobei die Mehrzahl der Bewohner die Schlüssel tagsüber stecken lassen. In allen übrigen Projekten haben die Wohnungen Türgriffe, die Türen sind tagsüber nicht abgeschlossen. Auch wenn

die Bewohner für einige Stunden weggehen, schließen sie ihre Wohnung nicht ab.

"Es ist eigentlich wirklich erschreckend, was man da alles wegtragen könnte." (015)

Und obwohl schon in einigen Häusern eingebrochen worden ist, bleiben die Wohnungen offen. Das Prinzip der offenen Wohnung liegt den Leuten am Herzen, sie nehmen dafür sogar die Gefahr von Einbrüchen in Kauf.

Offenheit heißt aber nicht, daß es keine Regeln gäbe. Im Gegenteil, anstelle der einfachen Regelung, klingeln und abwarten, treten differenzierte Eintrittsrituale.

Rituale

"Man macht sich halt irgendwie bemerkbar." (004)

Wenn man nicht mehr klingelt, um auf sich aufmerksam zu machen, dann sind andere Mittel notwendig. Es haben sich verschiedene Verhaltensweisen eingebürgert.

"So klopfen und dann rein, das ist eigentlich so das Übliche." (043)

Man klopft an die Wohnungstür und geht rein, ohne eine Antwort abzuwarten. Das Klopfen ist nur ein Signal für "Hallo, ich komme". Üblich ist dieses Verhalten vor allem, wenn die Wohnungstür direkt in den offenen Wohnbereich führt.

Befindet sich dazwischen ein Flur, so hat sich ein anderes Vorgehen bewährt. Man geht ohne Klopfen in die Wohnung, steht im Flur, ruft "Hallo" und erkundet die Lage. Oft sind die Türen zu den Räumen offen, dann sieht man, ob man stört oder weitergehen kann. Sind die Türen verschlossen, wartet man die Antwort ab.

In vielen Gemeinschaften soll das "Hallo" nur die Bewohner darauf vorbereiten, daß jetzt gleich jemand in's Zimmer kommt.

Die meisten gehen in die Küche, ohne zu klopfen, beim Wohnzimmer klopfen fast alle an. Immer wird bei Individualzimmern und den Schlafzimmern angeklopft und die Antwort abgewartet.

Es lassen sich innerhalb einer Wohnung deutlich zwei Bereiche unterscheiden:

- Der "Hier-bin-ich-Bereich", das sind der Flur, die Küche, das Wohnzimmer. Dieser Bereich ist für die Mitbewohner in der Regel offen. Man macht sich bemerkbar, aber man wartet keine Erlaubnis zum Eintreten ab.
- Der "Hallo, ist-da-jemand-Bereich", dazu gehören die Individualzimmer, die Schlafzimmer und das Badezimmer. In diese Räumen geht man nach besonderer Aufforderung, man klopft oder ruft und wartet ab, bis eine Antwort kommt.

In den Reihenhäusern sind die beiden Kategorien von Räumen auf die Stockwerke verteilt. Im Erdgeschoß ist der projekt-öffentliche Bereich, in den oberen Stockwerken sind die privaten Räume. Entsprechend verhalten sich die Bewohner, sie bewegen sich im Erdgeschoß frei, gehen aber nicht von sich aus nach oben.

Wie verhält man sich, wenn die Nachbarn nicht da sind? Die beiden Raumkategorien bleiben in Kraft. Küche und Wohnzimmer kann man jederzeit betreten, um sich etwas herauszuholen.

Bei den privaten Bereichen scheiden sich die Geister. Eine Gruppe von Bewohnern würde nur im Notfall dort hineingehen. Auf Nachfrage kann sich eine Frau solch einen Notfall gar nicht vorstellen. Blumen gießen, wenn die Bewohner verreist sind, so etwas macht sie natürlich. Aber ansonsten

"habe ich dort nichts zu suchen, was soll ich da auch?"

Die oben angeführte Frau G. und andere Projektbewohner sehen das nicht so eng. Wenn niemand da ist, können sie ohne weiteres durch die ganze Wohnung gehen. Ihr Maßstab für "Betreten verboten" ist nicht der Raumtyp, z.B. das Schlafzimmer, sondern die Frage, ob sie jemanden stören. Weil die Wahrscheinlichkeit, im Schlafzimmer jemanden zu stören, größer ist, ist das ein privater Raum - aber nur, wenn die Bewohner da sind.

Damit sind wir aber noch nicht am Ende der Zugangsrituale. Zu unterscheiden ist noch zwischen dem Verhalten bei Tag und dem Verhalten abends, sowie nachts. Auch hier gibt es keine starren Regeln, etwa Nachtruhe ab 22.00 Uhr. Eine Faustregel lautet, solange noch Licht im Wohnbereich brennt, kann man hineingehen. Scheint noch Licht in den persönlichen Zimmern, kann man klopfen. An Schlafzimmertüren klopft man in der Regel abends nicht mehr an.

Anders verhält es sich, wenn die anderen Besuch haben. Hat eine Bewohnerin den Eindruck, daß die Nachbarn mit ihrem Besuch alleine sein wollen, kommt sie nur herein, wenn sie kurz etwas fragen oder ausleihen möchte. Aber auch hier gibt es natürlich je nach Art des Besuches Unterschiede.

Vorsichtiger verhält man sich ebenfalls, wenn man den Eindruck hat, daß es den anderen nicht so gut geht, sie Ehestreit haben usw.

Die Differenziertheit der Regeln zeigt, daß physisch-räumliche Grenzen ihre Eindeutigkeit verloren haben. Es gibt keine selbstverständlichen Zugangsverbote, vielmehr werden die Regeln zwischen den Bewohnern ausgehandelt. Außerdem wird auf individuelle Eigenheiten Rücksicht genommen. Wenn z.B. jemand das in der Wohngruppe übliche Betreten des Wohnzimmers ohne anzuklopfen nicht möchte, dann wird das akzeptiert. Die Regeln werden also nicht starr, sondern ad personam gehandhabt.

"Man tastet sich so ab, und innerhalb dieser Zeit, die wir hier miteinander wohnen, haben wir uns sehr abgetastet und wir wissen auch um die Toleranzgrenzen des anderen und wissen, wo wir vorsichtig sein müssen." (041)

Eine Grenze der Durchlässigkeit ziehen die meisten Bewohner, wenn ihre Wohnung als Durchgangsraum genutzt wird, z.B. um in den Garten zu gelangen.

"Das ganze Durchgehatsche durch die Küche, das war der Gitte lästig, das hab ich auch eingesehen." (017)

Das Verhalten ist schließlich abhängig von den jeweiligen Situationen. Man muß mit wachen Sinnen die jeweiligen Stimmungen wahrnehmen.

"Ich gehe nicht automatisch und selbstverständlich rein, auch wenn wir sehr vertraut sind miteinander. Das ist aber so ein Fingerspitzengefühl." (002)

An die Stelle des schlichten Daumendrucks auf die Klingel tritt die sensible Fingerspitze.

Was sind denn die sensiblen Bereiche und inwieweit werden sie geöffnet?

2.2 Schamswellen und Sexualität

"Ich bin eigentlich ein ziemlich freier Mensch, aber der Körper, das ist doch immer noch was Privates, was nur ihn und mich was angeht. Das geht keine fremden Leute was an. Das ist immer noch mein Körper, mein Mann, ja, aber sonst auch nicht." (026)

Die Wohnung ist für diese Frau eine Hülle, die die intimen Körperfunktionen vor Fremden schützt. Sexualität, Miktion und Defäkation, wie auch der nackte Körper finden in der abgeschlossenen Wohnung Schutz vor fremden Blicken. In den Wohnprojekten ist die Wohnung jedoch nicht systematisch verschlossen, der Schutz somit durchlöchert.

Wie dadurch der körperliche Intimbereich berührt werden kann, veranschaulicht eine Bewohnerin:

"Ich würde mich z.B. nicht trauen, obwohl es Quatsch ist, wenn wir beide jetzt Lust hätten, hier auf dem Sofa zu liegen und zu schmusen, die andern würden, die würden sofort wieder rausgehen, oder vielleicht würden sie auch etwas sagen, und das wäre ja auch egal, das weiß ich auch, trotzdem habe ich da Hemmungen." (025)

Für die zuerst zitierte Frau ist Körperscham selbstverständlich und der Schutz durch die Wohnung notwendig. Die andere Frau findet ihre Hemmungen zwar "Quatsch", aber auch sie möchte ihre intimen Lebensäußerungen schützen.

Wie verhält sich die Mehrheit der Bewohner in Bezug auf die Schamgrenzen?

Wir haben die Frauen danach gefragt:

"Wenn Ihr Nachbar auf dem Klo sitzt und Sie müssen dringend etwas mit ihm besprechen, wie verhalten Sie sich dann?"

Für einige unserer Gesprächspartnerinnen war das eine theoretische Frage, weil sie nicht ohne besondere Aufforderung in andere Wohnungen gehen. Wenn das doch einmal passiert, dann warten sie im Wohnzimmer oder in der Küche, bis ihr Mitbewohner seine Sitzung beendet hat.

Die Mehrheit der Bewohner wahrt aber nicht diesen Anstandsabstand. Sie halten sich öfters in anderen Wohnungen auf, betreten sie ohne Vorankündigung und treffen daher schon mal Nachbarn an, wenn sie gerade auf dem Klo sitzen. Man zieht sich dann nicht dezent zurück, sondern bespricht sein Anliegen, wenn es pressiert, durch die Klotür.

Es kommt auch vor, daß die Toilettentür auf ist, z.B. weil die Betreffende Kontakt mit den in der Wohnung spielenden Kindern behalten will. Für eine Gruppe von Bewohnern ist auch diese Situation nicht peinlich. Man unterhält sich auch bei offener Tür mit dem Klositzer.

"Wenn ich ganz schnell pinkeln muß auf 'ner Fete, dann laß ich die Tür auf und ich pinkle und dabei reden wir weiter."

Der überwiegende Teil der Befragten möchte bei ihren Sitzungen jedoch nicht gestört werden, allein schon wegen der Gerüche und Geräusche. Es ist aber kein Bereich, den man peinlich vor den anderen verbirgt. Unsere Konstruktion, Frau trifft Mann auf dem Klo wurde, von den Befragten nicht als Verschärfung der Situation wahrgenommen - gegenüber Frau trifft Frau.

"Wenn Sie einen Nachbarn in der Wohnung nackt antreffen, wie ist das für Sie?"

Auch bei diesem Thema gibt es eine kleine Gruppe von Bewohnern, für die so eine Frage außerhalb ihres Alltags steht. Sie gehen nicht einfach in andere Wohnungen

und kommen daher auch nicht in die Verlegenheit. Sollte es doch mal passieren, wäre es peinlich.

Für die große Mehrheit der Befragten jedoch ist Nacktheit kein Tabu. Dabei können wir zwei Verhaltensweisen unterscheiden.

In der einen Gruppe ist es ungewöhnlich, jemanden nackt anzutreffen. In vielen Fällen kam das schon mal vor und einige gehen auch zusammen in die Sauna. Es ist jedoch nicht üblich, sich in der Wohnung nackt zu zeigen, aber man

"fällt deshalb nicht in Ohnmacht". (005)

Eine Frau erzählt, sie hätte mal einen Nachbarn nackt

"erwischt, aber das war nicht schlimm". (035)

Zwei weitere typische Charakterisierungen:

"das würde mich nicht umhauen" (049)

"das wäre ein bißchen komisch" (011)

Wenn es eine Frau ist, die sie hüllenlos antreffen, ist es für viele Frauen weniger "komisch".

Die zweite Gruppe von Bewohnern findet es gar nicht komisch, jemandem nackt zu begegnen, es ist einfach normal. Man sonnt sich auch draußen nackt, trifft sich nackt in der Sauna, beim Schwimmen. Deshalb fällt es nicht auf, wenn man jemanden unbekleidet in der Wohnung antrifft, das wird als eine Folge des engen Beisammenwohnens angesehen.

Zusammengefaßt: Die Schamswellen sind niedriger als in herkömmlichen Nachbarschaften.

Die Möglichkeit jemanden nackt oder auf dem Klo anzutreffen, ihn als sexuelles Wesen zu erleben, wird in den Wohnprojekten nicht systematisch ausgeschlossen. Man geht in eine Wohnung ohne zu klingeln und schafft damit das "Risiko", jemanden nackt oder in der Unterhose anzutreffen.

Da man sich vieles ausleiht und einfach herausscholt, kann es passieren, jemanden beim Stuhlgang zu stören, weil man sich aus dem Badezimmer einen Fön holen

möchte. Genausowenig ist es ausgeschlossen, Mitbewohner in "eindeutigen Situationen" zu überraschen. Das gilt insbesondere, wenn es keine abgegrenzten Intimräume mehr gibt.

Ein Ziel der Kommunebewegung der 60er Jahre war die Aufhebung der Schamswellen als ein wesentlicher Schritt, um Barrieren zwischen den Bewohnern zu beseitigen. Diesem Ziel fühlen sich die Leute in den Projekten nicht verpflichtet. Die Relativierung der Schamswellen in den Wohnprojekten ist vielmehr eine undramatische Begleiterscheinung gemeinsamen Wohnens

Sexualität

Eine Frau erklärte uns, es sei nichts Besonderes, in der Gruppe über das Sexualverhalten zu reden. Man gibt sich Auskunft darüber, wie oft man mit dem Partner "juppelt", wie die Befragte es nennt. Aber das ist eine Ausnahme.

Durch die größere Offenheit der Wohnbereiche bekommt man notgedrungen vom Sexualleben der Nachbarn mehr mit als in herkömmlichen Wohnformen. Trotzdem ist in gut der Hälfte der untersuchten Projekte Sexualität kein Thema, jeder tut es, man hört auch manchmal, wenn die anderen es tun, aber in der Gemeinschaft spricht man nicht darüber. In etwa der Hälfte der untersuchten Wohnprojekte wird über Sexualität so gut wie nicht gesprochen. Bezeichnend ist die Antwort einer Frau auf die Frage, welche Themen in der Hausgemeinschaft nicht behandelt werden:

"Was nicht angesprochen wird oder wenig, nee, das stimmt auch nicht, aber nicht offen diskutiert wird, ist die Sexualität. Zwischen den Beziehungen wenig. Also wir haben noch nie darüber gesprochen, nicht offen. Aber ansonsten fällt mir nichts ein." (041)

Das Äußerste sind ganz vorsichtige Andeutungen oder allgemeine Gespräche über Sexualität.

Eine andere Form, nicht offen über das eigene Sexualleben zu sprechen, sind Witze, ironische Bemerkungen, Andeutungen. Da wird schon mal über

"so eigentümliche Geräusche, die letzte Nacht zu hören waren" (047)

gefrotzelt. In einer fröhlichen Alkoholrunde werden Scherze über die "Qualität der wechselnden Liebhaber" einer alleinstehenden Frau gemacht usw.

Nur wenige Bewohnergemeinschaften sprechen eingehender über ihre Sexualität. Es sind meist die Frauen, die sich austauschen oder ihr Herz ausschütten.

"Über das Sexuelle haben wir durchaus schon gesprochen, es war nicht äußerst intensiv, aber durch Schwangerschaft und alles, was so besteht, darüber spricht man schon. Immer mal wieder kommt es dazu." (027)

Wir haben nur zwei Hausgemeinschaften getroffen, in denen sich regelmäßig alle vier Erwachsene zusammensetzen und darüber sprechen.

Räumliche Präsenz von Schlafen und Sexualität

Die kuriose Formulierung "miteinander schlafen", wenn es genau um das Gegenteil geht, zeigt, wie eng verwoben Schlafbereich und Sexualität sind. Beides ist im Schlafzimmer verortet zusammengefaßt und es sind die optisch/akustisch am besten geschützten Lebensbereiche. Auch in den Wohnprojekten hat die Mehrheit der Bewohner Schlafräume, die nur dem Zweck des Schlafens und Miteinanderschlafens dienen.

Nur geringfügig seltener ist der Typus: Schlafzimmer mit weiteren Nutzungen. Hier haben wir drei Versionen angetroffen. Da gibt es Zimmer, die vom Ehebett beherrscht werden und am Fenster steht noch ein kleiner Schreibtisch für die Frau. Häufiger fanden wir die Kombination persönliches Zimmer des Mannes oder der Frau mit einer Doppelliege. In diesen Räumen tritt das Bett zugunsten von Schreibtisch, Sessel, Regalen, Tisch usw. in den Hintergrund.

In der dritten Lösung des Schlafproblems wird ganz auf einen Schlafraum verzichtet. Der Schlafplatz ist in an-

dere Räume mit einbezogen. In zwei Hausgemeinschaften sind die Schlafgelegenheiten in die Individualzimmer, die gleichzeitig als Wohnzimmer dienen, einbezogen. In einer anderen Wohnung steht das Bett in einem Durchgangsraum und schließlich dient in drei Haushalten das Wohnzimmer auch als Schlafplatz der Erwachsenen. Diese Lösungen wurden nicht etwa aus Raumnot gewählt, sondern weil man es vorzieht, die Räume als Individualzimmer zu nutzen.

Inzesttabu

Ich bin sehr froh, daß kein Mann im Projekt sitzt, wo ich in Gefahr wäre, mich in ihn zu verlieben." (015)

Damit die Beziehungen nicht dramatisch werden, muß ihnen die Erotik entzogen werden. Es gibt, wie eine Frau es ausdrückt, "eine moralische Norm", keine sexuellen Beziehungen zu Mitbewohnern einzugehen. Wenn man zu einem Bewohner des anderen Geschlechts einen herzlichen und engen Kontakt hat, dann muß man ihn auch zu der jeweiligen Partnerin/Partner haben.

"Also wo ich einen sehr herzlichen und engen Kontakt zu Männern habe, habe ich ihn auch zu Frauen." (015)

Wenn es anders wäre, wüßte die Befragte nicht, "wie ich damit umgehen sollte".

Eine andere Gesprächspartnerin drückt es noch drastischer aus:

"Ein sehr großes Tabu, das wäre fast Inzest glaube ich. Das wird sehr stark vermieden." (008)

Die geringere Scham und größere Offenheit wird erkaufte durch eine Begrenzung des Gefühlsspektrums. Weil die anderen keine erotischen Objekte sind bzw. sein dürfen, kann man sich nackt begegnen.

Wenn doch der erotische Funke überspringt, belastet es die Gemeinschaft:

"Das waren hier lauter Fäden, und wir haben eigentlich immer nur gestaunt. Wir waren nicht darauf vorbereitet, so was irgendwie in den

Griff zu kriegen, wir hätten da einen Psychologen haben müssen." (040)

In diesem Projekt kam es gleich zu Beginn zu zwei Querverbindungen. Der Wohnzusammenhang wurde dadurch auseinandergerissen, die Bewohner haben sich zurückgezogen und mehrere sind ausgezogen.

Zu Beginn der Wohnphase gab es auch in einigen anderen Projekten vereinzelt Affären. Aber nach längerer Wohndauer sind solche Beziehungen

"eh tabu, weil es wie in einer Familie ist. Die kennt man eh. Es ist nicht vorher ausgesprochen worden, wenn es passiert, dann passiert es, aber ich könnte mir selbst gar nicht mehr vorstellen, das ist alles so wie unter Geschwistern, das ist gar nicht mehr reizvoll." (013)

Schamschwellen und Persönlichkeit

"Also, ich habe eine Körperscham, ich bin nicht jemand, der sich sehr exhibitioniert, überhaupt nicht." (008)

Die überwiegende Zahl der befragten Frauen reden nicht von allgemeinen Maßstäben in Bezug auf die Schamschwellen. Statt zu sagen, "es gehört sich nicht, einander nackt zu zeigen", sprechen sie von ihrer persönlichen Haltung. Die zitierte Frau zeigt sich nicht gerne nackt, einige Mitbewohner sind darin viel freier. Eine andere Frau möchte auf dem Klo nicht gestört werden, Andere dirigieren vom stillen Örtchen aus lautstark das Aufdecken des Abendbrottisches.

Die Schamschwellen werden persönlich gesetzt, Bewohner einer Gemeinschaft können sich darin unterscheiden und ihre Einstellung auch im Laufe des Wohnprozesses ändern. Anders ausgedrückt, die konventionellen Normen geraten in die Defensive, sie werden nicht mehr als allgemein verbindlich angesehen.

2.3 Außenbeziehungen

Die Bewohner der Projekte wollen nicht isoliert leben, sondern Kontakt zu ihren Nachbarn haben. Daher organisieren sie sich, wie gezeigt, Nachbarschaftszusammen-

hänge. Darüberhinaus hat jeder Bewohner mit Menschen außerhalb der Nachbarschaft zu tun..

Wirkt sich der Wohnzusammenhang auf diese Beziehungen einschränkend oder erweiternd aus?

Einschränkungen

Wenn man alten Filmen glauben kann, dann gehört es zu den besonderen Fähigkeiten eines Untermieters, die Frau seines Herzens in das Zimmer zu schleusen, ohne die Aufmerksamkeit der Vermieterin zu erregen.

In den Wohnprojekten steht zwar nicht die Vermieterin in der Tür, aber den Nachbarn bleibt das Kommen und Gehen nicht verborgen. Man sieht den Besuch in den gemeinsamen Wohnungszugängen oder begegnet Besuchern, wenn man sich aus der anderen Wohnung die Zeitung holt. Die Bewohner wissen, wer wie lange bei den Nachbarn zu Besuch ist und wie oft und lange die Nachbarn außer Haus sind.

Mit dem dichten und offenen zusammenwohnen geht eine soziale Kontrolle einher. Werden die Bewohner durch diese Nähe in ihren Beziehungen eingeschränkt?

Eindeutig verneinen läßt sich das bei den Beziehungen zu den Familienangehörigen, insbesondere zu den Eltern. Wenn jemand Besuch von den Eltern hat, halten sich die Mitbewohner zurück. Die Wohnung ist dann wesentlich verschlossener, man klopft an, geht nicht einfach durch die Räume oder setzt sich formlos in die Küche. Es ist selbstverständlich, daß die Bewohner sich mit ihrem Familienbesuch zurückziehen können und nicht gestört werden. Die Garantie einer geschützten Privatsphäre wird ausgeweitet auf den Familienzusammenhang. Wenn Familienangehörige zu Besuch sind, haben sie in der Regel Vorrang vor den Gruppenbeziehungen.

Damit ist jedoch nicht gemeint, daß Familienangehörige mit den übrigen Bewohnern nichts zu tun haben. In einigen Projekten haben sich die Eltern oder Geschwister von Bewohnern mit den Nachbarn angefreundet. Es gibt Gruppenzusammenkünfte, bei denen auch Eltern von Bewohnern dabei sind. Es kommt auch vor, daß Eltern bei Re-

paraturarbeiten im Gemeinschaftsbereich helfen, für die anderen Bewohner mitkochen, Kinder beaufsichtigen usw. Im Laufe der Zeit können sich also Familienangehörige in das Gemeinschaftsleben integrieren. Wesentlich ist jedoch, daß diese mögliche Entwicklung das Recht auf familiäre Abgrenzung nicht berührt.

Gemeinschaftsräume werden in vielen Fällen auch durch Familienfeiern genutzt, z.B. für Taufen, Kommunion oder Konfirmation, silberne Hochzeit der Eltern. In einigen Fällen werden dazu auch Mitbewohner eingeladen, manchmal kommen die Nachbarn nur zum Gratulieren und ansonsten bleibt die Familie unter sich, in anderen Fällen bleiben die Nachbarn während des ganzen Festes. Alle Formen werden praktiziert, es ist aber das selbstverständliche Recht eines Haushaltes, seine Familienfeiern in dem Gemeinschaftsraum unter Ausschluß der Mitbewohner zu veranstalten.

Bei den Freunde von außen ist es ähnlich. Hier ist wiederum das Fingerspitzengefühl wichtig.

"Ich überleg mir halt, ob die jetzt mit dem alleine sein will und dann verschieb ich halt mein Anliegen." (010)

Wenn sich Bewohner gerne dazu setzen wollen, dann

"frage ich, ob ich störe oder mich dazusetzen kann." (004)

Auch hier gilt, die Bewohner müssen die Möglichkeit haben, ungestört mit ihrem Freund zusammensein zu können.

Es gibt, so das Zwischenergebnis, keine offenen Einschränkungen in den "auswärtigen Beziehungen" der einzelnen Bewohner. Jeder kann mit wem er will Kontakt pflegen, und die Mitbewohner halten sich dezent im Hintergrund.

Doch einige unserer Gesprächspartnerinnen fühlen sich durch die Gemeinschaft eingeschränkt, nicht weil ihnen etwas untersagt wird, sondern weil sie meinen, gegen unausgesprochene Gruppennormen zu verstoßen. Bezeichnenderweise bringen vor allem alleinstehende Frauen diese Grenzen zur Sprache. Der Familienbereich hat, wie

gezeigt, Priorität in den Gemeinschaften, er muß geschützt werden. Im Gegenzug sind Abweichungen von der Lebensform Familie in den Wohnprojekten "anstößig". Dominant ist die Monogamie. Basis der Gemeinschaft sind Paarbeziehungen. Andere Beziehungsformen, von Nebenbeziehungen Verheirateter bis zu wechselnden Partnern bei Alleinstehenden, sind in den Projekten alles andere als selbstverständlich. Sie werden vielfach vor den Mitbewohnern verborgen.

Eine alleinlebende Frau macht auf die Schattenseite der Übersichtlichkeit aufmerksam:

"Das Leben ist sehr, wie soll ich denn sagen, es ist nicht so spannend von demher. Also, man könnte nicht soviel sehen in dieser Siedlung. Wenn hier jemand neben seiner Ehe noch ein Verhältnis hat, dann versteckt er das vor den anderen Bewohnern. Einige führen ein zweites Leben. Also bei mir ganz sicher, ja. Ja, das ist ganz sicher so. Aber, also ich bin auch viel weg, berufstätig. Dann ist es auch nicht schwierig. Aber ich weiß von anderen Leuten, daß das wirklich so ist. Und die sagen auch, die wollen sich auch nicht diese Probleme in der Siedlung aufhalsen." (003)

Für Menschen, die sich in ihren Beziehungen experimentiell verhalten, kann die Übersichtlichkeit des Wohnzusammenhangs einschränkend sein: Eine Frau mit wechselnden Männerbeziehungen ließ einen Mann morgens durch den Garten wieder nach draußen, weil sie nicht wollte, daß alle mitbekommen, mit wem sie die Nacht verbracht hatte.

In den Wohnprojekten herrschen geordnete Verhältnisse, die Bewohner haben sich ausgesucht, weil sie ähnliche Standards und Lebensweisen haben. Die Bewohner können so eng zusammenwohnen, weil sie sich nichts vormachen müssen. Wenn man ähnliche Normen einhält, kann ruhig jeder Mitbewohner ohne Anmeldung in die Wohnung kommen, man hat nichts zu verbergen.

Die soziale Kontrolle durch die Mitbewohner kann sich auch auf andere Bereiche beziehen. Eine unserer Gesprächspartnerinnen hatte gerade ihre Anstellung gekündigt, es ihren Mitbewohnern jedoch noch nicht ge-

sagt. Sie fürchtete die Kritik, leichtfertig einen sicheren Arbeitsplatz aufzugeben zu haben..

"Ich fühle mich in gewisser Weise der Gemeinschaft sehr verantwortlich gegenüber, wie in einer Familie, z.B. eben Job kündigen. Es sind mir echt Gedanken durch den Kopf gegangen, ja, was denken wohl die anderen, die denken wohl, ich spinne oder so." (008)

Der Wohnzusammenhang ist eine soziale Tatsache, die das Verhalten der Bewohner mitbestimmt. Die einzelnen bedenken die Gruppennorm und das schlägt sich auf ihr Verhalten nieder.

Erweiterung

"Der Bekanntenkreis durch dieses Wohnen hier wird sehr groß. Freundschaften, die zu Leuten außerhalb der Gruppe bestehen, werden nicht aufgegeben, sondern mit in die Gruppe gebracht. Wir kennen dadurch, daß wir hier leben, unheimlich viele Leute und diese Bekanntschaften werden auch gepflegt. Man kümmert sich auch um dritte und vierte und fünfte, die man sonst nie kennengelernt hätte. Das ist nicht so, daß sich die Gruppe hier selbst genügt, überhaupt nicht." (031)

In den Wohnprojekten kann man Nachbars Besuche nicht nur im Auge behalten, sondern sie auch kennenlernen. Die Bewohner bringen ihren Bekanntenkreis mit ein. Von vielen wird die Möglichkeit, über Mitbewohner andere Menschen kennenzulernen, als Bereicherung erfahren. Eine Frau findet es gut, durch die Nachbarin viele Leute von der Uni kennengelernt zu haben. Eine andere Bewohnerin wiederum hat bei ihren Nachbarn die Bekanntschaft sehr deftig-fröhlicher Leute ("Die können so toll saufen") gemacht, die die gemeinsamen Feten bereichern.

Überhaupt

"ist es bei Feten ganz angenehm, wenn man noch ein paar andere Leute kennenlernt, nicht nur den alten Bekanntenkreis". (044)

Die bewährte Funktion von Wohngemeinschaften, Leuten, die neu in eine Stadt kommen, ein erstes Kontaktnetz zu bieten, können auch Wohnprojekte erfüllen. Wir haben

einige Frauen angetroffen, die in der Gegend fremd waren und denen die Gemeinschaft das Einleben sehr erleichtert hat.

"Ich bin ja nicht von hier, und die Siedlung hat mir schon sehr geholfen mich hier zurechtzufinden. Ja, ich habe schon eine Menge Leute durch die Nachbarn kennengelernt." (010)

In einigen Fällen entstehen daraus intensive Kontakte. Wir haben von einigen Gemeinschaften gehört, in denen Nachbarn inzwischen einen intensiveren Kontakt zu Besuchern haben, als diejenigen, die die Leute ins Projekt eingeführt hatten.

Überwiegend bleiben die Kontakte jedoch unverbindlich. Man setzt sich auch schon mal dazu, wenn Nachbarn mit Besuch im Garten sitzen. Bekanntschaften ohne Folgen, aber angenehm. Dadurch erhöht sich die Zahl der Lose im Glücksrad. Man hat eine größere Auswahl und Chancen, Menschen kennenzulernen. Vorwiegend spielt sich das auf der Ebene ab,

"war mal interessant, mit einem Entwicklungshelfer aus Ghana gesprochen zu haben". (049)

In einigen Projekten ist der Austausch von Bekannten schlicht durch ein ähnliches Bekanntenfeld begrenzt. Wenn alle Erwachsenen Lehrer sind, kennen sie oft die gleichen Leute. Bei einigen Projekten auf dem Lande oder in Kleinstädten ist die Szene, aus der sich Bewohner für Hausgemeinschaften und Wohngruppen rekrutieren, sehr klein, und jeder kennt jeden.

Die ständige Präsenz vieler Leute hat auch Schattenseiten. Die Bewohner nehmen in manchen Fällen die Möglichkeiten, Menschen kennenzulernen, bewußt nicht wahr.

"Ich habe schon einen sehr großen Bekanntenkreis, und dadurch ist das schon eher eine Belastung." (042)

Manchen geht es, wie Bewohnern von Fremdenverkehrsorten, es sind einfach zu viele Fremde, und man muß Prioritäten setzen. Das gilt besonders für die größeren Projekte. Hier überschreitet schon die Zahl der Bewohner die Kapazität intensiver Kontakte.

"Das war am Anfang wahnsinnig, dieses Kommen und Gehen. Die Kinder, die einfach ins Haus kamen und auch von den Erwachsenen her. Man dachte irgendwie, mit denen möchte ich und mit denen, das sind doch auch nette Leute, diese auch, und das geht einfach nicht. Bei dieser Größe. Und jetzt, so nach etwa 1 1/2 Jahren oder 2, hat sich das irgendwie gefestigt, das Gefüge." (002)

Das letzte Zitat verweist auf die Grenzen, die durch den Wunsch nach familialer Intimität gegeben sind.

Zusammenfassend kann man sagen:

- Die Wohnzusammenhänge schränken die Außenbeziehungen der Bewohner nicht ein.
- Die Bewohner igeln sich mit ihrem Bekanntenkreis aber auch nicht ein, vielmehr bieten die Projekte reichhaltige Möglichkeiten, unter Einhaltung der gebotenen Rücksicht gegenüber den Nachbarn unverbindlich mit Besuchern der Mitbewohner Kontakt aufzunehmen.
- Einschränkend wirkt der Wohnzusammenhang für Menschen, die zeitweise oder in bestimmten Bereichen von der "üblichen Lebensweise" abweichen. Solche unüblichen Beziehungen oder Experimente, insbesondere im sexuellen Bereich, können in den Projekten nicht ausgelebt werden. Entweder passen sich die Betroffenen an die Verhaltensnorm an, oder sie verlagern ihr "abweichendes Verhalten" außerhalb des Wohnzusammenhanges.

2.4 Individuelle Kontakte

"Ich versteh mich am besten mit den Frauen."
(015)

Ein bekanntes Bild, die Frauen aus der Nachbarschaft sitzen um den Sandkasten, passen auf die Kinder auf und unterhalten sich.

Auch in den Wohnprojekten gibt es diese Konstellation. Frauen mit kleinen Kindern arbeiten zur Zeit nicht oder nur halbtags, die Männer sind den ganzen Tag weg. Die Frauen tun sich zusammen und es entstehen Netze eheunabhängiger, weiblicher Kontakte. Aus der Not, allein mit den Kindern zu sein, machen die Frauen eine Tugend. Abends wenn die Männer nach Hause kommen, ist wieder Familienleben "angesagt". Während sich mittags einige Frauen beim Kochen abwechseln und zusammen essen, sitzen abends die Familien getrennt beim Abendbrot.

"Abends, da tritt man doch so zu zweit auf."
(002)

In zwei Projekten, in denen die Mehrzahl der Männer sich die Kinderbetreuung mit den Frauen teilen, haben auch die Männer ähnliche Strukturen entwickelt.

Ausgangspunkt dieser Kontakte ist die Kinderbetreuung und nicht der Wunsch, mit bestimmten Bewohnern etwas zu tun haben zu wollen.

In der Mehrzahl der Gemeinschaften erschöpfen sich die Einzelkontakte jedoch nicht in Hausfrauenkontakten. Die Einheit, aus der sich Privatheit konstituiert, ist nicht mehr nur die Familie. Die Individuen gehen in den Gemeinschaften eigenständige Beziehungen ein. Dadurch wird auch die Abgrenzung der Familienhaushalte aufgemischt. Über die Grundstruktur abgeschlossener Haushalte legt sich ein Netz aus individuellen Beziehungen.

"Meistens sind das so Anlässe, wenn irgendwas geklärt werden muß, und dann macht das mal der eine oder der andere und dann bleibt man halt auch einen Moment, trinkt eine Tasse Kaffee mit." (022)

Ob man sich was ausleiht, eine Information einholt, einen Termin abspricht, bei solchen Gelegenheiten tritt man nicht als Familie auf, sondern einer geht los und bespricht das mit den Nachbarn. Daraus können Beziehungen neben den Familienstrukturen entstehen, .

"Ich brauche das unheimlich, daß ich halt weiß, da ist noch mehr los, man kann mal hochgehen, wenn halt der Peter in seinem Arbeitszimmer arbeitet." (001)

In diesem Fall gibt es keinen sachlichen Anlaß, um nach oben zu gehen, sondern der Mann ist nicht verfügbar. Wenn man mit dem Partner zur Zeit nicht reden kann, weil er arbeitet, fernsehschaut, schläft usw., oder man hat sich mit ihm gestritten, dann kann man nach oben, unten, nebenan gehen. Die Möglichkeit auszuweichen, nicht allein auf den Partner angewiesen zu sein, wird von vielen unserer Gesprächspartnerinnen als entlastend beschrieben. Auch ohne den Partner ist man nicht allein. Wenn ihr Mann in der Kneipe ist,

"dann sitz ich hier nicht alleine, sondern geh nach oben." (024)

Mal alleine zum Nachbarn gehn, ist selbstverständlich in den Gemeinschaften.

"Wenn man so spontan runter in die andere Wohnung geht, dann macht man das eigentlich nie zu zweit, sondern geht allein." (004)

In mehreren Projekten finden Bewohner Partner, mit denen sie zusammen Musik machen können. Eine Frau läßt sich von einem Nachbarn in die Geheimnisse der EDV einführen. Zwei Männer haben zusammen ein Rennrad. Eine Frau geht mit einer Nachbarin öfters ins Theater, ihr Mann hat dafür nichts übrig. In einer Gruppe haben sich ein Mann und eine Frau gefunden, die oft und ausgiebig zusammen kochen. Dann gibt es Bewohner, die sich zum Dauerlauf zusammenfinden, andere besuchen gemeinsam Veranstaltungen.

In den größeren Gemeinschaften gibt es oft auch Interessensgruppen, denen sich einzelne nach Lust und Laune zuordnen: Gymnastikgruppe, Theatergruppe, Yogagruppe, Musikgruppe, Malgruppe, Töpfergruppe usw.. Die Ehepartner finden sich in unterschiedlichen Gruppen wieder. So ist eine unserer Gesprächspartnerinnen in einer Gymnastikgruppe und ihr Mann macht in einer anderen Gruppe Musik. Kontakte stellen sich nach individuellen Interessen jenseits der Familienkonstellation her.

Einige Frauen berichtet, daß sie sich mit Frauen in der Gemeinschaft über Dinge austauschen, die sie mit dem Partner nicht so gut besprechen können:.

"Mein Anspruch an Karl, ein Gesprächspartner zu allen möglichen Themen zu sein, ist gesunken. Das deckt Susanne im Prinzip ab. Über viele Sachen zu reden, das heißt nicht immer, daß ich mit Karl da gar nicht drüber rede, aber ich bin nicht mehr frustriert darüber, daß er dann nicht so ein Gesprächspartner ist, wie ich mir das wünschte." (043)

Ein andere Frau stellt fest:

"Es ist auch viel einfacher und bequemer für Paul, er ist entlastet für seine Interessen, die er dann auch wiederum mit ganz anderen Leuten teilt." (001)

In allen Wohnprojekten finden sich die Bewohner zu Gemeinschaftsaktivitäten zusammen, durch die die Familienstruktur verflüssigt wird.

Wenn die Gemeinschaft ein Fest organisiert, dann leistet jeder einzelne einen Beitrag, je nachdem, was ihm liegt. Die Arbeiten werden nicht familienweise organisiert, sondern auf die einzelnen Bewohner verteilt.

In einer Hausgemeinschaft wird einmal im Monat ein großes Essen veranstaltet, zu dem auch Gäste eingeladen werden. Unsere Gesprächspartnerin hat noch nie mit ihrem Mann zusammen das Essen vorbereitet, sondern immer in anderen Zusammensetzungen. Je nach Fähigkeiten und Lust ergeben sich bei solchen Gelegenheiten neue Paarungen.

Eine weitere Gemeinschaftsaktivität: Zur Verwaltung, Instandhaltung und Organisation des Gemeinschaftslebens müssen die einzelnen Bewohner Beiträge leisten. Auch in diesem Fall gilt das Individualprinzip und nicht das Familienprinzip. Eine Frau übernimmt die Finanzen des Projektes und ihr Mann verwaltet den Ämterplan. In einem anderen Fall ist der Mann für die Heizungsanlage zuständig, die Frau für die Belegung des Gemeinschaftsraumes.

Eine Frau schildert die komplizierten Kontakte in der Hausgemeinschaft folgendermaßen.

"Wenn wir zu viert zusammen sind, ist es ein Kontakt zwischen meiner Schwester und mir und zwischen Heiner und Rainer am ehesten. Ich würde sagen, es ist ein Viererkontakt, ein guter Viererkontakt, aber auch sehr, ich muß das unterscheiden, es gibt ein sehr, wie ich finde, sehr intensiven Kontakt zwischen Heiner und Rainer und einen recht intensiven zwischen Heiner und mir, der aber auch so ab und zu ein bißchen abgeblockt und gebremst ist, da komm ich auch noch nicht so genau hinter, aber der Kontakt ist auch sehr intensiv. Dann gibt es einen sehr intensiven Kontakt zwischen Heiner, Rainer und mir, ein äußerst intensiver, sehr persönlicher Kontakt in dieser Dreierkonstellation und dann gibt es einen oberflächlicheren, abgeflachteren Kontakt, wenn wir alle vier zusammen sind. Können Sie noch folgen? Dann gibt es einen intensiveren Kontakt, während wir zu viert zusammen sind und Heiner und Rainer dann miteinander beschäftigt sind und wenn dann Elisabeth und ich miteinander beschäftigt sind."
(024)

In einer anderen Hausgemeinschaft hat eine Frau sehr viel mit ihrer Nachbarin zu tun, mit deren Mann aber kaum etwas.

"Ich habe irgendwie keine Lust, mit Heinz einen Abend zu verbringen." (001)

Bei traditionellen Beziehungen zwischen Paaren würde diese Aussage zu Schwierigkeiten führen.

Eine Frau schildert einen Abend, als ihr Mann und die Frau aus der anderen Wohnung außer Haus waren und sie mit dem anderen Mann alleine war.

"Ich bin dann unten bei Herbert gewesen und wir haben drei Stunden geklönt. Da haben wir auch festgestellt, daß wir uns viel zu sagen haben."
(021)

Das Besondere für die Frau war, mit dem anderen Mann Gemeinsamkeiten entdeckt zu haben. Die Tatsache, mit einem Mann bis spät in die Nacht in seiner Wohnung zusammenzusein, ist für die Frau völlig normal. Sie kommt nicht auf den Gedanken, daß "man sich etwas dabei denken könnte".

2.5. Elternschaft und Identität

"Die Leute verhalten sich völlig anders, wenn es um die Kinder geht, als normal." (028)

Die Eltern-Kind-Beziehungen sind in den Bewohnergruppen empfindliche Bereiche, weil sie weniger geschützt sind als in herkömmlichen Wohnformen. Vor die Alternative gestellt, die dadurch zu Tage tretenden Dissonanzen in das Gemeinschaftsleben einzubeziehen oder Schutzwälle zu errichten, entscheiden sich die meisten Gruppen für den Schutz. Nach dem Motto "Schweigen ist Gold", werden kritische Beobachtungen oft nicht ausgesprochen, wenn sie "schwache Stellen" der Mitbewohner betreffen.

Manchmal kann jemand es aber "nicht mehr aushalten, was die mit ihren Kindern machen" und es "knallt". Zwei Hausgemeinschaften sind daran gescheitert.

Ort des Geschehens, eine Hausgemeinschaft auf dem Lande. Ein Mann und eine Frau, aus unterschiedlichen Haushalten sind z.Z. nicht berufstätig, sie versorgen tagsüber die Kinder, während die Lebensgefährten arbeiten. Beide haben kleine Kinder, sie zwei Töchter und er zwei Söhne. Die Kinderbetreuung sollte gemeinsam organisiert werden, hatte man vereinbart. Doch das geht nur kurze Zeit gut.

Der Mann findet, die Frau erziehe ihre Tochter zu sehr "als Prinzessin", und sie denkt umgekehrt, er fördere das "Mackerige" in seinen Söhnen. Auch bei der gemeinsamen Gartenarbeit stoßen die beiden Charaktere aufeinander. Er ist im Garten ein Perfektionist und bei ihr muß nicht jede Furche schnurgerade sein.

Die Differenzen verfestigen sich, die Gemeinschaft bricht auseinander.

Ein weiteres Beispiel.

Zwei befreundete Paare ziehen zusammen. Bei dem einen Paar ist die Frau mit dem dritten Kind schwanger und die Anderen erwarten ihren ersten Nachwuchs. Die Voraussetzungen für eine Hausgemeinschaft sind gut: Ähnliche Lebenssituation, gleiche Szene, Sympathie. Die

Paare sind seit ca. zwei Jahren befreundet, sie haben die gleichen Ideen für das Zusammenleben.

Die vermeintlich gute Basis erweist sich bald, nachdem die Kinder geboren sind, als Seifenblase. Die beiden Frauen, nennen wir sie Sabine und Traude, kommen nicht mehr miteinander klar. Für Sabine wird das Kind zum Mittelpunkt ihres Lebens. Behutsam geht sie an den neuen Alltag heran, nimmt sich viel Zeit für das Baby und läßt sich beurlauben. Traude dagegen hatte bei den ersten beiden Kindern weiter voll gearbeitet und so will sie es auch beim Dritten halten. Sie geht pragmatisch mit der Kindererziehung um, sucht Entlastung ohne viel Drumherum-Reden. Sie will klare, einfache Regelungen, um sich Freiräume zu schaffen. Weil sie wieder arbeiten will, kümmert sie sich sofort um einen Kindergruppenplatz. Traude überredet Sabine ihr Kind auch sehr früh in die Kindergruppe zu geben. Nach kurzer Zeit nimmt Sabine ihr Kind jedoch wieder heraus, sie hat sich von Traude unter Druck gesetzt lassen. Aber sie will ihr Kind gar nicht abgeben, um wieder arbeiten zu können.

Traude urteilt über Sabine etwas folgendermaßen: Sie packt ihr Kind in Watte ein und benutzt es, um sich vor Auseinandersetzungen im Beruf zu drücken.

Sabine würde über Traude sagen: Sie ist gefühlslos, instrumentalisiert andere, will alles im Griff haben.

Sabine ist vorsichtig und flüstert, Traude ist direkt und laut.

Die unterschiedlichen Charaktere treten in der Hausgemeinschaft offen zutage - man erkennt sich in seinen Schwächen und Stärken. In diesem Fall sind sie zu unterschiedlich und bedrohlich - Sabine zieht mit ihrer Familie aus.

Das waren zwei extreme Beispiele für Differenzen, die in abgeschwächter Form in vielen Gemeinschaften auftreten.

Wir waren überrascht, wie weitgehend das Verhalten gegenüber Kindern individualisiert wird. Unterhalb der

gemeinsamen Grundhaltungen wie "Kinder werden nicht geschlagen" öffnet sich ein Labyrinth widersprüchlicher Verhaltensweisen, persönlicher Haltungen und Fähigkeiten.

Viele der Befragten betonen die Gefahren für die Gemeinschaft:

"Wenn das schiefginge, dann in erster Linie über die Schiene Kinder." (041)

In den Projekten herrscht daher die Parole "Vorsicht" . Allerdings, das Thema Kinder wird in den meisten Wohnprojekten und Hausgemeinschaften angeschnitten, man tauscht sich über Probleme, die man mit den eigenen Kindern hat, aus. Dabei geht es oft auch "hoch her", kontroverse Diskussionen sind nicht selten. Aber es bleibt meist auf der Ebene eines "Meinungsaustausches", wie es eine Frau ausdrückt. Man hütet sich davor, in Bereiche vorzustoßen, die die Identität einzelner Bewohner berühren.

Wiederum zwei Beispiele sollen illustrieren, was vorsichtiger Umgang mit persönlichen Differenzen bedeuten kann.

In einer Wohngruppe organisierte eine Frau die Kinderbetreuung mit verschiedenen Betreuerinnen, wogegen es ihrer Nachbarin wichtig war, daß immer nur eine Bezugsperson auf ihre Kinder aufpaßte.

Wenn die beiden Frauen die Kinderbetreuung gemeinsam organisiert hätten, wäre es zum Streit gekommen.

In einem anderen Beispiel kommt der Befragten das Kind der Nachbarin sehr aggressiv und zerstörerisch vor.

"Manchmal finde ich es einfach zum Kotzen."
(029)

Die Befragte bringt das Verhalten des Kindes mit dem Lebenswandel der Eltern in Verbindung. Die Mutter ist beruflich sehr engagiert, und der Vater hat eine eigene Wohnung. Unsere Gesprächspartnerin erklärt sich damit das auffällige Verhalten des Kindes. Aber

"das ist nicht so ratsam, da was zu sagen."
(029)

Die beiden Frauen gehen unterschiedliche Wege in ihren Liebesbeziehungen. Die eine lebt mit ihrer Familie zusammen, die andere hält sich den Lebensgefährten und Vater ihrer Kinder auf Distanz. Sie nimmt sich eine Freiheit heraus, die, nach Ansicht der anderen Frau, auf Kosten der Kinder geht. Diesen Vorwurf kann die Befragte gegenüber ihrer Mitbewohnerin nicht aussprechen, das ginge zu weit.

In dieser Wohngruppe wird ganz selbstverständlich über die wöchentlichen "Sexualrationen" gesprochen, aber der, nach Ansicht der Befragten, für das Kind schädliche Lebensstil ist tabu.

Doch nicht immer schätzen die Bewohner richtig ein, was ihre Mitbewohner ertragen können. Wir haben zahlreiche Geschichten gehört mit dem Refrain "das war mir eine Lehre". Die Lehre lautet, bestimmte Probleme nicht mehr anzurühren. Auch hierfür zwei Beispiele:

Eine Befragte hat schlechte Erfahrungen gemacht mit gemeinsamen Gesprächen über Kinderprobleme. Die Tochter der Befragten ist hypermotorisch und von daher für die Gemeinschaft sehr anstrengend. Die Mitbewohner haben sich teilweise aufgeregt über dieses störende Kind und wollten damit möglichst wenig zu tun haben. Die Befragte traute sich eine Zeitlang nicht, mit dem Kind in den Gemeinschaftsgarten zu gehen. Sie hat das in einer Versammlung angesprochen und um Verständnis gebeten. Aber die Mitbewohner sind darauf nicht eingegangen son-

dern haben ihr noch Vorwürfe gemacht, etwa folgendermaßen:

"Die sprechen ja nur über Kindererziehung, damit sie hinterher ihre Kinder rausschicken können. So nach dem Motto, wir können ja nichts dafür, kümmert ihr euch mal." (034)

Die Botschaft war eindeutig: Belastet uns nicht nicht mit euerem schwierigen Kind, damit müßt ihr selber fertigwerden.

"Ich weiß nicht, ob alle gemerkt haben, daß nie wieder ein Versuch gemacht wurde, aber da schlugen die Wellen hoch." (034)

Oder, um ein letztes Beispiel zu nennen, die Frage nach der Spielzeugquantität wird zu einem brisanten Thema. Die Befragte hatte den Eindruck, daß das Kind der Mitbewohnerin zu viel und zu früh Spielsachen bekäme und fragte, was das Kind denn bekommen sollte, wenn es älter würde. Darauf reagierte die Mitbewohnerin sehr reserviert und meinten,

"das laß mal unsere Sorge sein." (047)

In solchen Fällen ist für die Mitbewohner Rückzug angesagt.

"In solchen Situationen ist ganz wichtig, sich zu sagen, ich halt' mich da raus, das sind ihre Kinder, und die müssen mit ihren Kindern klarkommen, mit deren Macken und umgekehrt. Man muß halt versuchen, sich lassen zu können." (022)

Eine andere Frau schildert die Grenze folgendermaßen:

"Wir sind ziemlich unterschiedlich, Elke und Rainer stellen ihr Leben viel mehr auf Paula ein als wir. Da das so große Unterschiede sind, sprechen wir auch manchmal drüber. Wir haben z.B. bei Heiner mal über Schreien-Lassen oder Nicht-schreien-Lassen gesprochen. Da sind auch

die unterschiedlichen Meinungen ganz gut besprochen worden. Viele Sachen, die ich nicht richtig finde, sag' ich nicht. Das würde auch nicht anders gehen, weil wir eben sehr unterschiedlich sind. Aber einige Unterschiede besprechen wir doch." (016)

Wie sehr feine Unterschiede in den Persönlichkeiten Grenzen ziehen, zeigt ein Projekt, in dem die meisten Kinder in die Waldorfschule gehen. Trotz dieses pädagogischen Gleichklanges können sich die Eltern über fast alles nur nicht über Probleme mit ihren Kindern austauschen.

Es ergibt sich ein widersprüchliches Bild:

Auf der einen Seite öffnen sich die Familienstrukturen, die Bewohner beziehen sich individuell aufeinander. Dadurch verbreitern sich die Kontakte in den Gemeinschaften.

Auf der anderen Seite...

"Es wird einiges übergangen, möchte ich sagen, diese Aussprachen...wir hatten ja am Anfang mal Phasen gehabt, wo eigentlich jeder sich so ein bißchen mehr vorstellen sollte, daß sollten eigentlich auch intensivere Gespräche sein und das ist dann abgebrochen worden." (039)

Die meist ähnlichen Erziehungsprinzipien treten in den Hintergrund, relevant werden die Persönlichkeitsmerkmale und die organäre Eltern-Kind-Beziehung. Die Unterschiedlichkeit und damit die Einmaligkeit der eigenen Kinder wird hervorgehoben.

"Ich weiß nicht, ob ich Gudrun zumuten könnte oder wollte, auf meine Kinder aufzupassen, weil, ihre Kinder sind ganz anders als meine." (048)

Das zweite Gesicht der Individualisierung zeigt abweisende Züge, gegen vermeintliche Bedrohungen der individuellen Besonderheiten.

3. RECHTLICHE ABGRENZUNG

In vielen Erzählungen aus der Nachkriegszeit spielt die Zwangsbelegung eine wichtige Rolle. Wohnungsbesitzern

wurden Flüchtlinge und Ausgebombte zugewiesen, die sie in ihren Wohnungen unterbringen mußten. Das war ein tiefer Eingriff in das Privatleben, Fremde benutzten das Badezimmer, die Küche und Einrichtungsgegenstände mit.

Diese Ausnahmesituation unterstreicht die Regel: Jeder Bewohner hat über seine Wohnung die alleinige Verfügung und muß sich nicht mit anderen abstimmen.

Allerdings sind die Verfügungsrechte in Mietwohnungen eingeschränkt durch die übergreifenden Rechte des Eigentümers. In Geschloßwohnungen sind die Freiheiten der Bewohner begrenzt durch Hausordnungen, die z. B. Ruhezeiten und die Säuberung des Treppenhauses regeln.

Das Eigenheim gilt auch deshalb als ideale Wohnform, weil hier die Verfügungsmöglichkeiten am weitestgehenden sind: Privates Eigentum, ausschließlich private Nutzung, Minimierung der Absprachen. Aber selbst bei dieser klarsten Abgrenzung des Privatbereiches gibt es Streitereien. Die Reibungsflächen für Nachbarschaftskonflikte scheinen unbegrenzt, um so mehr ist die Abgrenzung der privaten Verfügungsrechte wichtig. Verwischte Beziehungen auf dieser Ebene machen Auseinandersetzungen wahrscheinlich.

Ausdrückliches Ziel der Gemeinschaftsprojekte ist es nun aber, die strikte Abgrenzung der privaten Wohnbereiche aufzulockern. Konfliktvermeidung soll nicht mehr der Maßstab für Nachbarschaftsbeziehungen sein.

Ändern sich damit auch die rechtlichen Beziehungen der Bewohner zueinander?

3.1. Eigentumsverhältnisse

In allen Wohngruppen gibt es eine eindeutige Trennung zwischen Privatbesitz und Gemeinschaftsbesitz. Die Wohnungen bzw. Häuser (Eigentum oder Miete) sind, zusammen mit den dazugehörigen Grundstücken, Privatbesitz. Zwischen den Haushalten gibt es privatrechtlich keine Ver-

mischungen. Ebenso eindeutig ist Gemeinschaftsbesitz bzw. -eigentum geregelt. Er gehört der gesamten Bewohnergemeinschaft, entweder in Form einer Eigentümergeinschaft oder als Genossenschaft.

Die Genossenschaftsregelung haben wir nur bei Schweizer Projekten gefunden. Ansonsten sind die Projekte nach dem Wohnungseigentumsgesetz (WEG) bzw. den entsprechenden österreichischen Gesetzen organisiert. Die dort festgeschriebene strikte Trennung zwischen Sondereigentum und Gemeinschaftseigentum entspricht offenbar dem Regelungsbedarf der Bewohner in den Projekten. Wir haben keine Äußerung gehört, daß andere rechtliche Regelungen gewünscht werden.

Nur in einem Projekt wurde zusätzliche eine Gesellschaft bürgerlichen Rechts (GbR) gegründet. Ihr gehört eine Wohnung in dem Projekt, die je nach Bedarf vermietet wird. Darin erschöpft sich der Einfluß dieser Gesellschaft.

Auch die Hausgemeinschaften sind überwiegend nach dem Wohnungseigentumsgesetz organisiert. Daneben gibt es einige Fälle, in denen einem Haushalt das ganze Haus gehört und der andere Haushalt Mieter ist.

Aber auch in diesen Beispielen ist zwischen der gemieteten Privatwohnung und den gemeinsam genutzten Bereichen klar getrennt worden.

Wir haben allerdings einige Hausgemeinschaften angetroffen, in denen die Eigentumsverhältnisse nicht so klar sind.

In einer Hausgemeinschaft gehört das gesamte Haus und das Grundstück einer Bewohnerin, obwohl alle vier Erwachsenen zur Finanzierung beigetragen haben. Die Eintragung ins Grundbuch stimmt mit der tatsächlichen Situation nicht überein, eigentlich sind alle vier Erwachsenen Eigentümer des Hauses. Man hat das nur gemacht, weil die Frau damals als Einzige verdient hatte und es daher steuerlich günstiger war. Man will das irgendwann mal ändern und das Haus in Eigentumswohnungen umwandeln. Die Eltern unserer Gesprächspartnerin drän-

gen seit langem darauf, für die Bewohner ist es allerdings nicht so wichtig,

"aber wir wollen das auch irgendwann mal regeln". (021)

In unserem Sample haben wir zwei Fälle, in denen alle Bewohner den Kaufvertrag unterschrieben haben. Jeder einzelne ist also gleichermaßen Eigentümer, das heißt, allen gehört alles. Bei der Verteilung der Wohnungen hat man sich nicht darauf kapriziert, daß jeder genau dieselbe Anzahl an Quadratmetern Wohnfläche bekommt, aber es ist auch ein Stück Vorsicht in dieser scheinbaren Großzügigkeit:

"Die Wohnungen sind verhältnismäßig gleich groß, wir haben das nie nachgerechnet. Ich wüßte nicht, wieviele qm wir zur Verfügung haben, das haben wir nicht gemacht, irgendwie hindert mich auch was daran, das zu machen, es kann ja sein, daß das doch ein bißchen unterschiedlich ist." (039)

Als Grund für diese Konstruktion wird genannt, daß man vorher in Wohngemeinschaften gewohnt hat und es gar nicht anders kannte und daß die Häuser auch schlecht aufzuteilen waren.

Bei den wenigen Projekten, in denen keine eindeutige Trennung zwischen Privateigentum und Gemeinschaftseigentum vorgenommen wurde, kommen entweder pragmatische Gründe oder eine Art Grundeinstellung zum Vorschein. Bei den pragmatischen Gründen ist es meist eine Frage der Zeit (Fortfall der Steuerersparnismöglichkeiten), daß die Eigentumsverhältnisse deutlich getrennt werden. Von den beiden Projekten, die am Wohngemeinschaftsideal festhalten, wird eins in der nächsten Zeit aufgelöst.

3.2 Einschränkungen der Verfügungsrechte

Üblich ist das Wohnungseigentumsgesetz als die konventionelle rechtliche Form für Gemeinschaftsanlagen. Gehen die Projekte über die dort angegebenen Einschränkungen für die einzelnen Eigentümer hinaus?

Einschränkungen in der privaten Verfügung der Wohnungen werden wirksam beim Verkauf bzw. Vermietung, bei Umbauten und bei haushaltsübergreifenden Nutzungen.

Vermietung/Verkauf

In vielen Wohngruppen ist eine nach dem Wohnungseigentumsgesetz (WEG) mögliche Veräußerungsbeschränkung vertraglich vereinbart worden. Die Zustimmung der Miteigentümer kann aber nur in schwerwiegenden Fällen versagt werden. Ein wirksames Mittel der Mitsprache bei der Auswahl neuer Eigentümer ist das nicht. Letztlich entscheiden die Eigentümer selbst, an wen sie verkaufen:

"Die Leute, die hier herausgehen, die wollen natürlich auch das Geld heraushaben, was die Häuser wirklich wert sind. Ein richtiges Mitspracherecht haben wir nicht. Wenn einer jetzt partout einem Käufer das verkaufen will, dann müßten wir zustimmen. Es ist eigentlich eine Farce." (041)

Bei der Vermietung von Wohnungen gibt es nur in wenigen Wohngruppen Regelungen. So sind in einer Wohngruppe die Bedingungen für die Vermietung eines Hauses festgelegt worden: Zwei Drittel der Eigentümer müssen zustimmen und sie können die Zustimmung verweigern, wenn Zweifel bestehen, daß der Mieter seinen finanziellen Verpflichtungen nicht nachkommt oder wenn Zweifel daran bestehen, daß der Mieter

"persönlich nicht die Gewähr dafür bietet, sich in die Gemeinschaft einzuordnen und wenn er die Gemeinschaft stören könnte." (040)

Die Vermieter halten sich jedoch kaum an die Regeln, der Gemeinschaft wird nur mitgeteilt, wer in die Wohnung einzieht.

Das folgende Zitat trifft für die Mehrheit der Gemeinschaften zu: Mit der Wohnung

"da kann jeder mit machen, was er will, es ist schließlich sein Eigentum". (046)

Man vertraut vielfach darauf, daß sich der Zuzug von Bewohnern informell regeln läßt. Bewohner, die sich eine Wohnung anschauen, merken von selbst, ob sie hineinpassen - spätestens, wenn sie die Ablehnung von einer Bewohnermehrheit erfahren. Auch mit den Vermietern oder Verkäufern unterhält man sich informell, schlägt neue Bewohner für die Wohnung vor. Vermietung oder Verkauf erfolgt so meistens "im Einvernehmen" zwischen Eigentümern und den übrigen Bewohnern. Es kommt ganz selten vor, daß sich der Eigentümer bedenkenlos über die Wünsche der Mitbewohner hinwegsetzt.

Informelle Regelungen sind auch kennzeichnend für die Hausgemeinschaften.

Beim Verkauf oder bei Vermietung einer Wohnung wird der verbleibenden Partei meist das Recht zuerkannt, neue Mitbewohner zu suchen, an die dann verkauft bzw. vermietet wird. Auch das sind Vereinbarungen, die auf freiwilligen Vereinbarungen basieren und nicht einklagbar sind.

Wie sehr es dabei auf den guten Willen der Bewohner ankommt, zeigen zwei Episoden.

In einer Hausgemeinschaft mußte ein Haushalt aus beruflichen Gründen in eine andere Stadt ziehen. Sie wollten ihre Wohnung gerne an eine Freundin vermieten. Die verbleibenden Bewohner wollten mit dieser Frau aber nicht zusammenwohnen. Sie suchten stattdessen eine Familie aus, die die Vermieter nicht kannten. Trotzdem akzeptierten diese die Wahl und unterschrieben den Mietvertrag.

In einer anderen Gemeinschaft hatten die Vermieter es ebenfalls den anderen Bewohnern überlassen, Nachfolger auszusuchen. Kurz vor Einzug verkrachten sich die auswählenden Bewohner und die neuen Mieter - sie zogen nicht ein. Bis erneut Mitbewohner gefunden werden konnten, stand die Wohnung zwei Monate leer. Nach einigen Diskussionen einigten sich die Eigentümer der Wohnung mit den Leuten, die sich bei der Auswahl "vertan hatten", den Verlust zu teilen.

Umbauten

Einschränkung der privaten Verfügung gibt es bei der Fassadengestaltung und allen nach außen wirkenden Umbauten. Hier muß meist die Genehmigung der Eigentümergemeinschaft eingeholt werden. Wir haben Fälle kennengelernt, in denen die Gemeinschaften solche Genehmigungen versagt hatten. Eine Familie wollte beispielsweise eine Veranda vollständig verglasen und damit das Wohnzimmer erweitern. Dies wurde abgelehnt. In einigen Fällen hat man aber selbst diese auch für konventionelle Eigentümergemeinschaften bindende Einschränkung nicht eingehalten. Mehrere Bewohner haben ohne Einwilligung der Gemeinschaft Veränderungen einer Fassade vorgenommen.

Eine Frau meint resigniert,

"hier macht jeder, was er will".

Der Versuch einer einheitlichen Fassadengestaltung ist in diesem Fall mißlungen. Der Nachbar hat sogar einen Balkon gebaut, durch den er volle Einsicht in ihren Garten hat. Darüber hat sie sich jahrelang geärgert, aber inzwischen daran gewöhnt.

In einem anderen Wohnzusammenhang baute ein Mann einen etwa fünf Meter hohen Holzturm in seinen Vorgarten. Auch ihn ließ man gewähren, obwohl die Mehrheit das Bauwerk häßlich findet.

Wenn man bedenkt, daß am Anfang der Projekte die gemeinsame Planung des Wohnkomplexes stand, dann ist es bemerkenswert, wie wenig sich die Bewohner später um Gemeinsamkeit bei der Veränderung der Gebäude kümmern. Die formellen Einschränkungen der privaten Rechte werden nur in Ausnahmefällen wirksam.

Haushaltsübergreifende Nutzungen

Ein weiterer Aspekt der in den Projekten so häufigen informellen Regeln ist die Aussetzung von Eigentumsrechten. Die Bewohner lassen sich freiwillig in ihren Eigentumsrechten einschränken, indem sie für gewisse Zeit auf Nutzungsrechte verzichten. Dieses Verhalten

haben wir häufig in Hausgemeinschaften und in Ausnahmefällen auch in Wohngruppen kennengelernt.

Davon wird besonders bei Kellerzimmern und Räumen im Dachgeschoß, sowie in einigen Fällen auch bei Gartenhäusern, Gebrauch gemacht. Das sind Räume, die zwar einem Haushalt gehören aber nicht innerhalb einer Wohnung liegen. Diese Räume werden oft unabhängig von den Eigentumsverhältnissen benutzt. So kommt es vor, daß eine Frau sich im Dachboden ein Arbeitszimmer einrichtet, weil sie sich auf eine Prüfung vorbereiten muß, dieses Zimmer gehört aber eigentlich dem anderen Haushalt, der es als Gästezimmer nutzt. Diese Gästezimmerfunktion hat das Zimmer auch weiterhin, aber es wird jetzt in erster Linie von der Frau als Arbeitszimmer benutzt und auch von ihr eingerichtet. Es gibt in einigen Gemeinschaften Verfügungsräume, über deren Nutzung man sich nicht von Anfang an klar ist und die von Zeit zu Zeit wechseln kann, rechtlich sind die Räume einzelnen Wohnungen zugeordnet, das hindert die Bewohner aber nicht daran, sie je nach Bedarf, unabhängig von den Eigentumsverhältnissen, zu nutzen.

3.3 Gemeinschaftseigentum

Die Planungs- und die Bauzeit beschreiben die meisten Bewohner als eine Pionierphase. In diesen Monaten wuchs die Gruppe zusammen, man hat sehr viel zusammen gearbeitet und über Wohnbedürfnisse gesprochen. Entscheidungen trafen Häuserbauer nach ausgiebigen Plenardiskussionen und die anstehenden Arbeiten erledigten sie gemeinsam. Die Häuser wurden gemeinsam von der Gruppe gebaut, einschließlich kollektiver Materialbeschaffung, Organisation der Handwerkeinsätze usw.

Es war eine besonders anstrengende Zeit, und die meisten möchten es nicht noch einmal durchmachen,

"einmal im Leben reicht".

Für viele Bewohner war es aber auch ein ganz besonderes Erlebnis.

"Mein Mann ist dann immer ganz begeistert von der Baustelle nach Hause gekommen, und ich war richtig neidisch auf ihn." (032)

In diesen Monaten wurden die Grenzen der bisherigen Fähigkeiten überschritten, Familienbeziehungen teilweise durch Arbeitsbeziehungen ersetzt. Kurz, die Leute praktizierten kollektives Leben.

Nach dem Einzug kam es für viele Bewohner zu einem Bruch.

"Nachdem wir dann eingezogen waren, war auf einmal die Luft raus." (014)

Die Familien zogen sich in ihre Wohnungen zurück, jeder kümmerte sich vorwiegend um seine eigenen Angelegenheiten. In den Vordergrund trat wieder die private Organisation des Wohnens.

Ihren rechtlichen Niederschlag findet diese Entwicklung in den oben beschriebenen Eigentumsverhältnissen und den geringen Einschränkungen der privaten Verfügung über die Wohnung.

Werden bei den Gemeinschaftseinrichtungen die Prinzipien der Anfangszeit, kollektive Entscheidungen und Organisation der Arbeit, aufrechterhalten, oder setzen sich andere Verfahren durch?

Entscheidungsprozesse

Nach dem Wohnungseigentumsgesetz (WEG) muß ein Verwalter bestimmt werden. In allen Eigentumsprojekten wählen die Eigentümer aus ihren Reihen einen Verwalter und in vielen Gruppen dazu noch einen Verwaltungsrat. Der zeitliche und inhaltliche Auftrag war in fast allen Wohngruppen von vornherein eingeschränkt.

Anfangs beabsichtigten alle Gruppen, den Bewohnern reihum die Aufgaben der Verwaltung zu übertragen. Alle Probleme sollten auf den Plena besprochen und entschieden werden, und dort wollten Eigentümer auch klären, wer welche Aufgaben erledigt. Der Verwalter wurde nur als eine formell notwendige Figur gesehen - die Gruppe verwaltet sich selbst.

Von dieser Vorstellung der Gruppe als faktischem Verwalter und dem Plenum als dem Herzstück der Gemeinschaft, haben sich die Wohngruppen im Laufe der Zeit weit entfernt.

Der Posten des Verwalters ist durchweg unbeliebt, fast alle Bewohner wollen sich davor drücken. Wer einmal Verwalter geworden ist, bleibt es für mehrere Jahre, weil die Ablösung fehlt. Bisher ist noch keine Wohngruppe so weit gegangen, einen professionellen Verwalter einzustellen - darüber gesprochen wurde jedoch schon in mehreren. Man ist froh, wenn man einen Verwalter oder eine Verwaltungsgruppe gefunden hat, an die man möglichst viele Aufgaben delegieren kann.

Die Verwalter bekommen so viele Aufgaben zugewiesen, weil das demokratische Herz, das Plenum, in den meisten Wohngruppen ziemlich ausgetrocknet ist.

"Am Anfang haben wir sechs bis acht Sitzungen im Jahr gehabt, haben sie auch gerne gemacht und inzwischen ist das eher so ein 'muß' und wir schaffen das gerade so." (033)

Das Plenum als Forum für den Austausch von Gedanken, freundschaftlichen Diskussionen, in denen Entscheidungen reifen können, funktioniert kaum.

Plena sind unbeliebt, sie werden weitgehend beschränkt auf die formellen Abstimmungsprozeduren, damit ähneln sie Eigentümerversammlungen in konventionellen Eigentumsanlagen.

Im Vorfeld von Plena finden in vielen Gemeinschaften informelle Absprachen statt. In den Vollversammlungen wird dann abgestimmt, was in informellen Kreisen bereits ausgehandelt worden ist. Das hat in einigen Projekten bereits wieder bestimmte Formen angenommen:

"Es hat sich eigentlich eingebürgert, daß wir jeden Sonntag saunen, wer will, kann dazu kommen von der Gruppe." (034)

Dort werden viele Sachen diskutiert, so daß sie vor dem eigentlichen Plenum bereits geklärt sind. Diese Saunabesprechungen empfindet die Befragte als sehr viel angenehmer als die formellen Plenarsitzungen.

Im Laufe der Wohnzeit trockneten die offiziellen Sitzungen aus und die inoffiziellen Besprechungen blühten auf.

Gemeinsame Arbeiten

Wesentlich für das Gemeinschaftsgefühl war in der Aufbruchphase die gemeinsame Erledigung der notwendigen Arbeiten.

Zumindestens für den Ausbau, Instandhaltung und die Säuberung der Gemeinschaftsanlagen wollten die meisten Projekte an der gemeinsamen Verantwortung und Arbeit festhalten. Auf den Plena sollten Arbeitseinsätze besprochen und organisiert werden.

Auf Dauer ist es jedoch keinem Projekt gelungen, die gemeinsame Arbeit als Bindeglied aufrechtzuerhalten. Im Gegenteil, in vielen Fällen sind die Gemeinschaftsarbeiten zu einem Dauerkonflikt geworden. Die unterschiedlichen Vorstellungen in Bezug auf Sauberkeit, das Maß gemeinsam zu erledigender Arbeiten usw., treten zwischen die Bewohner.

Um Konflikte zu vermeiden, werden in den Projekten drei Wege eingeschlagen:

Verrregelung

"Wir mußten alle Arbeiten, alles, was es zu tun gibt, zusammentragen und schauen, was ist eine Arbeitseinheit. Und eine Arbeitseinheit umfaßt fünf Stunden pro Monat. Das wurde jetzt ziemlich akribisch festgelegt und dann auf die einzelnen Familien verteilt. (008)

Schwierigkeiten wird mit Hilfe von Mathematik begegnet. Man braucht sich nicht mehr zu streiten über das wie und ob überhaupt, man braucht nur noch zu rechnen. Es gibt keine persönlichen Auseinandersetzungen mehr über die Arbeiten.

Toleranz

"Wenn richtige Gemeinschaftsarbeiten anliegen, z.B. ein Zaun auf dem Gemeinschaftshaus gebaut werden soll oder Drähte angebracht werden, Spielgeräte gebaut werden oder so, dann werden Sonntage angesetzt oder Wochentage und dann wird gebaut und alle kommen, alle die wollen. Wir haben einen, muß ich sagen sehr weisen Entschluß

gefaßt von Anfang an, der heißt, daß wir so tolerant sind, daß wir nicht aufrechnen wollen. Der Qualitätsmaßstab Zeit ist eigentlich blödsinnig, manche arbeiten schnell, manche langsam, man kann das nicht aufrechnen, weil da eben einer ein schlechtes Jahr hat aber nächstes Jahr macht er wieder was. Das gehört zur Gemeinsamkeit dazu. Jetzt zu versuchen, das in Stunden zu pressen, ist völliger Unsinn. So praktizieren wir das eben auch." (008)

Vergabe an Dritte

Zusätzlich werden in fast allen Anlagen für die Reinigungsarbeiten Putzfrauen eingesetzt. Das ist die weitestgehende Entfernung von dem ursprünglichen Anspruch, Gemeinschaft durch gemeinsame Arbeit zu füllen und die effektivste Form, Reibungsflächen zu vermeiden.

Die Entwicklung von offiziellen Sitzungen zu informellen Absprachen paßt von vorneherein zu den Intentionen, die mit den Hausgemeinschaften verfolgt werden. Hausgemeinschaften sind von ihrer Anlage her informelle Gemeinschaften, die Bewohner wollen in einer übersichtlichen Gemeinschaft leben, in der sie mit den Bewohnern ohne Geschäftsordnung die Gemeinschaftsangelegenheiten aushandeln können.

Es gibt keine formellen Eigentümersitzungen, wenn man etwas zu bereden hat, setzt man sich einfach zusammen. Formelle Plena, in denen man vermeintlich von der persönlichen Ebene absehen kann, wären in Hausgemeinschaften mit zwei bis drei Haushalten auch gar nicht möglich.

Auch bei den wenigen Gemeinschaftseinrichtungen der Hausgemeinschaften versucht man sich informell zu verständigen - Gartenpflege, Aufräumaktionen usw. Kann man sich nicht einigen bzw. stoßen unterschiedliche Praktiken aufeinander, werden die Aufgaben aufgeteilt. So hat man in einem Fall den Garten in zwei Hälften geteilt, weil sich die Bewohner über die Gartenpflege nicht einigen konnten.

Faßt man die rechtlichen Verhältnisse in den Projekten zusammen, bleibt festzuhalten:

- Grundlage ist die Trennung von Privateigentum und Gemeinschaftseigentum.
- Formell geregelte Nutzungseinschränkungen werden minimiert.
- Bei der Verwaltung der Gemeinschaftseinrichtung wird versucht, möglichst viel informell zu regeln.

Die Bewohner müssen sich mehr mit ihren Nachbarn abstimmen als Bewohner in konventionellen Wohnformen. Sie entwickeln aber nicht neue formelle Regelungen, vielmehr wird versucht, die rechtlichen Basisbeziehungen "wasserdicht zu machen" für die Streitfälle, ansonsten versucht man "Formalkram" zu vermeiden.

4. FUNKTIONALE ABGRENZUNG

Eine Wohnung soll die selbständige Haushaltsführung einer Familie ermöglichen, so lautete bisher eine zentrale Anforderung an den Wohnungsbau. Jeder Haushalt ist eine Wirtschaftseinheit, die die notwendigen Hausarbeiten, einschließlich der Kinderbetreuung, erbringt. Für diese Arbeiten sind die Wohnungen mit den entsprechenden Räumen und Einrichtungen ausgestattet. Allerdings, jemand muß auch die Arbeit machen. Bisher war das nahezu selbstverständlich die Frau.

Mit zunehmender Berufstätigkeit der Frau wurde der Ruf nach Rationalisierung der Hausarbeit laut, um die Frauen von Hausarbeit zu entlasten.

Der erfolgreichste Versuch, Hausarbeit zu rationalisieren ist die "Frankfurter Küche" von Grete Schütte-Lihotzky. Die Küche wurde nach "allen Regeln der Schritt- und Grifffersparnis einer rationalen Haushaltsführung geplant" (Schütte-Lihotzky, 1979, 324)

Nach dem Vorbild der Arbeitsplatzstudien in Betrieben wurde die Küchenarbeit zerlegt und nach Kriterium der Kraft- und Zeitersparnis organisiert. Ergebnis war die

millionenfach gebaute Funktionsküche, ein sachlicher Produktionsraum.

Mit der "Frankfurter Küche" hat die Trennung von Arbeit und Wohnen in der Wohnung selbst Einzug gehalten, im Wohnzimmer sollte gewohnt, d.h. nicht gearbeitet werden, die Küche wurde zu einem Produktionsraum, in dem möglichst rationell und schnell die Kochfunktion erledigt werden sollte. Entsprechend zentral und gut beleuchtet wurde das Wohnzimmer geplant und periphr und nach Norden die Küche.

Die Frauen sollen möglichst wenig Zeit in der Küche "vergeuden".

Die Rationalisierung im Haushalt wird unterstützt durch Staat und Markt. Mit Kinderkrippen, Kindergärten und Schulen wird ein Teil der Kinderbetreuung ausgelagert. Haushaltsgeräte, z.B. Mikrowellenherd, Tiefkühlkost und Tiefkühltruhen verringern den Arbeitsaufwand.

Die Bewohner der Wohngruppen und Hausgemeinschaften geben sich mit diesen auf den Kleinhaushalt bezogenen Entlastungsstrategien nicht zufrieden - sie erwarten auch Entlastung aus dem Wohnzusammenhang. Sie treiben aber das Konzept der durchrationalisierten Wohnung nicht weiter, im Gegenteil Ein Beleg dafür ist das Verschwinden der Funktionsküchen.

Sie werden ersetzt durch Wohnküchen. Wir haben in den Projekten fast ausschließlich Haushalte mit Wohnküchen angetroffen. Mehr noch, in den meisten Wohnungen sind große Wohnküchen die zentralen Orte. Sie sind oft der größte Raum der Wohnung oder sie bilden mit dem Wohnzimmer einen zusammenhängenden Wohnbereich. Nur in neun Mietshäusern im Altbau haben wir kleine Funktionsküchen angetroffen. Eigentümergemeinschaften im Altbau haben dagegen vielfach aufwendige Umbauten zu gunsten der Küchen vorgenommen.

An die Stelle einer bis zur letzten Steckdose durchrationalisierten Wohnung tritt in den Wohnprojekten der Wunsch Emotion und Funktion zu vermischen. Kochen wird nicht nur als notwendige Nahrungszubereitung gesehen, sondern als ein Mittelpunkt des Wohngeschehens. Beim

Katoffelschälen kann man Besuch empfangen, sich mit der Nachbarin unterhalten:

"Wenn ich das Essen mache, sitzt oft jemand da zum klönen, ist auch nicht so langweilig."
(048)

Häusliche Arbeit steht in den Projekte an zentraler Stelle, sie wird nicht mehr versteckt, sondern in den Wohnbereich integriert.

Besonders in den Anfangsphasen der Projekten wird die Plausibilität gemeinschaftlicher Eledigung von Hausarbeiten betont. In einer Selbstdarstellung steht:

"Es ist ein Unding, daß jede Familie nur für sich kocht und jeder sich einen Babysitter besorgen muß, wir wollen das zusammen machen"
(006)

Aus dieser Einsicht praktische Konsequenzen zu ziehen erweist sich in der Praxis aber als ziemlich schwierig. Wo liegen die Grenzen bei der gemeinsamen Organisation von Hausarbeit und welche Grenzüberschreitungen gibt es?

4.1 Grenzen der Entlastung

Um das Maß gegenseitiger Entlastungen bestimmen zu können, haben wir gefragt, wie die Bewohner die Hausarbeit erledigen.

Putzen

Während wir uns mit der Frau des Hauses im Wohnzimmer unterhalten, saugt eine Putzfrau in den überigen Räumen Staub.

Ein Zufall? Von 50 befragten Frauen geben 12 an regelmäßig Putzhilfen zu beschäftigen. Der verbleibende Hausputz wird zwischen Mann und Frau aufgeteilt, vielfach "ein täglicher Kampf" - wobei die Frauen oft den Kürzeren ziehen.

Sind die Erwachsenen berufstätig, wird ihnen das tägliche Wischen und Fegen oft zu viel. Sie greifen dann auf professionelle Hilfen zurück - gemeinschaftliche Regelungen kommen nicht in Frage.

Einkaufen und Kochen

"Einer hier hat eine günstige Weinquelle, da bringt er uns manchmal etwas mit." (002)

Manchmal, aber es gibt keine Einkaufsgruppen, die die Einkäufe gemeinsam organisieren. Weder gibt es das für Vorratseinkäufe und erst recht nicht für die täglichen Besorgungen. Jeder Haushalt ist selbst verantwortlich für die Versorgung mit den notwendigen Konsumgegenständen.

"Wenn ich zuviel gekocht habe, dann frage ich nebenan, ob die mitessen wollen." (009)

Häufig wird für andere Bewohner mitgekocht, aber es gibt wenige Kochgemeinschaften, die sich das Kochen systematisch aufteilen. Viel häufiger sind spontane Absprachen, nach dem Motto

"Ach wir können heute doch mal zusammen kochen dann bringt jeder was er so hat, und wir werfen das zusammen." (014)

Die wenigen regelmäßigen Kochverbindungen sind auf zwei bis drei Haushalte begrenzt und gelten nur für ein bis zwei Mahlzeiten in der Woche, die übrigen Tage sorgt jeder Haushalt für sich.

Die Zahl der funktionierenden Kochgemeinschaften wird weit übertroffen von der Zahl der gescheiterten Versuche. Immer wieder hörten wir auf die Frage nach gemeinsamen Kochen Antworten wie diese:

"Ja, am Anfang haben wir es probiert, aber das ist nach einiger Zeit wieder eingeschlafen" (004)

Charakteristisch für den Grad an Gemeinsamkeit beim Kochen und Essen ist folgende Geschichte:

Eine Wohngruppe traf sich abends regelmäßig zum Essen. Reihum waren Bewohner fürs Kochen verantwortlich. Die abendlichen Treffs gibt es heute immer noch, aber jede Familie bringt für sich selber das Essen mit. Man kann je nach Stimmung am gemeinsamen Nachtessen teilnehmen oder es in der Wohnung einnehmen. Aus einer verbindlichen Regelung wurde ein unverbindlicher Treff.

Kinderbetreuung

"Die Ilse oder auch die Frau gegenüber nimmt mir schon öfters die Kinder ab, daß muß man halt vorher absprechen." (034)

In allen Gruppen helfen sich die Bewohner bei der Kinderbetreuung, es ist bei weitem die häufigste Art der Entlastung.

Ähnlich wie beim Kochen überwiegen die situativen Absprachen. Nur in 1/3 der Gruppen gibt es regelmäßige Kinderbetreuungen. Diese Entlastungen sind jedoch beschränkt auf einige Stunden in der Woche oder einen Nachmittag. In drei größeren Wohngruppen werden Kindergruppen organisiert, die teilweise von Erzieherinnen und zum Teil von den Eltern betreut werden. Aber auch in diesem Bereich gibt es viele gescheiterte Entlastungsprogramme. Die große Mehrheit der Kinder werden, wenn die Eltern keine Zeit haben, von Kinderfrauen oder außerhalb der Wohnanlage betreut.

Gemessen an den grundsätzlichen Möglichkeiten gegenseitiger Hilfen durch gemeinsames Wohnen, und dem hohen Stellenwert, den Entlastung bei den Initiatoren der Projekte hatte, machen die Bewohner wenig Gebrauch davon. Wie läßt sich das erklären?

Gegen die gemeinsame Erledigung von Hausarbeit steht der Wunsch "nur keine Verpflichtungen".

Gemeinschaftlich organisierte Hausarbeiten können, mit den Worten einer Bewohnerin, ähnlich verbindlich werden, "wie eine berufliche Verpflichtung" und das wollen die meisten Bewohner nicht.

Sie vermeiden solche Verpflichtungen, weil sie sich in ihrer Lebensplanung nicht durch die Gemeinschaft einschränken lassen wollen. Die Bewohner haben sehr unterschiedliche Arbeitszeiten und berufliche Beanspruchung. Es gibt halbtags Tätige, ganztags Beschäftigte, zweidrittel Arbeitende. Auch die Aufteilung der Berufsarbeit zwischen Ehepartnern kann sehr unterschiedlich sein. Daraus folgen ganz unterschiedliche Entlastungsanforderungen. Sie sind nicht unter einen Hut zu

bringen und deshalb organisiert man sie besser getrennt.

Ein Beispiel: Eine Hausgemeinschaft organisierte die Kinderbetreuung eine Zeit lang zusammen, sie stellten eine Kinderfrau für alle vier Kinder ein. Innerhalb kürzester Zeit wurden vier Kinderfrauen

"verbraucht, weil wir völlig andere Tagesrhythmen haben". (022)

Die unterschiedlichen Tagesabläufe ließen sich nicht aufeinander abstimmen. Für die eine Familie war es wichtig, daß die Kinderfrau mittags das Essen fertig hatte. Die Eltern mußten beide bis 12.30 arbeiten und konnten sich nicht auch noch um das Essen kümmern. Nachmittags brauchten sie die Kinderfrau dagegen nicht, weil die Kinder zunächst schliefen und die Mutter nachmittags zu Hause blieb. Bei dem anderen Paar war es genau umgekehrt, der Mann kam mittags früh nach Hause und hatte Zeit zum Kochen, nach dem Essen wollten sich die Eltern jedoch ausruhen, da die Kinder aber mittags nicht schliefen, sollte sich in dieser Zeit die Kinderfrau um die Kleinen kümmern.

"Es hat sich herausgestellt, daß es einfach zu unterschiedliche Ansprüche sind an so eine Frau, und das, was sie an Entlastung bringen soll." (022)

Schließlich stellte jede Familie eine Kinderfrau ein.

Bei vielen Bewohnern schwankt auch die zeitliche Beanspruchung durch Beruf und Freizeit. Es gibt Zeiten, in denen Bewohner durch berufliche Fortbildung, Prüfungen, "Engpässe" im Büro usw. beansprucht werden. Es kann auch passieren, daß jemand für ein paar Tage beruflich "unter Druck steht". Das Freizeitleben der Bewohner verläuft vielfach nicht nach Plan. Spontane Entscheidungen für ein Seminar, einen Wochenendausflug, Teilnahme an einer Kulturgruppe usw. gehören zum Lebensstil der Bewohner.

Für Beruf und Freizeit brauchen die Individuen Dispositionsräume. Dem können gemeinsam organisierte

Hausarbeiten entgegenstehen. Wird man beispielsweise im Büro aufgehalten, und man ist an diesem Tag für das Mittagessen der Bewohnergruppe verantwortlich, kann man nicht einfach absagen, denn die anderen verlassen sich darauf, daß etwas auf dem Tisch steht.

Wenn Bewohner ihre angespannten Zeitbudgets aufeinander abgestimmt und ein verbindliches Entlastungsprogramm organisiert haben, sind spontane Änderungen kaum möglich. Viele der befragten Bewohnerinnen betonen daher die Vorteile der Familie als Wirtschaftseinheit, weil kurzfristige Umdispositionen einfacher zu organisieren sind. Entweder springt der Partner ein oder man macht, im Falle des Kochens, "schnelle Küche".

In den Abschnitten über die räumliche und soziale Abgrenzung wurde gezeigt, wie wichtig den Bewohnern die Abgrenzung ihrer Privatbereiche ist. Gemeinschaftliche Hausarbeit kann zu Eingriffen in die Privatsphäre führen - viele Bewohner wollen das vermeiden.

Ein der befragten Frauen wohnt mit ihrer Familie im ersten Stock. Wenn sie im Garten essen, wäre es praktischer, die Küche in der Erdgeschoßwohnung zu benutzen, aber sie laufen lieber mehrmals den unbequemen Weg durchs Treppenhaus und den Keller, denn

"dann müßte ich ja unten die Küche sauber machen, sofort im Anschluß und so kann ich das hier stehen lassen, ich bin dadurch freier."
(016)

Wie Leitfäden zieht sich durch viele Gespräche mit Bewohnerinnen die Erfahrung, daß die individuellen Unterschiede dem Gemeinschaftsleben im Wege stehen. Obwohl man bei der Auswahl der Nachbarn Wert auf ähnliche Grundhaltungen und Praktiken legt, bleiben genug individuelle Unterschiede, die sich zwischen die Bewohner schieben. Differenzen drücken sich u.a. aus in Unterschieden, bei den Putzstrategien, der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau, Koch- und Eßgewohnheiten,

Qualitätsstandards bei Lebensmitteln. Ein Frau bringt die Diskrepanz folgendermaßen auf den Punkt.

"Wie gehen mit unseren Macken halt unterschiedlich um." (048)

Für einige sind das selbstverständliche Barrieren, die man akzeptieren muß, bei anderen schwingt Resignation mit, sie haben in Wohngemeinschaften versucht, vieles kollektiv zu organisieren und sind zu dem Schluß gekommen,

"daß wir noch nicht so weit sind - vielleicht unsere Kinder." (043)

Wenden wir uns nun den Entlastungen zu die, das gemeinsame Wohnen trotz der geschilderten Einschränkungen bietet. Alle befragten Frauen finden diese Wohnform entlastend. Was meinen sie damit?

Zum einen Nothilfe, die schon immer zu einer guten Nachbarschaft gehört. Zum anderen ein differenziertes Netz kleiner Hilfen - die kleinen Vorteile und ein ausgeweiteter Leihverkehr - die Gemeinschaft als Angebot.

4.2. Nothilfe

"Für uns finde ich wichtig, daß ich nicht immer auf einsamem Posten stehe, sondern, daß ich auch immer noch jemanden habe, der mir helfen kann." (032)

Für alle Projekte gilt, daß man sich, wenn "es darauf ankommt", auf die andern Bewohner verlassen kann. Die Gemeinschaften bilden ein Netz selbstverständlicher gegenseitiger Hilfe bei Krankheit, Todesfällen, Unfällen. Eine Frau berichtet über die Zeit, als ihr Vater im Sterben lag:

"Anfangen vom Wäsche waschen, Essen machen und wenn man nach Hause kam, stand das Essen auf dem Tisch, das war selbstverständlich, da wurde gar nicht gefragt, daß man gehen konnte, daß man heulen konnte. Ich bin total versorgt worden." (035)

Die Gemeinschaft vermittelt den Bewohnern auch ein Gefühl von Sicherheit, im Notfall stehen die anderen zur Verfügung, egal wie es gerade um die Beziehungen steht.

"Die Nachbarschaft funktioniert im Notfall überall, auch mit denen ich jetzt nicht Kontakt halte." (034)

Eine Frau illustriert dieses selbstverständliche "da-sein": Ihr Sohn war mit dem Fahrrad gestürzt und dabei stark verletzt. Sie war nicht zu Hause, der Nachbar hat das Kind ins Krankenhaus gebracht und alles notwendige veranlaßt. Mit dem Mann kommt die Frau ansonsten "nicht so gut klar".

4.3. Die kleinen Vorteile

"Vorteile sind ganz praktischer Art. wirklich, so banal das ist, aber eben das Ei, das ich mir gerade ausleihe, oder heute z.B., da bin ich am Kuchen backen und habe gemerkt, ich habe keine Butter mehr und dann ist sie da die Butter, hier irgendwo, oder wenn man abends weggehen will, daß man eben sein Baby rübergibt und mit gutem Gewissen losgeht." (025)

Auf die Frage nach den größten Vorteilen des Gemeinschaftswohnens erwähnen fast alle befragten Bewohnerinnen die Möglichkeit, abends fortgehen zu können. Dieser Vorteil ist in mehrerer Hinsicht typisch. Es ist unverbindlich, man muß jedes Mal die Nachbarn fragen, ob sie zu Hause sind und "auf die Kinder horchen können". Diese Hilfe ist für die Betreffenden keine Einschränkung, sie wollen den Abend ohnehin zu Hause bleiben. Das "Babysitting" ist aufgrund räumlicher Nähe und Ähnlichkeit der Lebenssituation fast keine Zusatzarbeit, nur wenn die Kinder aufwachen, muß man sich um sie kümmern.

Unverbindlichkeit, möglichst geringe Einschränkung für den Helfenden und geringer Zusatzaufwand, das sind die drei Bedingungen für gegenseitige Entlastung.

Auf den ersten Blick sind es Kleinigkeiten, kaum der Rede wert. Ein Beispiel: Die beiden Kinder kommen um elf Uhr aus der Schule zurück, und wenn die Mutter nicht zu Hause ist, können sie zu den Nachbarn gehen.

"Davon profitiere ich schon, indem ich manchmal bis zwölf Uhr in der Stadt bleiben kann und nicht schon um elf Uhr nach Hause kommen muß."
(009)

Es sind diese kleinen Freiheiten, alltägliche Dinge, die die befragten Frauen in den Gesprächen mit uns oft vergaßen zu erwähnen, weil sie so selbstverständlich sind. Wenn eine Mitbewohnerin eine Stunde auf die Kinder aufpaßt, während die Mutter die Wohnung aufräumt, dann ist das eine Kleinigkeit, die für die Betreffenden sehr entlastend sind.

Oder man läßt die Kinder zusammen baden:

"Das ist eben auch praktisch, wenn nur einer Wache halten muß, bei der Bande." (017)

Frauen aus gescheiterten Hausgemeinschaften, die jetzt mit ihren Familien alleine wohnen, berichten, daß sie erst nach dem Auszug gemerkt haben, wieviel kleine Vorzüge das Zusammenwohnen beinhaltete. Das ist auch der Grund warum viele Bewohnerinnen sich nicht mehr vorstellen können alleine zu wohnen.

"ich würde auch nie alleine wohnen wollen, ich bin dann ja vollkommen auf mich gestellt, so kann ich immer noch sagen, ich muß mal eben weg und irgendjemand ist ja da, daß man nicht so an die Zeiten gebunden ist." (010)

Die kleinen Vorteile haben wir auch öfters während des Interviews schätzen gelernt. Die "störenden Kinder" wurden während des Gesprächs zu Nachbarn gebracht oder gingen einfach rüber - nur so konnten sich unsere Gesprächspartnerinnen Zeit für uns nehmen:

"ich weiß, daß Gertraude jetzt noch da ist, sonst müßte ich alle Nase lang nach unten rennen, weil die ja Blödsinn machen allein." (017)

4.4. Die Gemeinschaft als Angebot

"Ich würde es niemandem zumuten, daß ich meine Wäsche in seiner Waschmaschine waschen soll, und er wieder seine dadrin, wo ich meine hatte." (Eckart, Jaerisch, Kramer 1979, S. 217)

Der Satz stammt aus einer Untersuchung über die Möglichkeiten, Hausarbeit mit Nachbarn in Wohnblocks auf-

zuteilen. Für viele Frauen ist es bereits eine Zumutung, sich mit anderen eine Waschmaschine zu teilen. Die Unterhosen, wie auch alle anderen Gegenstände des Haushaltes, von den Möbelstücken bis zu Kochgeräten, sind die materielle Wirklichkeit des Privathaushaltes, sie mit anderen Privathaushalten zu vermischen, würde die Intimsphäre verletzen.

Häufiger werden noch praktische Gründe gegen die gemeinsame Nutzung von Gegenständen genannt: keiner fühlt sich verantwortlich, hoher Organisationsaufwand, Probleme bei Schäden usw. Nach einer weitverbreiteten Vorstellung ist die Nutzbarkeit von Haushaltsgegenständen an die Organisationsform Einzelhaushalt gebunden.

Auch in den Wohnprojekten wird an dem vollständig ausgestatteten Haushalt festgehalten. Es gibt nur vereinzelt gemeinsames Eigentum an Haushaltsgegenständen. Eine Hausgemeinschaft hat sich zusammen eine Gefriertruhe gekauft, einige Gruppen haben sich den Rasenmäher und einige Gartengeräte gemeinsam angeschafft. Aber das sind Einzelfälle, vorherrschend ist das Privateigentum an Haushaltsgegenständen.

Dür die Bewohner der Projekte dagegen ist die Idee, Gegenstände gemeinsam zu nutzen, naheliegend:

"Wir haben uns überlegt, Dinge, die wir entweder gemeinsam brauchen, daß wir die entweder von vornherein gemeinsam anschaffen oder auch die Gartengeräte, die man selten braucht, die teuer sind, daß es Wahnsinn ist, daß die überall rumstehn und daß man die dann gemeinsam nutzen kann. Wir haben hier in der Nachbarschaft vier Autos, also zwei Häuser und vier Autos ... es ist Wahnsinn." (002)

Der Wahnsinn heißt autarke Kleinfamilie, jeder Haushalt hat seine eigenen Haushalts- und Freizeitgeräte - egal wie oft sie gebraucht werden und wie teuer sie sind. Zwischen den guten Gründen gemeinsamer Nutzungen und dem Wunsch, die Privatsphäre deutlich abzugrenzen, wo stehen da die Projekte?

In zwei Gruppen beschränken sich die Nutzungen auf Hilfe in unverschuldeten Notlagen. Alle anderen Pro-

jekte gehen über die traditonelle Nachbarschaftshilfe hinaus. Der Leihverkehr reicht von Hilfen auf Gegenseitigkeit bis zu regelmäßigen gegenseitigen Nutzungen. Jeder hat wohl schon mal vom Nachbarn eine Zitrone ausgeliehen (Eier, Zucker, Salz, usw.). An Hand des Stückes "die ausgeliehene Zitrone" werden die drei Variationen dargestellt.

Hilfe in unverschuldeten Notlagen - "ich möchte Ihnen die ausgeliehene Zitrone zurückbringen"

"In die Verlegenheit, uns ein Auto zu leihen, sind wir Gott sei Dank noch nicht gekommen, aber ich glaube, da würde es keine Probleme geben." (026)

Es gehört zu einer guten Nachbarschaft, daß man sich mal etwas ausleihen kann. Das gilt z.B. wenn man vergessen hat etwas einzukaufen, überraschend Besuch gekommen ist, einem die Mayonnaise mißlungen ist und man noch ein Ei braucht. Auch wenn der Herd kaputt gegangen ist und man dringend etwas kochen muß, kann man mal die Nachbarn belästigen. Wenn das Auto nicht funktioniert, man aber dringend zur Arbeit muß, ist das ebenfalls ein Grund, Nachbarn um Hilfe zu bitten. Wichtig ist jedoch, daß es nicht zur Regel wird. Es darf nicht dazu führen, daß sich ein Haushalt auf den anderen verläßt. Jeder Haushalt ist für sich allein verantwortlich und nur in Notfällen darf man Nachbarschaftshilfe beanspruchen. Die betreffenden Frauen betonen zu recht, daß das in jeder guten Nachbarschaft so sei, man hilft sich, aber nützt sich nicht gegenseitig aus. Im Wohnprojekt sei das nicht anders, sie haben ihr Verhalten nicht verändert.

"Also es ist ja nun doch so gewesen, daß es Haushalte waren, die bis dahin funktionierten. Daß wir auch alles hatten, im wesentlichen." (026)

Wenn man sich eine Zitrone leiht, dann gibt man sie auch wieder zurück, obwohl wahrscheinlich die Nachbarin sagen wird, "das war doch nicht notwendig, wegen einer Zitrone". Aber es ist für beide Seiten notwendig, denn

sonst würde es "einreißen", die Grenzen verwischen. Es gibt keine Tauschbeziehungen, auch keinen Naturaltausch, die Zitrone muß als Zitrone zurückgegeben werden, man hilft sich in unverschuldeten Notfällen.

Hilfe auf Gegenseitigkeit - "sei so gut und gib mir eine Zitrone!"

"Hätte ich mir nie gekauft, die hatte das noch da, doch das machen wir so." (032)

Sie war zu einer Hochzeit eingeladen und brauchte ein festliches Kleid, bei einer Nachbarin fand sie etwas passendes.

Nur ein Beispiel für Gegenstände, die selten gebraucht werden, teilweise teuer sind und es wäre "Wahnsinn", sie in einer Gemeinschaft mehrfach anzuschaffen.

Bleiben wir noch bei den persönlichen Sachen. Kleider, Röcke, Hüte, Schmuck, soweit sie passen, leihen sich Frauen oft aus. Die wenigsten Frauen haben einen Modemagazinkleiderschrank aber viele ein paar schicke, "abgedrehte" oder einfach schöne Sachen. Zu besonderen Anlässen, Festen, Fasching, Vorstellungen, kann man sich am Kleiderschrank der Mitbewohnerin bedienen.

"Wenn sie sagt, ich muß irgendwas Tolles haben, hast Du was Tolles und sie findet was in meinem Kleiderschrank, das kann sie bekommen." (015)

Ein Mann hat keine Krawatte, aber dann und wann braucht er doch eine und dann leiht er sich einen Schlips bei dem Nachbarn aus. Ein Bewohner hat einen Cut, der wird gerne für launige Gelegenheiten ausgeliehen.

Wenn man nichts passendes hat, dann

"rennt man los und sagt, ich brauche das, hast du was?" (015)

Nach diesem Ergänzungsprinzip wird auch bei Haushaltsgegenständen verfahren. Man kann sich fast alles ausleihen. Eine Bewohnerin braucht für ihre Weihnachtsbäckerei ein zusätzliches Blech, sie holt es sich bei der Nachbarin.

Eine Familie hat viel Besuch bekommen und braucht zusätzlich Geschirr, auch das ist kein Problem. Auch

Lebensmittel kann man sich ausleihen, das sollte aber nicht zur Regel werden. Eine Befragte betont, daß sie Sorge trage, möglichst alles im Haus zu haben.

"Obwohl, mindestens ein- zweimal in der Woche passiert das immer, das ist aber nicht so tragisch, das geht nämlich den andern genauso, das ist ja dann das Tröstliche, das geht also."
(032)

Im Gegensatz zum ersten Typ ist das gegenseitige Ausleihen und die gemeinsame Benutzung von Gegenstände selbstverständlich. Nachbarschaftshilfe ist nicht beschränkt auf außergewöhnliche Engpässe, die gegenseitige Inanspruchnahme privater Gegenstände und die gemeinsame Nutzung der Dinge gehört zum Wohnalltag. Man ist jedoch darauf bedacht, nicht den Privatbereich durch ständiges Ausleihen zu stören. Daher sind Geräte, die von allen oft gebraucht werden, wie z.B. ein Mixer oder ein Toaster, für den Leihverkehr ungeeignet. Dadurch würde man häufig in den Privatbereich eindringen, müßte aufeinander Rücksicht nehmen, sich absprechen, Geräte zurückholen. Die Folge wäre eine Vermischung der Haushalte.

Auf das Zitronenbeispiel angewendet: Man gibt die Zitronen nicht zurück aber sagt sich, beim nächsten Einkauf muß ich Zitronen mitbringen, damit ich mich nicht daran gewöhne. Die Tauschbilanz muß einigermaßen ausgeglichen sein.

Gegenseitige Nutzungen - "wieso haben die denn keine Zitrone im Kühlschrank?"

"Beim Einkauf brauch ich mir nicht so viele Gedanken zu machen, daß ich alles zu Hause habe, weil ich immer eine Anlaufstelle habe." (010)

Wenn man sich in die Rolle eines traditionellen Nachbarn des ersten Typus versetzt, dann kann man diese Aussage nur als Frechheit verstehen. Ganz selbstverständlich werden die anderen Haushalte als Vorratsräume verstanden, die man in Anspruch nehmen kann, wenn man etwas vergessen hat.

Die Leute bemühen sich nicht, möglichst alles "im Haus zu haben", sondern verlassen sich auf den Nachbarn. Das ist sicher überspitzt, aber es verweist auf eine Haltung, die sich wesentlich von den herkömmlichen Nachbarschaften unterscheidet. Der Eingriff in die Privatsphäre hat Methode.

"Wir leihen alles aus, nur nicht den Ehemann."
(029)

"Mit dem Ausleihen, das ist Wahnsinn, das geht so reihum. Kuchengitter, Waage und so'n Zeug, das schaffen wir uns gar nicht an." (015)

Es gibt viele Gegenstände, die fast in allen Gemeinschaften dieses Typus laufend ausgeliehen werden: Bügelbrett, Bügeleisen, Backbleche, Geschirr, Körnermühle, Staubsauger, Werkzeuge, Kinderspielzeug, Windeln, Bücher, Schallplatten, Textilien und vieles mehr. Gemeinsam genutzt werden Waschmaschinen, Trockner, Tiefkühltruhen, Zeitungen, Rasenmäher, Personalcomputer, Entsafter usw..

"Das Auto ist hier nicht, ist hier kein Statusproblem, wir geben das Auto jederzeit, es wird auch gefragt." (002)

In einem Projekt gibt es einen Mann, der mit seinem Auto "etwas eigen ist", eine persönliche Eigenart, die man tolerieren muß, ansonsten sind Autos Gebrauchsgegenstände der Gemeinschaft.

"Mein Schlüssel liegt auch immer auf der Kommode und jeder kann sich die Schlüssel nehmen."
(002)

In einigen Hausgemeinschaften haben Bewohner VW-Busse, auch die werden für Lasttransporte oder für die Ferien ausgeliehen.

Besonders ausgeprägt ist der Austausch bei Kinderspielzeug und Kinderklamotten, beides geht durch die ganze Gemeinschaft und man weiß oft nicht mehr, wem was gehört. Kinderanziehsachen werden immer an die nächsten Kinder weitergegeben.

Auch unter Erwachsenen gibt es einen regen Austausch und gemeinsame Nutzungen von Bekleidung. Eine Frau berichtet:

"Ich habe mit einer anderen Nachbarin, da haben wir mal Schuhe gekauft, und beide haben uns gefallen, und da haben wir nur ein Paar gekauft mit hohen Absätzen, die wir auch selten brauchen." (003)

Oft gibt es Dauerausleihen. Ein Haushalt hat einen Tisch, der unbenutzt im Keller steht, ein anderer braucht einen Eßtisch und leiht sich den Tisch. Er kann von der Familie jahrelang als Eßtisch benutzt werden, ohne daß er abgekauft wird oder daß man ihn geschenkt bekommt. So gibt es viele Gegenstände, bei denen Eigentumsverhältnisse und Nutzungsverhältnisse auseinanderklaffen, das reicht von kleinen Haushaltsgegenständen, z.B. einer Kaffeemühle, bis zu einem Jackett, das der Eigentümer kaum benutzt. Auf diese Weise wird das Potential an Gegenständen, über die Grenzen der privaten Haushalte hinaus, von der Gemeinschaft genutzt.

Was heißt das für unser Zitronenbeispiel?

Natürlich gibt man die Zitrone nicht zurück, man leiht sich immer von diesem Nachbarn Zitronen aus.

Auch dieser weitgehende Tauschverkehr ist, wie die gegenseitige Entlastung, eingebunden in die Rahmenbedingung der Projekte: Funktionale Gemeinsamkeiten nur auf der Grundlage einer abgesicherten Privatsphäre. Daher gibt es kaum Gemeinschaftseigentum, weil dadurch die Haushalte voneinander abhängig würden. Es gibt auch keine Ausleihverpflichtungen, es wird von Fall zu Fall entschieden. Die Leihverhältnisse sind unverbindlich und revidierbar.

Im Rahmen dieser Grenzen werden die Schranken der privaten Haushalte in einigen Punkten überschritten.

- Man geht in anderen Wohnungen ein und aus, um sich Sachen auszuleihen bzw. zu benutzen. Daher ist es nicht ungewöhnlich, einen Nachbarn, der gerade die Getreidemühle benutzt oder im Schrank nach irgendetwas sucht, in der eigenen Küche anzutreffen.

- Die Bewohner kennen sich in den anderen Wohnungen aus, sie wissen, wo was steht. Sie kennen die Aufräumgewohnheiten, die Sauberkeitsstandards und auch die Schlampereien. Sie sehen, wie die Wohnungen unaufgeräumt aussehen, kurz, sie erleben ihre Nachbarn ganz privat.
- Man muß sich mit anderen über Benutzungsregeln, Verhalten bei Schäden und darüber, was benutzt werden darf, auseinandersetzen. An die Stelle des selbstverständlichen "mein und dein" tritt ein komplizierteres Netz von Nutzungsmöglichkeiten, je nach Person und Gegenständen. Man muß sich auch abgrenzen können und sagen, wann es einem nicht paßt, denn die Abgrenzungen sind nicht mehr selbstverständlich .
- Haushaltsgegenstände werden gemeinsam genutzt - sie gehört mir, aber nicht nur mir. Man kann seine private Besonderheit dadurch weniger über Gegenstände definieren, weil die Gegenstände keine Grenzen markieren, sondern im Gegenteil zur Grenzüberschreitung beitragen. Dafür ein Beispiel: Eine Frau erzählte uns von einem abendlichen Gespräch in der Hausgemeinschaft darüber , was man sich von den Eltern zu Weihnachten wünschen könnte. Man kam dabei auf eine Friteuse, die alle im Haus gerne haben würden. Einem Bewohner wurde vorgeschlagen, sie sich doch von seinen Eltern zu wünschen, dann hätten alle etwas von dem Geschenk. Hier wird die persönliche Geschenkbeziehung zwischen Eltern und ihrem Kind für die Gemeinschaft genutzt. In Familien ist es nicht ungewöhnlich, daß sich die Erwachsenen etwas wünschen, was für die ganze Familie nützlich ist, z.B. wenn die Frau sich einen Römertopf wünscht. In diesem Fall wünscht man sich etwas, was für die ganze Hausgemeinschaft nützlich ist.
- Neben der Tendenz zur Vergemeinschaftung von Gegenständen haben wir auch zahlreiche Beispiele für die

Individualisierung von Dingen. Ein großer Teil der Haushaltsgegenstände ist auch den anderen Haushalten zugänglich, es gibt aber einige ganz private Sachen, die jeder einzelne für sich behält. Typische Beispiele sind schöne Gläser, altes Porzellan, Erinnerungsstücke. Diese Schätze werden in einem besonderen Schrank verwahrt, oft in den Individualzimmern. Es sind persönliche Dinge, über die der Einzelne verfügt und nicht der Haushalt. Die Grenze verschiebt sich somit vom Haushalt zum Individuum.

5. STUNDEN DER NÄHE - TAGE DER DISTANZ

"Es ist wie in einem Dorf. Man kennt alles. Wo-
bei die Toleranz ist so wie in einer anonymen
Stadt." (008)

Diese Charakterisierung klingt wie ein Ideal. Behaglich wie auf dem Dorf aber offen und großzügig wie in der Stadt, funktioniert das?

Die Bewohner haben vielfältige Möglichkeiten der Begegnung und gemeinsamen Handelns geschaffen. Zwischen der Intimität des Privathaushaltes und der Anonymität der Öffentlichkeit treten Gemeinschaftsbereiche. Die Bewohner gehen jedoch nicht in den Gemeinschaften auf, es entstehen keine städtischen Dörfer. Wohngruppen und Hausgemeinschaften funktionieren nur, wenn Intimität und Anonymität gewährleistet sind. Auf dieser Grundlage sind partielle Grenzüberschreitungen möglich. So können die Gemeinschaften manchmal wie ein Dorf sein und dann wieder anonym wie ein städtisches Wohnhaus. Um diese beiden Eckpfeiler der Wohngruppen und Hausgemeinschaften geht es im folgenden.

5.1 Grenzen der Nähe

Häufig wird von Bewohnerinnen beklagt, sie hätten nicht genug Zeit für das Gemeinschaftsleben. Dahinter verbergen sich Prioritäten, die quer zu den Ansprüchen gemeinschaftlichen Wohnens stehen.

Die Bewohner haben keine Zeit, weil sie beruflich stark engagiert sind. Darüberhinaus sind sie auch in der Freizeit sehr aktiv und sind nicht bereit, diese Interessen mit dem Gemeinschaftsleben abzustimmen. Weitere Grenzen liegen im Wohnbereich selbst - die Beziehungen zu den Kindern und die Paarbeziehung.

Beruf und Freizeit

"Manchmal wäre es schön, sich nach keinem mehr richten zu müssen." (021)

Stoßseufzer einer vielbeschäftigten Frau. Sie hat eine Familie mit zwei Kindern, einen Beruf, der sie 30 Stunden beansprucht, einmal die Woche spielt sie im Verein Volleyball, genauso oft geht sie zum italienischlernen in die Volkshochschule, dann ist sie noch in einer Boykottgruppe gegen Südafrika aktiv.

Zu berücksichtigen sind noch unregelmäßige Termine und Aktivitäten: Elternabende in der Schule, Elterndienst in der Kindergruppe, sie hat einen großen Freundeskreis, den sie pflegen möchte und Zeit für Briefe will sie sich auch noch nehmen. "Es ist oft schwer, das alles auf die Reihe zu bekommen".

Wo bleibt da Zeit für das Gemeinschaftsleben?

Die Mehrzahl der Bewohner wollen in vielen Bereichen dabeisein. Der Wohnzusammenhang ist nur ein Bezugssystem unter vielen. Beruf, politisches und kulturelles Engagement, Freundeskreis, persönliche Entfaltungswünsche werden vorwiegend außerhalb der Wohngemeinschaft verwirklicht.

"Alle sind ziemlich engagiert."

Die Utopie von der Einheit des Alltags, sie glimmt in einigen Projekten noch auf. Es gibt Versuche, gemeinsame Aktivitäten im Wohnzusammenhang zu organisieren: Gemeinsame Musikabende, politische Aktivitäten wie z.B. die Gründung einer Dritte-Welt-Gruppe, eine Verkehrsberuhigungsinitiative, Gemäldeausstellungen und einiges mehr. Angesichts der harten Realitäten beruflicher Verpflichtungen und dem Drang nach individuellen

Entfaltungsspielräumen bleiben diese Versuche Randerscheinungen. In der großen Mehrheit der Projekte gibt es selbst diese kleinen Ansätze nicht.

"Ich dachte auch, daß wir zusammen kochen und mehr zusammen sitzen. Aber dafür haben wir einfach nicht genug Zeit." (022)

Es gibt zwar zahlreiche Freizeitkontakte zwischen den Bewohnern. Dabei passen sie sich aber nicht an die Freizeitmöglichkeiten des Wohnzusammenhanges an, vielmehr ist er einer unter mehreren Reservoirs für Kontakte. Ein Bewohner fährt nicht Rennrad, weil das eine der angebotenen Sportarten im Projekt ist, sondern er findet zufällig im Wohnzusammenhang zwei Gleichgesinnte die ebenfalls gerne Rennrad fahren.

Ganz traditionell frißt der Beruf bei den Männern mehr Lebenszeit als bei den Frauen. Männer, die unter der Woche die Wohnanlage nicht bei Tageslicht sehen, weil sie mehr als 40 Stunden arbeiten, sind nicht selten. Das Maß beruflichen Engagements bleibt Privatsache. Die Gruppe mischt sich nicht ein.

"Es ist nicht so, daß die Gruppe jetzt so konzipiert ist, daß sie fordert, du arbeitest zu viel, du mußt weniger arbeiten, du mußt für uns mehr Zeit haben. So weit greifen wir nicht ein, das ist jedes einzelnen freie Entscheidung, sich für irgendetwas zu engagieren oder nicht. Als sich hier unser Arzt damals habilitiert hat und viel gearbeitet hat, weil er die Professur haben wollte, wurde akzeptiert, daß er irgendwie weniger dabei sein konnte. Es wurde nicht gesagt, dann nimm doch einfach nur einen Chefartzposten, jeder wußte, er hat dieses Karrieredenken und er wollte was werden, dann haben wir das auch so hingenommen." (034)

Aber selbst eine Halbtagsstätigkeit belegt schon viel potentielle Kraft für die Gemeinschaft. Vor allem, wenn man all die Dinge hinzurechnet, die Bewohner für sich persönlich tun wollen, ohne sich auf das vorhandene Angebot in den Projekten festlegen zu lassen. Sich offenhalten für Kontakte, Aktivitäten, Gefühle und bitte keine Einschränkung durch die Gemeinschaft, so lautet ein Motto der Projekte.

Folgende uns erzählte Begebenheit macht, zugespitzt, die Grenzen der Bereitschaft deutlich, sich auf die Gemeinschaft einzustellen:

Ein Aufräumtag ist angesetzt, verbunden mit einem gemeinsamen Mittagstisch. "So um neun Uhr" soll es losgehen, Nudelsalat ist schon fertig, das Bier besorgt, da kommt Kurt mit einer Schale Zsatziki an. Den habe er gerade noch schnell gemacht aber jetzt müsse er sofort weg, weil er gestern mit seiner Arbeit nicht fertig geworden sei, er habe jetzt nicht die Ruhe, irgendwelche Kellerräume zu entrümpeln und es täte ihm schrecklich leid. Ein Paar taucht gar nicht erst auf, durch die Tür teilen sie schließlich mit, sie hätten bis in die Morgenstunden Beziehungsknies ausgetragen und mit ihnen sei heute nicht zu rechnen. Der Frau des Mannes mit dem Zsatziki fällt plötzlich ein, daß sie unbedingt noch eben über den Flohmarkt gehen müsse aber danach sei ja noch genug Zeit. Unsere Gewährsfrau sitzt da mit ihrem Nudelsalat und ist "wahnsinnig stinkig", denn sie hatte ein Wochenseminar ihrer Atemgruppe abgesagt, weil man ja mal wieder was zusammen machen wollte.

Familienglück

"Wir sind im Grunde alle Kleinbürger und wir wollen die Sache mal nicht überstrapazieren."
(033)

Vom Ende der Kleinfamilie keine Spur. Ende der 60-er Jahre wurde ihr Ableben vorausgesagt und viele Bewohner der Projekte haben in dieser Zeit die Auflösung der Kleinfamilie in Wohngemeinschaften erprobt. In den Wohnprojekten ist die Familie wieder oder immer noch die selbstverständliche Grundeinheit. Was für die einen mit Wehmut akzeptiert wird, nehmen andere mit Erleichterung wahr.

"Ich hatte ziemliche Angst neben der Familie auch noch Kommunikation zu machen. Aber als ich dann hörte, daß es so in etwa aufgebaut sein sollte, wie alte Nachbarschaft, Straßennachbar-

schaften, wie ein Dorf, wo jeder jeden kennt und wo jeder die Möglichkeit hat, wenn er möchte, mit anderen Gemeinschaft einzugehen, unter der Voraussetzung war ich dann auch Feuer und Flamme für dieses Projekt." (032)

Auf der Grundlage eines gesicherten Privatbereichs kann die Gemeinschaft das Familienleben ergänzen, jedoch nicht ersetzen. Ergänzen heißt, daß man nicht immer auf den Ehemann als Gesprächspartner angewiesen ist und auch die Kinder sich manchmal den Eltern entziehen können. Die Familieneinheit wird nicht in Frage gestellt, vielmehr wird sie durch die Gemeinschaft abgestützt.

Die Bewohner setzen Grenzpflocke, wenn das Familienleben zu kurz kommt. Von solchen Erfahrungen sprechen besonders Frauen, die stark berufsorientiert sind. Die Eltern sind den größten Teil des Tages an ihren Arbeitsplätzen, oft ist auch mittags die Familie nicht vollständig zusammen. Gemeinsam trifft man sich nur beim Abendessen. Die Kinder sind vormittags in der Kindergruppe bzw. im Kindergarten oder in der Schule. Die größeren Kinder sind nachmittags mit Freunden unterwegs und für die Kleinen werden Betreuungsprogramme organisiert.

Unter der Woche haben die Eltern für die Kinder wenig Zeit. Wenn dann ständig andere Kinder durch die Wohnung toben, Mitbewohner reinschauen, wird es zuviel.

"Man ist kaum bei der Familie, da geht die Tür auf, dann kommt der nächste rein und guckt."
(002)

In solchen Fällen kommt es vor, daß Bewohner die Notbremse ziehen:

"Es gibt auch Tage, da sag ich, heute kommt niemand in unser Haus." (002)

Für Frau F. macht es einen großen Unterschied, ob sie nur mit ihren eigenen Kindern zusammen ist oder noch andere Kinder dabei sind.

"Manchmal kommt es auch zu kurz, das miteinander reden und mitteilen, was man erlebt hat, sei es nun von den Kindern zu uns oder wir beide, und wenn wir dann ständig den Betrieb haben, dann weiß man manchmal am Schluß nichts mehr voneinander, und dann ist das natürlich

auch nicht mehr gut. Das möchte ich auch sagen, wenn hier vier oder fünf Kinder sind, dann sind das Kindergespräche, aber ich erfahre so relativ wenig von den Kindern, von den eigenen, was läuft eigentlich ab, so in deinem Leben, das eben stark außerhalb der Familie stattfindet. Also wenn sie den ganzen Montag weg sind oder den ganzen Donnerstag, dann hab ich danach das Bedürfnis, sie zu fragen, was habt ihr erlebt, wie geht es, oder, und das kann man dann schon eher noch zu viert oder zu dritt." (002)

Die Eltern wollen zu ihren Kindern intensive Beziehungen haben und müssen daher andere Bewohner, insbesondere Kinder zeitweise ausgrenzen, denn sonst wüßte man "am Schluß nichts mehr voneinander". Das Familienleben muß auch vor der Gemeinschaft geschützt werden.

Die Paarbeziehung

Auch bei schwerwiegenden Auseinandersetzungen verlaufen die Konfliktlinien meistens zwischen den Paaren. Für die Paare gilt: Zuerst kommt die Intimbeziehung und dann erst die Gemeinschaftsbeziehungen. Die Liebesbeziehung muß sein, die Gemeinschaft kann sein. Die Ehen oder eheähnlichen Verbindungen sind die essenziellen Beziehungen mit dem Anspruch an Dauerhaftigkeit. Deshalb müssen die Eheleute in Konfliktfällen "zusammenhalten".

"Wenn man mit einem Partner zusammen ist, kannst du auch nicht immer sagen, will ich nichts mit zu tun haben und dann war das auch so, daß Inge und Gerd ein Kreis waren und wir der andere und wir dann so gegeneinander." (001)

Ehen sind heute aber auch riskante Verhältnisse, die Möglichkeit des Scheiterns hat jeder vor Augen. Nach übereinstimmenden Befunden ist die Ehe immer weniger eine ökonomische Zweckgemeinschaft, in den Vordergrund rücken die emotional-expressiven Bedürfnisse (Nave-Herz 1988). Je weniger Ehen ökonomisch zwingend sind, desto wichtiger wird die Pflege der emotionalen und erotischen Substanz der Beziehungen. Sie ist nicht selbstverständlich, man muß für ihren Fortbestand etwas tun, "Beziehungsarbeit" leisten. Dafür brauchen die Ehepart-

ner "Zeit für sich" und einen geschützten Raum. Beides geht zu Lasten des Gemeinschaftsanspruchs.

"Und dann kommt der Punkt, wo wir sagen, so, jetzt wolln wir mal wieder einen Tag lang für uns alleine sein. Das Bedürfnis haben wir einfach auch." (022)

Die Intimbeziehung wird vor dem Zugriff der Gemeinschaft geschützt auch um den Preis, daß Themen die den Bewohnern wichtig sind, und wozu sie Rat brauchen könnten, ausgeklammert werden.

"Das ist nun noch so eine Schwierigkeit bei uns, wir sprechen über alles aber auch manchmal eben zu wenig über uns selbst. Ich will jetzt nicht unbedingt, daß wir nun wie gesagt unsere innersten Sachen irgendwie offenbaren aber zumindest, daß man doch einiges mitkriegt, also die Schwierigkeiten, die ich mit M. mal habe, die kriegen die anderen mit und gerade wollt ich sagen, ich krieg deren Schwierigkeiten mit. Die krieg ich aber eben nicht mit und das finde ich ein bißchen schade, weil es für mich schon ein bißchen dazu gehört. Ich möchte schon wissen, wie es den anderen geht, das weiß ich manchmal nicht. Von daher ist es Tabuthema, daß man nicht so ins Eingemachte geht." (023)

Einer Bewohnerin geht die Abgrenzung der Paare zu weit, sie vermißt den Austausch über Beziehungsprobleme. Mit ihrer Kritik belegt sie die Priorität der Paarbeziehungen. Ihr Schutz hat, wenn auch manchmal bedauert, Vorrang vor der Gemeinschaft.

"Ich glaube gerade Partnerprobleme werden ein bißchen ausgeklammert, oder werden stark ausgeklammert. Das hat vielleicht den Grund, daß man den anderen nicht außen vor lassen will. wenn ich rübergehe und nicht über Jakob beschwere, das find ich unfair." (040)

5.2 Grenzüberschreitung - die Gemeinschaft als Fest

"Oder wenn Geburtstag ist, das ist klar, Geburtstage werden immer mit der Hausgemeinschaft gefeiert. Das ist einfach ein Anlaß, sich zu treffen. Weihnachten - wir haben also seit Jahren immer Weihnachten zusammen Hausessen gemacht. Gut, wer eben nicht da war, war eben nicht da. Es war nicht so, daß man da unter Zwang stand, unbedingt da sein zu müssen, aber wenn sowieso alle da waren, dann wurde gesagt, wie ist's, wollen wir nicht zusammen essen.

Dann haben wir das gemacht, Weihnachten und Silvester. Dann hat jeder irgendwas gekocht und dann haben wir uns zu 'ner großen Runde zusammengesetzt." (033)

Weihnachten ist Inbegriff des Familienfestes. Am Heiligen Abend kommt die Familie zusammen und sie will ganz für sich sein.

Es ist auffällig, daß gerade dieses Fest zu einem immer wieder hervorgehobenen Teil des Gemeinschaftslebens gehört. In der Mehrzahl der Projekte wird Weihnachten gemeinsam gefeiert. In einigen größeren Projekten wird ein Weihnachtsbaum im Gemeinschaftsraum aufgestellt und man trifft sich dort, singt, ißt zusammen und unterhält sich. In anderen Projekten kommt man nach der Bescherung im Familienkreis zu einem gemeinsamen Essen im Gemeinschaftsraum zusammen. In einigen Gemeinschaften ist es auch üblich, sich gegenseitig zu besuchen, etwas zu trinken und sich zu unterhalten. Die Kinder rennen oft von einer Wohnung zur anderen und zeigen sich gegenseitig ihre Geschenke.

In einer Hausgemeinschaft hat eine Bewohnerin mit den Kindern ein Spiel eingeübt und

"dann haben wir uns am Heiligen Abend getroffen und dann wurde das vorgeführt und die Eltern haben ein Glas Wein getrunken, das war immer eine ganz schöne Sache." (037)

An solche gemeinsamen Weihnachtsfeste

"haben wir uns schon gewöhnt, das würde uns abgehen, wenn das nicht so wäre". (004)

Dabei gibt es aber keine festen Regeln. Wie das Fest in dem jeweiligen Jahr gefeiert wird, weiß man erst einige Wochen vorher. Auch sind nicht immer alle da, in einem Jahr fährt mal eine Familie in Skiurlaub oder zu den Eltern. Es gibt keine Verpflichtung zu einem gemeinsamen Weihnachtsfest.

Das zweite traditionelle Ereignis, das fast immer in der Gemeinschaft gefeiert wird, ist das Geburtstagsfest. Dieser ganz persönliche Tag wird in den Projekten zu einem Gemeinschaftsereignis. Es ist selbstverständlich, daß man sich zu den Geburtstagen zumindest zu

Kaffee und Kuchen zusammensetzt. Wenn Geburtstage nahe zusammenliegen, wird oft ein gemeinsames Geburtstagsfest organisiert. In einem größeren Projekt wird immer eine Geburtstagsfeier für zwei Sternkreiszeichen ausgerichtet. Eine Frau erzählt vom Geburtstagsfest ihres Mannes, im Gemeinschaftsraum des Projektes:

"Das war eine ganz tolle Sache, das hätten wir hier nie machen können, mit unseren Mitteln jedenfalls nicht, jeder hat etwas mitgeholfen. Das war eine schöne Sache, eine ganz verbindende auch, sowas kann man natürlich sonst nirgendwo bekommen." (034)

So wird aus der Geburtstagsfeier des Bewohners oft eine Feier der Gemeinschaft. Das persönliche Ereignis tritt hinter das Gruppenerlebnis zurück.

Neben diesen Standardfesten gibt es eine Reihe anderer Ereignisse, die gemeinschaftlich gefeiert werden. In einem Gemeinschaftsraum hing bei unserem Besuch alles voller Girlanden und eine bunt geschmückte Schaukel war zu sehen. Vor einigen Tagen war hier eine Hochzeit gefeiert worden. Die Bewohnergemeinschaft hatte sich einen Rahmen ausgedacht: Das Hochzeitspaar hat man in den "siebten Himmel der Liebe" geschaukelt, beziehungsreiche Theatersketches wurden aufgeführt, Lieder auf das Paar wurden erfunden und vorgeführt.

In einigen Gemeinschaften sind auch schon Mitbewohner gestorben. Dies war für die Bewohner ein besonderer Anlaß, aufeinander zuzugehen. Sie wollten nicht darüber hinweggehen, und die Bewohner haben eigene Formen gefunden:

"Da sind wir alle zusammengesessen, dann hat jeder, der wollte, eine Rede gehalten oder was vorgelesen oder Musik gespielt." (013)

Zusätzlich zu den Dingen, die auf einen zukommen, kreieren die Gemeinschaften selber Feste. Charakteristisch sind Feste vor und nach den Ferien.

In einigen Gemeinschaften gibt es jährlich einen großen Hausball; in anderen wiederum hat der Freitag eine besondere Bedeutung. Man trifft sich nachmittags oder gegen Abend, bereitet gemeinsam ein Essen zu und bleibt

dann lange zusammen sitzen. Es wird gewünscht, daß niemand sich für diesen Tag etwas vornimmt und alle Zeit für ein offenes Ende haben. In einer Wohngruppe gibt es jeden Freitagabend einen Treffpunkt in der Bar des Gemeinschaftsraumes. Jeweils einer aus der Wohngruppe übernimmt den Getränkeausschank. Manchmal hat auch jemand was vorbereitet, z.B. gab es vor kurzem einen Irlandabend mit Dias und gemeinsamen Singen. Es gibt unzählige Anlässe für kleine Alltagsfeste. In einer Wohngruppe oder Hausgemeinschaft läßt sich so etwas leicht organisieren.

"Sagt einer, woll'n wir nicht grillen?, dann wird hier eben aus allen Etagen das Essen zusammengetragen und dann essen wir draußen."
(011)

5.3 Zusammenfassung

"Ich haben das Gefühl, es ist eine ganz gute Mischung. Es kann sein, daß wir tagelang viel miteinander machen und es gibt eben auch Tage, wo wir uns kaum sehen und das hat keiner das Gefühl, das wäre nicht richtig." (012)

Die Feste, vom großen Projektball bis zur spontanen Grillparty, sind ein wichtiges Element des Gemeinschaftslebens. Sie schaffen einen sozialen Bereich zwischen der Privatheit des Haushaltes und der anonymen Öffentlichkeit. Die Feste symbolisieren aber auch das Verhältnis von Distanz und Nähe in den Projekten. In ihnen bündeln sich, wie in einem Brennspeigel, die für das Verhältnis von Distanz und Nähe kennzeichnenden Merkmale.

Ergänzungsprinzip

Die Gemeinschaftsfeste ersetzen nicht private Feiern. Familienfeste, Feiern mit Freunden außerhalb des Projektes finden weiterhin statt. Die Gemeinschaftsfeste sind Ergänzungen und kein Ersatz der privaten Ereignisse.

Allgemein gilt: Öffnung gegenüber der Gemeinschaft findet auf der Grundlage gesicherter Privatbereiche statt.

Unverbindlichkeit

Auch wenn Feste seit Jahren von der Gemeinschaft gefeiert werden, entstehen daraus keine Verpflichtungen, es jedes Jahr wieder zu machen. Traditionen können abgebrochen werden, wenn Bewohner kein Interesse mehr daran haben. Die meisten Feste sind ohnehin einmalige Ereignisse, die keine Traditionen begründen. Versuche, Treffen und Feste regelmäßig zu organisieren, sind oft gescheitert:

"Also ein Mißerfolg wird es, das habe ich gemerkt, wenn so eine Regelmäßigkeit einschläfernd wirkt." (015)

Auch im Wohnalltag dominieren unverbindliche Kontakte: informelle Regelungen bei der Verwaltung, gemeinsame Nutzungen, aber kaum gemeinsamer Besitz, kein verbindliches Gemeinschaftsleben, sondern vorwiegend spontane Kontakte.

Offenheit

Viele Feste sind offen für Freunde und Bekannte außerhalb des Projektes.

Die Bewohner bilden keine innigen Gemeinschaften, sind vielmehr weitgehend offen für Menschen, die durch ihre Mitbewohner in das Projekt kommen.

Punktuelle Begegnungen

Die Feste sind, wie eine Bewohnerin sagt, "Stützpunkte der Gemeinschaft".

"Wochenlang gibt es oft nur den Gruß oder nur ein paar Worte und dann gibt es wieder eine Situation, wo man am Abend sich zwanglos und ohne Vorbereitungen zusammensetzt." (012)

Zum Wohnalltag gehört eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber dem Heulen und Lachen in den Nachbarwohnungen. Positiv ausgedrückt, der Wohnbereich ist wie ein Ruhekissen, sehr bequem, man kann vieles mitbenutzen, hat unkomplizierte Umgangsformen und muß sich doch nicht zu sehr mit den Schicksalen anderer quälen.

"Wir streiten uns nicht so viel, weil wir jeden lassen." (016)

Auf dieser Grundlage sind punktuell intensive Begegnungen möglich. Die Gemeinschaften bewegen sich zwischen Tagen der Distanz und Stunden der Nähe.

"Dieses Zusammenwohnen bedeutet, daß der Alltag anders läuft. Wenn mein Freund abends weg will, und ich abends nicht, dann geh ich nach oben. Dann sitz ich mit den andern zusammen oder die kommen runter und klönen oder spielen Karten oder was auch immer. Oder wenn die andern von der Arbeit kommen, z.B. bei einem Paar ist das so, daß der eine, der arbeitet im Laden und der andere ist erst um halb sieben zu Hause, und M. ist in der Uni, und die ist dann um vier, halb fünf zu Hause, die ist sonst nach Hause gegangen und war alleine. Und jetzt kommt sie nach Hause und es sind eigentlich immer Leute da. Das ist für mich so ... eine andere Lebensqualität." (024)

III. ANKERPLATZ ODER HEIMATHAFEN?

Sind die Wohngruppen und Hausgemeinschaften Familieninseln in einem Meer immer unbeständigerer und individuellerer Wohnformen?

Angesichts der zu Beginn beschriebenen Ausdifferenzierung und Individualisierung der Haushaltstypen erscheinen unsere Projekte wie ein Hort für das Familienleben. Gemeinschaft ist in den Projekten nur auf Grundlage eines abgesicherten Familienlebens möglich und die Gemeinschaft dient der Ergänzung und Stützung des Familienlebens. Das sind zwei wesentliche Ergebnisse der Analyse des Wohnalltags in den Projekten. Abgerundet wird das Bild, wenn man berücksichtigt, wieviel Zeit, Energie und Geld die Bewohner vielfach in die Wohnprojekte gesteckt haben. - sie scheinen sich auf Dauer eingerichtet zu haben.

Dennoch, für die große Mehrheit der Bewohner sind die Wohngruppen und Hausgemeinschaften nicht das langersehnte Ziel, der Heimathafen, sondern eher ein Ankerplatz.

Auch die Wohnprojekte sind Teil des Ausdifferenzierungsprozesses von Wohnformen.

Die Projekte sind eine Wohnform, die auf die speziellen Anforderungen von Paaren oder Alleinstehenden mit Kindern ausgerichtet sind. Es besteht nicht der Anspruch, eine Wohnform zu konzipieren, die für alle Lebensphasen angemessen ist.

Wenn die Frauen ihre Wohnbiographien erzählen und über ihre Wohnzukunft nachdenken, tun sie das nicht nur im Rahmen von Familiengeschichten. Ein großer Teil von ihnen hat eine bewegte Wohngeschichte hinter sich, sie haben verschiedenes ausprobiert. Das Wohnprojekt wird als passende Wohnform für zunächst eine bestimmte Lebensphase (vorwiegend die Zeit mit kleinen Kindern) gesehen - "danach wird man weiter sehen". Viele Frauen können sich vorstellen, eine andere Wohnform zu suchen, wenn z.B. die Kinder aus dem Haus sind. "Wenn ich dann

noch mit meinem Mann zusammen bin", so wird von den Befragten oft hinzugefügt. Das Risiko der Trennung ist den Erwachsenen gegenwärtig und verstärkt die Haltung, nur vorübergehend in einer Wohngruppe oder Hausgemeinschaft zu leben.

Das Verhältnis zwischen Beständigkeit und Mobilität ist komplizierter als es zunächst den Anschein hat.

In drei Schritten will ich mich an diesen Zusammenhang annähern. Zunächst schauen wir uns die Wohnbiographien der Bewohnerinnen an - der Blick zurück, dann geht es um die Frage, warum die Bewohnerinnen diese Wohnform gewählt haben - das Hier und Jetzt, schließlich die Frage, wie wollen sie später wohnen - Blick nach vorne.

1. DER BLICK ZURÜCK

In den Wohnprojekten leben keine ganz jungen Erwachsenen. Ende 20, Anfang 30 ziehen die Leute in Wohngruppen und Hausgemeinschaften. Sie haben also ca. 10 Jahre Wohnerfahrungen seit dem Auszug von den Eltern hinter sich. In welchen Haushaltszusammensetzungen und Wohnformen haben sie diese Zeit verbracht? Es lassen sich zwei Typen von Wohnbiographien unterscheiden.

1.1. Wir haben viel ausprobiert

Evelyn F. ist mit 18 von den Eltern fortgezogen, um zu studieren. Zunächst hat sie kurze Zeit allein gelebt und dann zwei Jahre mit einer Frau zusammen. Dann ist sie in eine Wohngemeinschaft gezogen, zusammen mit sieben Leuten. Die nächste Station war eine Gemeinschaft mit vier Frauen. Danach hat sie sich mit ihrem Freund und einem anderen Mann eine Wohnung gesucht. Nach 2 1/2 Jahren mußte sie ihr Referendariat in einem anderen Ort antreten. Dort hat sie einige Monate allein gewohnt und ist dann mit einer Freundin zusammengezogen. Nach zwei Jahren lernte Evelyn F. ihren zukünftigen Mann kennen. Sie wurde schwanger und zog mit dem Mann zusammen. Nach

einem Jahr begann sie, Mitbewohner zu suchen. Seit fünf Jahren lebt sie in einer Hausgemeinschaft.

Eine weitere Biographie: Mit 20 Jahren zieht Karin B. bei den Eltern aus. Sie lebt zwei Jahre allein, danach ebenfalls zwei Jahre in einer kleinen Wohngemeinschaft. Anschließend wohnt sie sechs Jahre mit ihrem Freund zusammen. Nach Beendigung der Beziehung ist sie wiederum ein halbes Jahr alleine. Dann zieht sie für 1 1/2 Jahre in ein Wohnheim. Danach bildet sie sich mit fünf weiteren Leuten eine Wohngemeinschaft. Dort bekommt sie ein Kind, die übrigen Wohngemeinschaftsmitglieder wollen mit dem Kind nichts zu tun haben und drängen die Mutter zum Auszug. Karin B. zieht mit ihrem Freund zusammen und lebt zwei Jahre in der Kleinfamilie. Danach sucht sie sich Mitbewohner für eine Hausgemeinschaft.

Diese schillernden Wohnbiographien sind keine Ausnahmen. Von den 50 befragten Frauen haben 24 vorher in Wohngemeinschaften gewohnt. Darüberhinaus haben sie auch schon alleine gewohnt, mit Partnern und schließlich in einer Kleinfamilie. Sie haben viele Wohnformen ausprobiert, unterschiedliche Formen gemeinschaftlichen Wohnens. Die Erfahrungen reichen von "ganz intensiv in einer Wohngemeinschaft gelebt" bis zu einer großen Wohngemeinschaft mit hoher Fluktuation, "da hatten wir bestimmt so einen Durchlauf von 40 Leuten". Dazwischen kamen Phasen des Alleinwohnens:

"Ich wollte dann mal wissen, wie das ist, alleine zu wohnen." (022)

Das Ausprobieren war nicht beschränkt auf das Wohnen, fast alle Befragten haben auch mehrmals den Wohnort gewechselt. Es war die Zeit der Ausbildung, des Studiums, der ersten beruflichen Versuche.

Mit dem ersten Kind endete für die meisten Frauen die Phase des Experimentierens. Viele haben es als einen tiefen Einschnitt erlebt. Die Paarbeziehungen rückten in den Mittelpunkt, die jungen Eltern zogen zusammen und ließen ihre Wohngemeinschaftszeit hinter sich.

Einige Wohngemeinschaften sind in dieser Zeit auseinandergebrochen, weil es zwischen den Eltern und den übrigen Wohngemeinschaftsbewohnern keine gemeinsame "Wohnebene mehr gab".

"Wir kamen immer weniger miteinander klar seit Felix Geburt, die andern wollten sich durch so'n Kind einfach nicht einschränken lassen."
(016)

Die Ausgangslage vor dem Einzug in eine Wohngruppe oder in eine Hausgemeinschaft sieht in den meisten Fällen folgendermaßen aus: das Paar lebt mit dem Kind/den Kindern alleine, oder sie wohnen in einer Wohngemeinschaft, die vor der Auflösung steht.

1.2. Wir haben dann gleich geheiratet

Rita T. wohnte während des Studiums zur Untermiete. In dieser Zeit lernte sie ihren späteren Mann kennen, sie bekamen nach dem Studium in derselben Stadt eine Anstellung. Dort haben sie sich eine gemeinsame Wohnung gesucht und geheiratet. Mit dem ersten Kind wurde die Unterkunft zu eng. Auf der Suche nach einer größeren Wohnung erfuhren sie von der Wohngruppe, in die sie später eingezogen sind.

Eine weitere Wohngeschichte: Bis zu ihrem 20. Lebensjahr hat Maren P. bei den Eltern auf dem Dorf gewohnt. Dann zwei Jahre alleine zur Untermiete in Frankfurt. Nach der Heirat ist sie in die Wohnung ihres Mannes gezogen. Sie sind dann für ein Jahr zusammen nach Paris gezogen, haben dort zunächst in einem Hotel und dann in einem kleinen Studio gewohnt. Danach zwei Jahre in einer Dreizimmerwohnung in Berlin, dann ein Jahr in Bonn und dann drei Jahre in einer kleineren Stadt. Aus beruflichen Gründen sind sie dann nach Dortmund gezogen und haben dort mit ihren inzwischen drei Kindern ein altes Haus bezogen und selbst renoviert. Sie bekamen dann Kontakt zu der Projektgruppe, die eine Wohngruppe plante. Dort leben sie seit fast zehn Jahren.

Das sind übersichtliche Wohngeschichten, sie stehen für eine Bewohnergruppe, deren Leben vorwiegend nach traditionellen Mustern verläuft. Es kann, wie im zweiten Beispiel, häufige örtliche Wechsel geben, aber immer in der Haushaltsform Kleinfamilie. In der Ausbildungsphase haben die Befragten alleine gewohnt und danach dann sehr schnell geheiratet. Einige unserer Gesprächspartnerinnen haben noch während des Studiums geheiratet. Zwischen dem Verlassen des Elternhauses und der Gründung einer eigenen Familie liegen im Durchschnitt nur fünf Jahre. Die Phase nichtfamilialen Lebens ist also wesentlich kürzer als beim ersten Typ. Die Bandbreite der durchlebten Wohnformen ist enger. Sie reicht meist über alleine wohnen und Familienwohnen nicht hinaus. Dabei fehlt es bei vielen Bewohnern nicht an beruflichen Flexibilität. Mehrere Frauen haben mit ihren Familien im Ausland gelebt, häufiger Umzug ist an der Tagesordnung, auch Berufswechsel und Umschulungen sind nicht selten. Die Wohneinheit war jedoch bis auf kurze Zwischenphasen immer die Familie.

"Vorstellungen von gemeinsamen Wohnungen hätte ich von meinen damaligen Ansprüchen und Erwartungen überhaupt nicht entwickeln können. Und da war auch nicht irgendein Bekanntenkreis wo das normal war. Die meisten lebten sowieso noch zu Hause in der Familie oder hatten eine Bude für sich. Und dann im Berufsleben, dann haben wir gleich geheiratet, das war alles ziemlich normal und gradlinig." (032)

2. Das Hier und Jetzt

2.1. Ich wollte nie ein Haus kaufen

"Ich hätte kein Haus kaufen sollen, ich fand das ganz fürchterlich, ein Haus zu kaufen und einfach auch, weil ich finde, was sich jetzt auch herausstellt, man hat dauernd irgendetwas damit zu tun, ich finde das blöde." (021)

Zahlreiche Frauen, die in den Wohnprojekten Eigentum erworben hatten, wollten eigentlich gerne weiter zur

Miete wohnen, aber sie konnten kein Mietobjekt für mehrere Haushalte finden.

"Ich bin nicht glücklich, daß wir das Haus kaufen mußten, aber es gibt einfach solche Häuser nicht zu mieten." (002)

Ähnlich erging es einer Frau aus einer Wohngruppe:

"Wir wollten zusammenziehen, zu zweit oder zu dritt oder zu viert und haben da viele Häuser angeschaut. Das war einfach unmöglich, etwas Geeignetes zu finden. Aber wir hatten eigentlich nicht selber bauen wollen, das möchte ich betonen, sondern wir hätten viel lieber ein Haus übernommen." (035)

Überraschend viele Bewohner äußern Unbehagen gegenüber Verpflichtungen und Bindungen, die mit Hauseigentum verbunden sind. Der Hauskauf bzw. -Bau ist ein notwendiges Übel.

"Ich hatte auch Angst, mich zu sehr festzulegen, daß man dann unflexibel ist, nicht wieder umziehen kann ... und dann so ein Haus, wie einen Klotz am Bein hat und es nicht wieder los wird." (019))

Eine zweite Gruppe von Bewohnerinnen äußert sich zum Hauskauf pragmatischer - es rechnet sich.

"Wir hatten erst nicht gedacht, ein Haus zu kaufen, sondern wir wollten mieten, als wir dann so ein bißchen verglichen hatten, also die Kaufpreise mit den Hypotheken eben, war dieses Haus sehr günstig." (002)

Einige Paare hatten Geld gespart, das sie anlegen wollten, und die Eltern boten einen Zuschuß für den Hauskauf an.

"Wir hatten gar nicht vor ein Haus zu kaufen, aber gleichzeitig machten uns unsere Eltern das Angebot, uns finanziell zu unterstützen." (023)

Eine andere Frau auf die Frage, warum sie ein Haus kaufen wollte (sie war vorher Mieterin) folgendermaßen::

"Aus kapitalistischen Gründen, weil wir in der gleichen Zeit Geld bekommen haben von den Eltern und wir halt das Geld irgendwie anlegen wollten. Wir spürten, wie die Häuser immer teurer wurden, wir dachten, daß es besser wäre, wir geben das Geld jetzt in ein Haus." (008)

Diese zweck-rationale Haltung zum Hauseigentum überwiegt in den Eigentumsprojekten. Nur eine Gesprächspartnerin spricht tiefergehende Bindungen an. Ihr Mann wollte auf jeden Fall für seine Familie ein Haus bauen, "nach dem Motto, ein Mann muß in seinem Leben ein Haus gebaut haben".

Bemerkenswert ist, daß es eine starke Gruppe gibt, die Wohneigentum nur erworben haben, weil sie sonst das Projekt nicht realisieren konnten. Die Mehrheit der Bewohnerinnen hat ein pragmatisches Verhältnis zum Eigentum, es ist eine Geldanlage und kein materialisierter Traum.

Wohnungseigentum als dauerhafte Absicherung eines Wohnzusammenhanges spielt nur eine untergeordnete Rolle. Die Wohnung wird eher wie eine Ware behandelt, ein kaufbarer und vor allem wieder verkaufbarer Gegenstand. Die klare rechtliche Abgrenzung des Privateigentums wird auch immer wieder begründet mit dem Wunsch, die Verkaufbarkeit zu gewährleisten. Mit dem Wohnungseigentum will man sich möglichst keinen "Klotz ans Bein" hängen, nicht abhängig vom Eigenheim werden.

Wenn Eigentumsbildung nur eine Randbedeutung hat, was ist dann das treibende Motiv für die Teilnahme an einem Wohnprojekt?

2.2 Aus der Sicht meiner Kinder

"Ich habe also dieses Wohnprojekt sehr stark von der Sicht meiner Kinder her gesehen, als ich hier einzog, viel weniger aus der Sicht der Erwachsenen." (033)

In unseren Gesprächen wird die Lebenssituation mit kleinen Kindern immer wieder als Motor für die Suche nach einer anderen Wohnform genannt.

"Wir wohnten damals noch in der Stadt und suchten eine Gelegenheit, um mit unserer Tochter, die damals ganz klein war, die Verhältnisse zu verbessern, das war das wichtigste Ziel damals." (002)

In vielen Fällen schildern die Frauen ihre vorherige Wohnform und die Wohnumgebung sehr positiv, es war eine gute Wohnsituation, solange keine Kinder da waren.

"Wir haben gemerkt, mit dem ersten Kind, dann war die Wohnung zu klein, und es war zu laut, zu kinderunfreundlich. Ohne Kinder war es ideal, Nähe zur Uni usw., mit Kindern war es aber nicht gut." (008)

Mit der Geburt des ersten Kindes entwickeln die Frauen neue Ansprüche an eine gute Wohnung.

"Dann war es mir auch ein Anliegen, mit den kleinen Kindern, ich war mit dem fünften schwanger, mit dem letzten, und hatte von daher eine starke Motivation, in eine Siedlung zu gehen, mit anderen Kindern, um Austausch zu haben und sich gegenseitig hüten zu können." (007)

Einige Bewohner hatten vor dem Einzug in das Projekt in einer Wohngemeinschaft gelebt. Als sie Kinder bekamen, wurde das Zusammenleben mit den kinderlosen Erwachsenen schwierig. Die Ansprüche und Lebensrhythmen klappten auseinander und das Zusammenleben wurde zu eng. Die jungen Eltern machten sich auf die Suche nach einer Wohnform, wo sie ihren Wunsch nach Gemeinschaft weiterhin verwirklichen konnten und die besonderen Anforderungen durch das Zusammenleben mit Kindern erfüllt würden.

"Die Idee war bei uns beiden eigentlich da, also nicht in der Kleinfamilie sozusagen mit Kindern zu wohnen, sondern mit anderen zusammen, die auch Kinder haben. Um da einen Austausch zu haben oder eben auch, weil man mit den Kindern beruflich etwas eingeschränkter ist, und auch für das Kind, daß das nicht nur alleine in der Wohnung ist, sondern mit anderen Kindern im Haus sich zusammen etwas entwickeln kann. Das war uns beiden eigentlich wichtig." (031)

"Wir haben uns damals oft sehr einsam gefühlt." Neben Einsamkeit wird auch oft Langeweile genannt, als eine Stimmung, die sich in das Leben junger Eltern einschleicht. Die Wohnprojekte sollen davor schützen.

"Und das andere war, daß wir gesagt haben, eigentlich hätten wir ganz gerne, wenn wir so zu Hause sind, auch die Möglichkeit, jetzt nicht nur miteinander was zu machen, sondern vielleicht auch andere Leute, wo man dann mal, in gemischten Kombinationen was machen kann oder zusammensitzen, oder wenn einer mal seine Ruhe haben will, daß der andere dann einen Ansprechpartner hat oder so." (048)

Die Hausgemeinschaften und Wohngruppen sind eine Wohnform, die überwiegend von Leuten in einer bestimmten Lebensphase gewählt werden. Es ist die Antwort auf die Isolation und die Einschränkungen, die mit der Familiengründung verbunden sind.

2.3. Ein wenig zur Ruhe komen - ein bißchen was ausprobieren

Die Bewohner beziehen die neuen Wohnanforderungen aber auch auf sich. Nicht nur wegen der Kinder und der Elternverpflichtungen wollen sie dort wohnen, es geht auch um sie persönlich.

Sie sind in einer Phase, in der sie sich beruflich etablieren oder bereits etabliert haben, und sie haben eine Familie. Die Mehrzahl der Bewohner bewegt sich in zwei Richtungen auf die Wohnformen Wohngruppe und Hausgemeinschaften zu.

Die eine Gruppe hat vorher experimentell gewohnt und verschiedene Wohnformen ausprobiert. Jetzt wollen sie ein wenig zur Ruhe kommen und ein geregeltes Leben führen.

"Jeder hat so seine eigene Geschichte. Da kann man nicht mehr wie mit 20 in einer Wohngemeinschaft anfangen." (034)

Die Wohngemeinschaftsphase ist abgeschlossen, sie paßt nicht mehr zu ihrer jetzigen Lebenssituation. Eine Frau erzählt von der letzten Phase in der Wohngemeinschaft:

"Das war ziemlich kompliziert, auch in der Gruppe war es sehr anstrengend und mein Mann hat damals schon im Büro gearbeitet, in der freien Wirtschaft und da hatte er einen anstrengenden Job, da wollten wir Ruhe haben." (029)

Sie haben den Wunsch, mit dem Partner und den Kindern eng zusammenzuleben, oder wie eine Frau es ausdrückt:

"Ich wollte jetzt ein bißchen einen auf Familie machen." (022)

Die Bewohner haben einige Erfahrungen gemacht und viele Illusionen verloren, sie wollen aber nicht vollständig mit ihrer Vergangenheit brechen. Ein Restanspruch an gemeinsamem Leben bleibt. Eine Frau berichtet, sie hätte Angst bekommen, genauso wie ihre Eltern zu leben. Die Furcht vieler Frauen, in kleinbürgerlichen Familienverhältnissen zu enden, wogegen man jahrelang gekämpft hat, ist groß.

"Ich will mich nicht in die Kleinbürgerlichkeit einschweißen lassen, sondern dem was entgegen setzen." (038)

Die Bewohner wollen sich also einerseits nicht immer wieder mit den gleichen Illusionen herumschlagen, sie wissen inzwischen, wie eng sie mit anderen zusammenleben können. Andererseits wollen sie nicht vollständig ihre Ansprüche aufgeben, sondern sich ein Stück ihrer gelebten Alternative erhalten. Die Hausgemeinschaft ist ein Abschied von Träumen und die Anknüpfung an den Bestand an Erfahrungen.

Die zweite Gruppe kann man charakterisieren als den Versuch,

"ein bißchen anders zu leben".

Sie haben bisher sehr traditionell gelebt und möchten ein bißchen mehr Kontakt und Offenheit im Wohnbereich, ein bißchen mehr Nachbarschaft, alltägliche Kontaktmöglichkeiten mit Leuten, die auch Kinder haben. Hinzu kommt oft eine günstige Gelegenheit zu einem Haus bzw. zu einer Wohnung zu kommen mit Gemeinschaftseinrichtungen, die man sich sonst nicht leisten kann.

In den Projekten können Bewohner in bekanntem Familienrahmen leben, und sie können "ein Stück weit" gemeinschaftliches Wohnen erproben. Sie brauchen nicht mit ihrer Vergangenheit zu brechen, sich nicht für eine

neue Wohnform entscheiden, sondern sie können in dem ihnen vertrauten Rahmen einige neue Schritte wagen.

"Das hat mich schon gelockt, sowas auszuprobieren." (032)

3. BLICK NACH VORNE

"Jetzt leben wir hier, und ich glaube, solange wir eine Familie haben, wollen wir auch hier bleiben, ganz sicher. Das ist unsere Heimat hier jetzt." (015)

Das Zitat unterstreicht die Bedeutung der Lebensphase für die Wohnperspektive. Die Zukunft wird in eine mittelfristige und langfristige Sicht unterteilt. Mittelfristig, das heißt in erster Linie für die Elternphase, sind die Wohngruppen und Hausgemeinschaften der Bezugsrahmen, sogar eine "Heimat". Fast alle Projekte haben das Haus gebaut bzw. gesucht aus der Perspektive von Eltern mit kleinen Kindern. Im nachhinein stellt eine Frau fest:

"Ich finde, das Haus ist für verschiedene Bedürfnisse schlecht nutzbar." (002)

Eine andere Frau meint:

"Wir haben auch das Gefühl gehabt, als wir hier eingezogen sind, daß es nicht ein Haus für's Leben ist. Es ist auch kein Haus für alte Menschen, mit all diesen vielen Treppen und das Offene, das haben alte Menschen in der Regel nicht gern." (009)

Die Bewohner haben ihre Wohnungen zunächst nur für die Familienphase ausgesucht. Davon zu unterscheiden sind die langfristigen Perspektiven. Für die Zeit "nach den Kindern" gibt es unterschiedliche Einstellungen zur jetzigen Wohnform. Es lassen sich drei Typen unterscheiden:

3.1. Vielleicht wenn die Kinder größer sind

Dieselbe Frau, die sich "ganz sicher" ist, die nächsten Jahre in dem Projekt zu wohnen, sagt auch:

"Vielleicht, wenn ich keine Kinder mehr habe, ist schon möglich, daß ich dann ausziehe."
(034)

Es ist keine Wohnform für das ganze verbleibende Leben, vielmehr muß man sich mit dem Anschluß der Elternphase neu überlegen "wie will ich wohnen".

"Ich könnte mir vorstellen, daß es, bis ich 40 bin, ganz gut ist, weiter kann ich nicht denken." (27)

In einigen Projekten sind die Kinder teilweise schon 16 Jahre und älter, das Verhalten der Erwachsenen zur Gemeinschaft hat sich dadurch geändert:

"Die Gemeinschaft funktioniert solange gut, wie die Kinder alle relativ klein sind. Das hat so ein bißchen verbunden, Gemeinsamkeiten gebracht, und je mehr die Kinder größer werden, um so mehr verändert sich auch die familiäre Situation, d.h. man orientiert sich auch weiter nach draußen, und sucht einen Freundes- und Bekanntenkreis, der nicht nur innerhalb dieser kleinen Gemeinschaft ist, sondern auch in einem größeren Umkreis, von daher hat man vom Freizeitangebot her die Möglichkeit, mal ein Wochenende oder mal eine Woche weg zu bleiben. Von daher verändert sich das Verhalten innerhalb der Gemeinschaft." (032)

Andere Gesprächspartnerinnen betonen ihren Wunsch, nicht ihr ganzes Leben in den Projekten zu verbringen:

"Ich möchte sicherlich nicht da alt werden, also erleben, wie alle immer klappriger werden und einer nach dem anderen wegstirbt, das möchte ich sicher nicht und, ja, einmal die ganzen Kinder hinter sich lassen und einmal für sich sein." (041)

Der überwiegende Teil der befragten Frauen möchte aber auch in Zukunft in irgendeiner Form mit anderen Menschen zusammenwohnen:

"Was ich gerne machen würde, mit zwei, drei Freunden irgendwo in ein Haus ziehen, es müßte allerdings schon gewachsen sein. Man muß wirklich schon sehr lange zusammengelebt haben und sich wirklich gut kennen." (036)

In ein Einfamilienhaus möchte kaum jemand zurückziehen:

"Das möchte ich nicht. Das ist klar. Davor hätte ich auch viel zu viele Ängste. Bestimmte Sachen kommen auch nicht mehr in Frage aber es

ist vieles denkbar, was man auch wieder probieren könnte. Vor allem für's Alter denke ich, eigentlich werde ich hier nicht alt." (011)

Es gibt auch Stimmen, die das gemeinschaftliche Wohnen explizit mit der Kinderphase verbinden und sich danach wieder anonymere Wohnweisen vorstellen können:

"Irgendwann, denke ich, sind wir hier auch nicht mehr so ans Haus gebunden durch die Kinder, und dann kann ich mir das alles, was ich hier jetzt so im Haus mir holen kann, auch in anderen Formen holen, und da kann ich mir auch vorstellen, anonym zu wohnen." (008)

Einigen war schon beim Einzug klar, daß sie dort nur eine begrenzte Zeit wohnen werden:

"Wir sind also schon unter der Prämisse eingezogen, daß wir eventuell irgendwann ausziehen." (039)

Für diese Menschen ist das Wohnprojekt eine Heimat auf Zeit, in anderen Lebenssituationen müssen neue Wohnformen gefunden werden.

3.2. Sich offenhalten

"Ich wohne da gerne, und ich werde sicher noch lange da wohnen. Es ist auch nicht für mich so, daß ich sage, jetzt muß ich da wohnen bis zu meinem letzten Atemzug. Das möchte ich mir einfach offenhalten. Das weiß ich nicht, jetzt sehe ich keinen Grund, irgendwoanders hinzugehen, vielleicht gibt es in fünf Jahren was anderes. Dann tu ich vielleicht doch wieder so was. Weiß ich nicht." (013)

Die beiden Gruppen werden sich in ihrem tatsächlichen Verhalten vielleicht kaum unterscheiden. Sie unterscheiden sich jedoch in ihren Einstellungen. Die zweite Gruppe begrenzt den Wohnzusammenhang nicht von vornherein, sondern versteht das Wohnprojekt als ein Angebot. Es kann sein, daß sie sehr lange dort wohnen bleiben. Ebenso können sie sich vorstellen wieder auszuziehen, wenn sich in ihrem Leben etwas wesentliches ändert. Die Bewohner haben gemerkt, daß langfristiges Planen schnell zur Makulatur werden kann.

"Da sind so viele Sachen im Laufe der Jahre, anders geworden, als man sich das vorgestellt

hat. Als ich mit 21 geheiratet habe, dachte ich auch, bis zum Ende meines Lebens ist das die Sache. Oder beim Beruf und beim Studieren: damals dachte ich, ich werde Lehrerin, ist doch logisch. Jetzt bin ich Programmiererin. Das hätte mir vor fünf Jahren auch noch keiner erzählen dürfen. Im Moment ist es für mich hier die optimale Form zu wohnen und zu leben. Aber das kann in zehn Jahren ganz anders aussehen." (027)

Deshalb sollte man auf dem Fundament eines Hauses nicht seine Zukunft bauen:

"Aber was ich mir auch genauso vorstellen könnte, wäre, hier rauszuziehen und was ganz Neues zu machen. Könnt ich auch, also ich bin hier nicht, ich hänge hier nicht an jedem Stein oder an jedem Balken oder auch an jedem in der Gruppe, daß ich sage, das wäre für mich das größte Unglück, hier rauszumüssen. Ich könnte mir vorstellen, woanders wieder anzufangen, aber ich kann mir genausogut auch vorstellen, hier wirklich alt zu werden." (001)

3.3. Altenkommune

"Mein Bedürfnis nach Wohnen ist schon, hier in meiner Umgebung zu bleiben, auch in einer gewachsenen Nachbarschaft mit allen Nachteilen, die es so rundherum eben auch gibt, aber eine sehr gewachsene Nachbarschaft. Aber auch ein Wohnen mit Leuten in einem Haus zusammen, mit denen ich auch viel machen kann." (035)

Unter den Frauen zwischen 40 und 50 Jahren gibt es eine Gruppe mit einem ausgeprägten Bedürfnis nach Ruhe und Beständigkeit. Sie hatten bisher ziemlich unruhig gelebt, oft die Wohnung gewechselt, beruflich viel probiert, unterschiedliche Lebensformen erprobt. Jetzt wollen sie, auf der Basis einer bewährten Gemeinschaft, das Erreichte sichern. Ein Zurück zum isolierten Wohnen alleine oder mit dem Ehemann kommt für sie nicht in Frage, aber sie wollen auch nicht mehr von vorne anfangen und sich einen neuen Wohnzusammenhang aufbauen. Warum sollten sie auch?

"Ich hoffe, daß wir hier zusammen alt werden. Wir wollen hier zur Ruhe kommen, wir haben gesagt, wir wollen weniger Stress. Mein ganzer

Rückhalt, was mir den Boden unter den Füßen gibt, das ist eigentlich das Haus hier." (040)

Oder mit den Worten einer anderen Frau:

"Wir gehen eigentlich schon davon aus, hier alt zu werden. Ich finde das auch nur logisch, warum fängt man sowas an, wenn man dann nach fünf Jahren wieder ausziehen will. Dann hätte ich das nicht gemacht." (034)

Warum sollten sie auch das erreichte Niveau aufgeben, es kann doch die Grundlage für eine Altersgemeinschaft sein?

"Wenn sich meine Lebenssituation nicht wesentlich verändert, besteht für mich einmal kein erkennbarer Grund, warum ich hier ausziehen sollte. Ich hab schon die Vorstellung, daß man gerade im Alter in einer Art Wohngemeinschaft lebt. Da müßte man noch einmal drüber nachdenken. Ich weiß nun ja auch nicht, wie sich das entwickelt, aber gerade im Alter finde ich es schön, nicht alleine zu wohnen, nicht? Eher noch als jetzt, denn dann ist es sicherlich wichtiger." (028)

Ähnlich eine andere Frau:

"Wir denken auch jetzt oft darüber nach, daß wir eine Alterskommune werden, wir als alte Leute hier beisammen wohnen und das ist uns kein schrecklicher Gedanke, im Gegenteil, wir halten das für eine Chance, auch für das Alter." (041))

Allen ist jedoch klar, daß das eine neue Wohnform wäre, eine Altenkommune würde sich von ihrer jetzigen Familiengemeinschaft wesentlich unterscheiden. Das ginge nicht fließend ineinander über, sondern es wären zwei unterschiedliche Projekte - am gleichen Ort.

"Wir kokettieren im Moment mit dem Begriff Altersheim, man denkt darüber nach. Wir werden älter, es sind nun, wenn man so will, etliche Karrieren hier abgeschlossen, und wenn man beruflich nicht weiterkommt und wo man sich dann hier halt etabliert hat und hier bleibt, wo man sich vorstellt, daß man nun halt hier alt werden kann, aber wie, das wissen wir nicht, weil es dann ja möglicherweise einfach zu groß ist, nicht? Die Häuser sind ja konzipiert für Familien." (033)

3.4. "Bis daß der Tod euch scheide"

"Hier sind drei Ehen auseinander gegangen. Wir sind jetzt drei Jahre hier ... wie geht das jetzt hier weiter? Es ist kein Tagesproblem, aber" (008)

Diesen Ausspruch ihres Mannes gibt uns eine Gesprächspartnerinnen wieder. Die eigene Ehe stand vor einigen Jahren "auf Messers Schneide" und der Einzug in das Wohnprojekt sollte den Versuch, es noch einmal aus-zuprobieren, unterstützen.

"Ich meine, ein Haus gemeinsam bewohnen und dazu denken, daß man es vielleicht noch gemein-sam kauft, das sind schon Entscheidungen, auch für die Partnerschaft, das glaube ich schon sehr stark." (008)

Die beiden Zitate veranschaulichen, daß man sich auf die Stabilität der Intimbeziehung nicht verlassen kann. Der Familienhaushalt ist die Basis für eine gelungene Gemeinschaft. Das ist ein zentrales Merkmal der Wohnprojekte. Diese Basis ist jedoch nicht sicher. In allen untersuchten Wohngruppen gab es Trennungen, in einigen haben sich über die Hälfte der Paare getrennt.

Außerdem wurde uns von zahllosen Beinahetrennungen berichtet, wie in dem oben zitierten Beispiel. In mehreren Fällen haben sich Paare für einige Zeit getrennt, einer oder eine ist zeitweise ausgezogen.

Das "Risiko Ehe" ist für die Gemeinschaften gegenwärtig. Konflikte können auch nicht hinter der Fassade einer heilen Familie verborgen werden, wie im herkömmlichen Wohnen. Man merkt, auch die anderen haben Schwierigkeiten.

"Das merkt man einfach, wenn es zwischen einem Paar kriselt, man sieht sie ja ständig und hört das auch, zumindest durch die Kinder kriegt man das schon mit."

Nicht nur faktisch, sondern auch in den Köpfen der Bewohner ist die Möglichkeit der Trennung gegenwärtig.

"Darüber will ich gar nicht nachdenken."

Für alle anderen ist das eine naheliegende Frage:

"weil doch die Statistik sehr in die andere Richtung (Scheidung, H.V.) weist." (048)

In vielen Fällen hat man sich für den Fall von Scheidungen oder Trennungen Regeln überlegt.

"Uns war klar, daß es Konflikte geben kann und z.B. auch solche Trennungsgeschichten bei Paaren. Und das haben wir auch vorher diskutiert und haben gesagt: wir kaufen das Haus unter dem Gesichtspunkt, daß, wenn es Konflikte gibt, wir uns so gut kennen und wir so viel Vertrauen zueinander haben, daß wir diese Konflikte lösen werden und zwar zusammen lösen werden und zwar so, daß es auch halt nicht auf Kosten einzelner geht." (027)

Der Fall trat dann auch ein, ein Paar hat sich überraschend getrennt,

"das haben wir zusammen verhandelt, also das war ein recht schwieriger Prozeß, weil die Gruppe hat das dann entschieden, daß der Mann auszieht. Der hat das auch akzeptiert, und sein Besitzanteil vorläufig in der Gemeinschaft gelassen, um das Projekt nicht finanziell zu gefährden." (027)

Wer in den Hafen der Ehe einläuft, dem kann es passieren, daß der Partner/in irgendwann wieder auf große Fahrt geht. Den sicheren Hafen gibt es nicht, und die Bewohner sind sich dessen bewußt, sie kalkulieren es ein. Was bedeutet das für den Wohnzusammenhang? Welche Rolle spielen die Gemeinschaften bei Ehekrisen? Indirekt können die Gemeinschaften Trennungen fördern, weil der Wohnzusammenhang die Schwierigkeiten, die mit Trennungen verbunden sind, abfedern kann. Viele Frauen können sich vorstellen, im Falle einer Trennung in den Wohnprojekten wohnen zu bleiben und meinen, daß das für sie ein großer Vorteil wäre.

"Auf alle Fälle, ich denke, gerade in so einer Situation wäre das wahrscheinlich für mich überlebenswichtig, diesen Kontakt zu halten, wenn das organisatorisch irgendwie möglich wäre. Aber ich könnte mir wahrscheinlich auch vorstellen, daß beide hier wohnen bleiben, selbst wenn wir uns trennen würden. Was weiß ich, mit ner anderen Zimmeraufteilung oder so, aber im Haus weiterhin zusammen sind, was ich auch unheimlich wichtig für die Kinder finde, daß die zu beiden einen Bezug hätten. Also ich könnte

mir das vorstellen, daß das machbar wäre." (035)

In mehreren Wohngruppen sind die Partner, die sich getrennt hatten, im gleichen Wohnprojekt geblieben. Man hat räumliche Lösungen gefunden, die für alle tragbar waren. In einem Projekt gibt es ein wenig abseits mehrere kleine Mietwohnungen und es ist schon mehrmals vorgekommen, daß Männer nach einer Trennung in eine dieser Mietwohnungen gezogen sind. Diese räumlichen Arrangements können auch Einfluß haben auf die Trennungsdynamik. Zwei Frauen berichten, daß sie sich wahrscheinlich nicht so schnell von ihrem Mann getrennt hätten, wenn nicht die Möglichkeit bestanden hätte, in dem Wohnzusammenhang zu bleiben.

"Dann wäre unsere Ehe vielleicht noch mehr kaputt gegangen, bis es zu einem zünftigen Bruch gekommen wäre und so ist es jetzt also ... irgendwie teilen wir auch etwas zusammen, also so zweimal in der Woche essen wir miteinander und erziehen unsere Kinder noch gemeinsam." (002)

Bei den meisten Trennungen zieht allerdings einer der Partner aus dem Projekt aus. Eine Frau, die das selbst erlebt hatte, empfand die Gemeinschaft dabei als sehr hilfreich:

"Die Luzie hat mir da unheimlich geholfen, die hat mir ganz viel den Paul abgenommen, ja, wenn du dann so kaputt bist, irgendwie mußt du dann auch deine Ruhe haben, also da hat sie mir wirklich ganz toll geholfen. Und ich weiß auch gar nicht, ob ich das mit der Trennung so hingekriegt hätte, das geht dann viel leichter, wenn man weiß, da wohnst du nicht alleine, du hast welche, kannst da immer hingehn, mit denen quatschen, die sind da für dich." (001)

Eine andere Frau vermutet:

"...daß man sagen kann, einerseits die größere Selbständigkeit der Frauen hat das vielleicht noch erleichtert, eine Scheidung, andererseits, daß die Frauen nicht so angstvoll in die Zukunft schauen, weil sie sind ja hier gut aufgehoben mit den Kindern." (010)

Die Gemeinschaften können Trennungen abfedern, die Betroffenen fallen nicht völlig ins Leere, ihnen bleiben die Mitbewohner als eine sichere Umgebung. Die Projekte lösen Trennungen nicht aus, aber sie erleichtern es dem Betreffenden, eine Trennung durchzustehen. Die Trennung verliert ein wenig von ihrer Dramatik, der Wohnzusammenhang wird nicht zerstört.

Kann umgekehrt die Gemeinschaft auch eine Ehe stützen? Im Abschnitt "Individuelle Entfaltung" wurde gezeigt, daß die Gemeinschaft entlastend für die Ehe sein kann. Viele Konflikte, die langfristig zu einer Trennung führen würden, können in der Gemeinschaft durch die Kontakte mit anderen ausgeglichen werden.

"Es schafft persönliche Entfaltungsräume und nimmt irgendwo so eine Spitze, denke ich, auch in Auseinandersetzungen, wenn da irgendwo, wie soll ich das nennen, jemand ist, der das ein bißchen abschwächt oder der auch diese Fixierung nehmen kann." (043)

In den abgeschotteten Kleinfamilien wird der Ehepartner zum einzigen Menschen, "mit dem man reden kann". Die Gemeinschaft hat die wichtige Funktion, diese beklemmenden Anforderungen zu relativieren - es muß nicht immer der Ehepartner sein. Damit lassen sich Reibungsflächen glätten. Eine Frau bringt das auf den Punkt:

"Wenn ich ich nicht einfach manchmal nach nebenan gehen könnte und mich dort ausquatschen könnte, wüßte ich nicht, ob ich mit Hans noch zusammenleben würde." (004)

4. Fazit

Die Wohngruppen und Hausgemeinschaften sind gute Ankerplätze für junge Erwachsene mit Kindern. In dieser Lebensphase ziehen die Leute vorwiegend ein, und für die besonderen Anforderungen dieser Zeit sollen die Wohnzusammenhänge eine Heimat auf Zeit bieten.

Was danach geschieht ist offen: ausziehen, unter neuen Bedingungen weitermachen, oder dort alt werden.

Die kurzen Erfahrungen mit diesen neuen Wohnformen zeigen bereits, daß es anpassungsfähige Angebote sind. Obwohl die Projekte für Familien konzipiert werden, halten sie auch noch, wenn Familien auseinanderbrechen. Im Gegensatz zum Einfamilienhaus sind es auch passende Ankerplätze im Falle von Trennungen.

Ob einige Wohnzusammenhänge auch Heimathäfen werden wird sich zeigen, die Bewohner wollen das offenhalten.

IV. ZWISCHEN HEIMAT UND MASCHINE

Plädoyer für offene Wohnungsangebote

Die Bewohner erwarten von den Wohnzusammenhängen einerseits Geborgenheit und Anregungen einer Gemeinschaft, andererseits Entlastung von Hausarbeiten, um am gesellschaftlichen Leben teilnehmen zu können. Das sind widersprüchliche Anforderungen: Der Wohnbereich soll die Bewohner umhüllen, eine behagliche Atmosphäre mit vertrauten Menschen schaffen; die baulichen und sozialen Wohnbedingungen sollen die Bewohner aber auch in die Lage versetzen möglichst viel Zeit und Kraft für das Leben außerhalb der Wohnung aufzubringen.

Die Bewohner der Projekte versuchen Anforderungen in einer Wohnform zusammenzubringen, die bisher sauberlich getrennt wurden.

Um die Jahrhundertwende entstanden zwei Wohnungsideale, die jeweils eine Wohnanforderung überhöhten. Friedrich Naumann beschrieb sie damals:

"Es gibt für den Stadtmenschen zwei Wohnungsideale...Das eine ist ein kleines nettes Häuschen im Garten, das von einer oder zwei Familien bewohnt wird, und das andere ist das einheitlich bewirtschaftete Riesenhaus."
(1964,219)

Naumann nennt die polaren Antworten auf die modernen, städtischen Lebensverhältnisse. Sie werden beherrscht durch Marktfunktionen, Geldrechnung und genaue Zeiteinteilungen. Arbeitsteilung und -zerlegung engen die Verhaltensmöglichkeiten des einzelnen ein. Um im Berufsleben funktionieren zu können, muß selektives Rollenverhalten eingeübt werden. Dadurch werden soziale Beziehungen in der Stadt vorwiegend als sekundäre und nicht mehr als primäre Bindungen wahrgenommen. Georg Simmel (1983) nennt als die typischen Verhaltensweisen der Stadtbevölkerung: Unpersönlichkeit, Reserviertheit, Blasiertheit.

Aus diesen gesellschaftlichen Bedingungen wurden für den Wohnbereich zwei diametral entgegengesetzte Folgerungen gezogen:

- Der Wohnbereich soll die entfremdete Arbeit und die segmentierten Beziehungen im öffentlichen Bereich kompensieren.
- Die Wohnung soll wie eine Dienstleistung organisiert sein, ähnlich einem Warenhaus.

Schauen wir uns kurz die beiden Konzepte an, um die Anforderungsprofile modernen Wohnens besser verstehen zu können.

KOMPENSATION

Der kompensatorische Ansatz wird besonders deutlich, wenn man sich die paternalistischen Arbeitersiedlungen anschaut.

Ende des letzten Jahrhunderts erklärte der Schokoladenfabrikant Cadbury, Fabrikarbeit sei "unnatürlich und schränke die Fähigkeiten ein" (Posener 1981). Er dachte jedoch nicht daran, seine Fabrik aufzulösen, statt dessen baute er seinen Arbeitern die idyllische Arbeitersiedlung Bourneville. Das war ein überschaubarer Wohnzusammenhang, jeder hatte sein Häuschen und kannte seine Nachbarn .

In den Fabriken herrscht der lineare Rhythmus, der keine emotionalen Bindungen und Grenzen kennt. In den Siedlungen dagegen bestimmen die zyklischen, natürlichen Rhythmen der Liebe, Zuneigung, der Hilfe, der Obhut das Zusammenleben. In so einer Wohnumgebung können die Menschen Wurzeln schlagen, dort sind sie nicht nur ein Rädchen im Getriebe.

Bourneville steht für unzählige Arbeitersiedlungen, die den Arbeitern einen Ausgleich zu den entfremdeten Ar-

beitsbedingungen und der Bindungslosigkeit der Städte bieten sollten, ohne die Arbeitsbedingungen in Frage zu stellen.

Auch in der Gartenstadtbewegung setzten sich die kompensatorischen Aspekte durch. Dem Begründer E. Howard ging es ursprünglich um eine Alternative zu den ökonomisch und sozial segmentierten Industriestädten. Er plante kleine Wohn- und Produktionseinheiten, in denen Arbeit und Wohnen, sowie überschaubare soziale Gemeinschaften entstehen sollten. Die realisierten Gartenstädte wurden allerdings zu durchgrünten Vororten der großen Städte. Statt Arbeit und Wohnen miteinander zu verbinden, wurden sie zu Wohnvierteln, mit angenehmen Nachbarschaften.

Gartenstädte und Arbeitersiedlungen sollen ihren Bewohnern Zuflucht vor entfremdeter Arbeit und dem Getriebe der Großstadt bieten und ihnen einen Nachbarschaftszusammenhang schaffen. Sie fungieren als Heimat in einer entfremdeten Umwelt.

Gemeinsam ist diesen Konzepten die Annahme, daß Nachbarschaften notwendig sind als Gegengewicht zu den "unnatürlichen Stadtgebilden" (C. H. Cooley) und modernen Arbeitsbedingungen, in denen sich die Menschen vorwiegend sachlich und rational zueinander verhalten. Nachbarschaften decken Bedürfnisse nach Emotionalität, Übersichtlichkeit und Zugehörigkeit ab, sie kompensieren die Einseitigkeiten des beruflichen und öffentlichen Lebens.

DIENSTLEISTUNG

1929 behauptet Sigfried Giedeon, ein Propagandist des Funktionalismus, in seiner Kampfschrift "Befreites Wohnen":

"Es ist der heutige Mensch, der sich nicht abwendet und mitten im Getriebe steht. Er gibt nicht dem Getriebe Schuld, wenn er versagt, sondern der mangelnden Handhabung." (1985, 10)

Der so charakterisierte moderne Mensch zieht sich nicht in heimelige Gemeinschaften zurück, vielmehr muß auch die Wohnweise Teil der industriellen Produktionsweise sein. Le Corbusier prägte dafür den Begriff "Wohnmaschine". Versorgungsmaschinen unterstützten die Menschen darin, sich dem Getriebe zu stellen. Diese Dienstleistungswohnung sollten die Frauen von Hausarbeit entlastet, damit sie sich beruflich und gesellschaftlich engagieren können.

Die Aufspaltung in eine entfremdete Arbeitswelt und ein behagliches Heim war für die Funktionalisten unerträglich.

"Wir brechen mit der unmöglichen Zweiheit, das produktive Leben (Büreau, Fabrik, Verkehr) von abseitig Privatem ausdrucksgemäß zu trennen und beide dadurch zu entwerten; also etwa das private Leben in eine bis zur Verlogenheit gehende Süßlichkeit zu betten (Wohnkultur des 19. Jh. zur Zeit der Industrialisierung), das produktive Leben aber der Trostlosigkeit zu überlassen (Zustand der Arbeitsstätten im 19. Jh.)" (ebd., 11).

Die von den funktionalistischen Planern errichteten Wohnzusammenhänge entbehren tatsächlich jeglicher "Süßlichkeit", es sind Großwohnanlagen, die durch die gleichförmige Zusammenstellung von Wohnwaben entstehen. Die große Bewohnerdichte eröffnet die Möglichkeit, wohnungsbezogene Dienstleistungen rationell zu organisieren. In den Anlagen können die Kinder in Kinderkrippen und Kindergärten ganztägig betreut werden, man kann in Kantinen essen, Wäschereien in Anspruch nehmen usw. Zentrale Bewirtschaftseinrichtungen befreien von den Zwängen häuslicher Arbeit (Macetti 1973).

Die Bewohner werden in diesen Konzepten als Funktions-einheit gesehen. Erst durch eine bestimmte Anzahl von Leuten lohnt sich eine zentrale Küche oder ein Kindergarten. Eine Wohnanlage soll den Bewohnern eine abgeschlossene Wohnung zur Entspannung bieten und Entlastung von wohnungsbezogenen Arbeiten. Die

Wohnmaschine stellt Sachzusammenhänge her, die der Entlastung und Entfaltung der Individuen dienen.

"In ihm gibt es selbstverständlich Zentralheizung, Fahrstuhl, Möglichkeit, des Speisebezuges aus einer Zentralküche, Möglichkeit Leistung häuslicher Dienste zu abonnieren, Zeitungsraum, Musikraum zu geregelter Benutzung für Entgeld....Es wird ein Warenhaus für Einzelquartiere sein." (Naumann 1964, 219/20)

Kompensation und Dienstleistung sind die beiden Antworten auf moderne Lebensbedingungen, die eine defensiv, ausgleichend, die andere offensiv, angepaßt. Sie repräsentieren widersprüchliche Bedürfnisanteile, gleichwohl schließen sie sich für die Individuen nicht aus. Die Euphorie der Funktionalisten, die glaubten die Zeit des neuen Menschen, der nicht mehr die Süßlichkeit eines Heimes braucht, sei angebrochen, war ein Trugschluß.

Gerade weil wir "Menschen der großen Hotels, der Bahnhöfe, der breiten Straßen" (San Elia 1983, 23) sind, besteht ein großer Bedarf nach Wohnungen, in denen die Bewohner Spuren hinterlassen und sich mit ihren Gewohnheiten niederlassen können (Benjamin 1985).

Die Gemeinschaftssiedlungen, wie die optimierten Dienstleistungswohnungen, blieben Episoden. Sie sind u.a. gescheitert, weil sie nur jeweils die halbe Antwort gaben und sie als ganze Lösung verkauften.

Übrig geblieben sind von beiden Idealen die Gerippe - das Einfamilienhaus und die isolierte Geschosßwohnung.

Im Einfamilienhaus tritt an die Stelle eines lokalen Lebenszusammenhanges, die nach außen abgegrenzte Wohnung, die Gemeinschaft ist beschränkt auf die Kernfamilie. Die Rationalisierung der häuslichen Arbeiten wird auf den Kleinhaushalt beschränkt, Dienstleistungen werden vom Markt und vom Staat erbracht.

In dieser abgespeckten Form wurden die beiden modernen Wohntypen zu den dominanten, millionenfach gebauten Wohnformen. Ideal sind diese Schrumpfformen höchsten für den berufstätigen Mann. Die Befreiung der Frau von

Hausarbeit, wie mit der Dienstleistungswohnung intendiert, kommt darin nicht mehr vor, statt Wohnzusammenhänge zu schaffen, wird die Isolation der Haushalte und der Hausarbeit vorangetrieben.

Angesichts des rasanten sozialen Wandels gerät das Konzept der Minimalwohnung zunehmend unter Druck. Gesucht werden wieder Wege gemeinsamen und entlastenden Wohnens. Die beiden Bedürfnispole, Geborgenheit und Entlastung, sind wieder aktuell.

Das ist der Ausgangspunkt dieser Studie. In Wohngruppen und Hausgemeinschaften werden die Grundlinien einer neuen Wohnform sichtbar, die sich an die veränderten Lebensbedingungen anpassen. In drei Punkten läßt sich das Feld abstecken:

- Die Bewohner grenzen sich von kollektiven Wohnformen ab.
- Sie suchen nicht nach der Einheit des Alltags, sondern nach Kompromissen, um Geborgenheitswünsche und Entlastungsansprüche "auf die Reihe zu bekommen".
- Dafür müssen offene Wohnungsangebote geschaffen werden.

ABGRENZUNG

Will man die einschränkenden Bedingungen des herkömmlichen Wohnens überwinden, müssen die Stützpfeiler dieses Systems beseitigt werden - die Gesellungsform Kernfamilie und die Trennung von Arbeit und Wohnen. So lautet die Grundannahme von Wohngemeinschaften sowie Arbeits- und Wohnkollektiven. Es sind Versuche, eine grundsätzlich andere Antwort auf die Defizite der abgeschlossenen Familienwohnung zu finden.

Viele unserer Gesprächspartnerinnen waren an solchen Experimenten beteiligt. Ihre jetzige Wohnform grenzen sie jedoch eindeutig von den kollektiven Ansätzen ab. Bei einigen schwingt dabei Resignation mit. Sie haben

gemerkt, daß der Traum von einer größeren Lebensgemeinschaft an Stelle der Kleinfamilie und der Trennung von Arbeit und Wohnen sie überfordert. Andere bezeichnen ihre kollektive Wohnphase als ein Durchgangsstadium, für ihre jetzige Lebenssituation sei es nicht mehr die passende Wohnform.

In den Wohngruppen und Hausgemeinschaften geht es nicht um neue Arbeits- und Gesellungsformen, im Gegenteil die alte Gestalt wird abgestützt oder sie wird erweitert. Berufsarbeit im Wohnbereich findet ausschließlich in den Privatwohnungen statt. Gemeinsame Berufsarbeit gibt es im Wohnbereich nicht.

Ort der Hausarbeit ist die Privatwohnung, die wenigen Gemeinschaftsküchen sind Zusatzeinrichtungen. Gemüsegärten werden familienweise oder individuell bewirtschaftet und auch sonst gibt es keine nennenswerten gemeinsamen Arbeiten. Die projektbezogenen Arbeiten werden vorwiegend haushaltsweise organisiert, gemeinsame Arbeitseinsätze sind selten und nicht beliebt.

Grundlage des Gemeinschaftslebens ist die abgesicherte Privatheit. Damit ist nicht unbedingt die "intakte" Kleinfamilie gemeint. Stabile Familienverhältnisse sind keine Bedingung für das Funktionieren der Projekte. Die Paarbeziehungen können auseinandergehen, neue Verbindungen auftreten, Elternteile in der Gruppe alleine bleiben, Liebesbeziehungen mit Außenstehenden können angeknüpft werden, es kann unterschiedliche Elternschaftsverhältnisse geben, Wochenend- oder Alltagskinder usw. Bei all diesen Variationen zum Thema Familie gelten zwei Regeln: die jeweiligen Intimbeziehungen wie auch die jeweiligen Eltern-Kind-Beziehungen sind geschützt vor Eingriffen der Gemeinschaft.

KOMPROMISSE

Die Bewohner wollen beides: in überschaubaren Wohneinheiten mit vertrauten Menschen leben und Entlastung, um ihren beruflichen und gesellschaftlichen Interessen

nachgehen zu können. Die Aufhebung dieser widersprüchlichen Anforderungen in Wohnkollektiven kommt nicht in Frage.

Wie dann? Die Leute in den Projekten suchen nicht nach einem neuen Ideal, sie wollen die Widersprüche nicht aufheben, gefragt sind Kompromisse.

"Es hat sich halt entwickelt, und es war nicht irgendwie so ein Konzept, der Unterschied ist mir wahnsinnig wichtig." (015)

Was für Kompromisse entstehen dabei?

Privatheit - Gemeinschaft

An der Errungenschaft einer geschützten Privatsphäre halten die Bewohner fest. Sie schützen nicht nur ihre Intimbeziehungen vor nachbarschaftlichen Umarmungen, auch ihre besten Freunde halten sie möglichst aus dem Wohnzusammenhang heraus. Die Gemeinschaft darf ihre Mitglieder auch nicht an den räumlich-sozialen Zusammenhang binden - die Leute wollen mobil bleiben. Diese Ansprüche stehen offensichtlich im Widerspruch zu dem Bedürfnis nach einem kommunikativen, vertrauten und Geborgenheit ausstrahlenden gemeinsamen Leben. In den Projekten werden Wege dazwischen eingeschlagen.

Die Wohngruppen und Hausgemeinschaften sind willentliche Zusammenschlüsse, über deren personelle Zusammensetzung und Dauer die Bewohner verfügen können. Sie tauchen nicht in eine gegebene Nachbarschaft mit Gewohnheiten, Normen und Zwängen unter. Vielmehr modellieren sie Nachbarschaft nach ihrem Lebensstil. In dem sie mit ähnlichen Leuten zusammenwohnen, brauchen sie sich nicht anzupassen, werden nicht in ihrem Privatleben eingeschränkt. So können die Bewohner ihre Wohnungen und einen Teil ihres Privatlebens öffnen. Wenn die Toleranz z.B. gegenüber Unordnung ähnlich ist, braucht man die Wohnung für die anderen nicht herrichten, daher können sie einfach hineingehen.

Die Bewohner verpflichten sich auch nicht auf Dauer, in dem Wohnzusammenhang zu bleiben. Die rechtlichen, so-

zialen und räumlichen Bedingungen schaffen unklomplizierte Ausstiegsmöglichkeiten. Der mögliche Auszug auf Grund beruflicher oder privater Veränderungen wird bei der Gründung der Gemeinschaften schon mitgedacht. Die Übereinkunft lautet: Wir schlagen hier keine Wurzeln, sondern werfen erst mal nur die Anker aus.

Gemeinschaft - Öffentlichkeit

Die Wohngruppen und Hausgemeinschaften schotten sich gegenüber ihrer Umgebung ab. Die Gruppen der Gleichgesinnten bilden einen Schutzwall vor der ungewollten Nachbarschaft. Auf den ersten Blick scheinen die Gruppen Paradebeispiele für Richard Sennetts These vom Verfall des öffentlichen Lebens (1986) zu sein. Die Bewohner bilden Gemeinschaften ähnlicher Lebensstile und emotionalen Gleichklangs. Die fremden, andersartigen Leute der Umgebung bleiben außen vor, wie auch die anonymen, unbestimmten Kontakte der Öffentlichkeit.

Doch das ist nur die eine Seite.

Die Bewohner streben auch ins öffentliche Leben. Sie sind berufstätig, gesellschaftlich engagiert und verfolgen Freizeitinteressen außerhalb des Wohnzusammenhanges.

Auch hier widersprüchliche Bedürfnisse: Auf der einen Seite der Wunsch nach der schützenden Bucht, zum anderen der Bedarf nach einem Bunkerplatz zur Absicherung der Ausfahrten.

Die Gemeinschaften sollen die individuellen Möglichkeiten, sich außerhalb des Haushalts zu entfalten, unterstützen. Die Bewohner funktionalisieren sich gegenseitig, um "nach draußen" gehen zu können.

Die gegenseitige Inanspruchnahme ließe sich zu einem optimal ausgeklügelten Dienstleistungsprogramm ausbauen. Das wird jedoch nicht gemacht, denn die Leute wollen sich nicht nur Mittel zum Zweck sein, sondern sich auch nahekommen. Dafür ist es wichtig, nicht immer im fliegenden Wechsel die gemeinsame Kinderbeaufsichti-

gung zu organisieren, sondern mal zusammen im Garten zu sitzen.

Die Bewohner müssen gegenseitige Nutzungen mit dem Wunsch nach einander verbundenen Menschen ausbalancieren.

Die Wohngruppen und Hausgemeinschaften sind aber nicht nur Steigbügelhalter für die öffentlichen Auftritte der Individuen, die Projekte sind selbst halböffentliche Räume. So sehr sie sich gegenüber der direkten Nachbarschaft abgrenzen, öffnen sie sich zur Szeneöffentlichkeit. Es findet ein reger Besuchsverkehr statt, man trifft sich bei Festen und sonstigen Zusammenkünften, die über den Haushaltsrahmen hinausgehen.

ANGEBOTE

Die räumlichen, funktionalen und personalen Fixpunkte des Idealtypus modernen Wohnens kann man klar benennen: es ist die abgeschlossene Wohnung für die Kernfamilie, private und öffentliche Bereiche sind scharf getrennt, Hausarbeit wird gegenüber der außerhäuslichen Berufsarbeit diskriminiert, Aneignung ist begrenzt auf die private Wohnung bzw. das Haus.

Bei den Wohngruppen und Hausgemeinschaften dagegen sind die Wohnungen zwar räumlich abgeschlossen, aber für die Gruppenmitglieder weitgehend offen, zwischen den Wohnungen gibt es halböffentliche Bereiche.

Die Bewohner leben in unterschiedlichen Familienkonstellationen, die Möglichkeit des Scheiterns der Intimbeziehungen wird vorausgesetzt, im Falle der Trennung kann die Gemeinschaft den verbleibenden Familienteil stützen, die intakte Kernfamilie ist nicht Bedingung für den Wohnzusammenhang.

Hausarbeit wird nicht mehr verdeckt, ihre Erledigung ist vielmehr ein zentrales Motiv bei der Projektgründung und bleibt Gegenstand von Auseinandersetzungen, Entlastungsstrategien, Abgrenzungen.

Von der Planung bis zur Arbeit mit Hammer und Spaten sind die Aneignungsmöglichkeiten im Projektbereich weit gesteckt, sie werden sehr unterschiedlich genutzt.

Wohngruppen und Hausgemeinschaften sind offene Angebote, darin bestehen ihre Vorzüge gegenüber dem starren Muster des herkömmlichen Wohnungsangebotes.

Offen sind die Projekte, insofern sie nicht *die* Wohnform sind, sondern Teil eines differenzierten Wohnungsangebotes, angepaßt an die jeweiligen Lebenssituationen der Individuen. Sie können einige Jahre in einer Wohngruppe oder Hausgemeinschaft leben und dann eine andere Wohnform wählen.

Das Prinzip Möglichkeit ist nicht nur wichtig, weil die Leute unterschiedlich wohnen wollen, sondern weil für sie vieles im Fluß ist. Der Kampf um eine neue Aufgabenverteilung zwischen Mann und Frau ist im Gange, auch in den Wohnprojekten. Von einer gleichen Verteilung der Hausarbeit kann in der Mehrzahl der Haushalte noch keine Rede sein, aber die Wohnprojekte sind Foren für diese brisante Auseinandersetzung. Es gibt Gruppen, in denen die Frauen wie in einem "glücklichen Harem" leben und die männlichen Bewohner im Beruf "ihren Mann stehen", und wir finden Paare, die Berufs- und Hausarbeit zu gleichen Teilen leisten. Beides ist in den Wohntypen Wohngruppe und Hausgemeinschaft möglich, vieles wird erprobt, erkämpft, beobachtet und bewertet. Die besondere Qualität dieser Wohnformen ist, daß sie dem gesellschaftlichen Wandel und Auseinandersetzungen einen Ort bieten. Es sind keine Endpunkte fixierter Beziehungen, sondern Versuchsfelder für Bewegungen zwischen Mann und Frau, Familie und Individuum, Gemein-

schaft und Individuum. Die Wohngruppen sind nicht das Korsett einer Lebensweise, vielmehr ein anpassungsfähiger Überwurf.

Bisher mußten sich die Bewohner an die starre Norm der Kleinfamilienwohnung anpassen, es wird Zeit, anpassungsfähige Wohnungen anzubieten.

LITERATUR

Bahrtdt, H.P.: Die moderne Großstadt. Hamburg 1961

Bärsch, J.; Cremer, C.; Novy, K.: Neue Wohnprojekte, alte Baugenossenschaften. Formen der Kooperation zur Bestandssicherung. Darmstadt 1989

Beck, U.: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt 1986

Becker-Schmidt, R.; Brandes-Erlhoff, U.; Rumpf, M.; Schmid, B.: Arbeitsleben - Lebensarbeit. Bonn 1983

Becker-Schmidt, R.; Knapp, G.-A.; Schmid, B.: Eines ist zu wenig - beides ist zuviel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik. Bonn 1984

Benjamin, W.: Gesammelte Schriften IV. Frankfurt 1985

Brech J. (Hg.): Neue Ansätze im Wohnungsbau und Konzepte der Wohnraumerhaltung. Darmstadt 1981

Ders. (Hg.): Neue Ansätze.....Band 2. Darmstadt 1982

Ders. (Hg.): Neue Wohnformen in Europa. Darmstadt 1989

Eckart, Ch.; Jaerisch, U.G.; Kramer, H.: Frauenarbeit in Familie und Fabrik. Frankfurt 1979

Engel, L.: Kommunikative Wohnanlage Recklinghausen. In: Brech (Hg.) 1981

Deilmann, H.; Kirschenmann, J.C.; Pfeifer, H.: Wohnungsbau: Nutzungstypen, Grundrißtypen, Wohnungstypen, Gebäudetypen. Stuttgart 1974

Freisitzer, K.; Koch, R.; Uhl, O.: Mitbestimmung im Wohnungsbau - Ein Handbuch. Wien 1987

Giedion, S.: Befreites Wohnen. Frankfurt 1985

Groh, M.; Heider, E.; Kuzmich, F.; Uhl, O.; Wurnig, M.: Ein Weg zum kindergerechten Wohnhaus. Wien 1987

Groneymeyer, R.: Neubauwohnungen - Bausteine der Versorgungskultur. In: Groneymeyer/Bahr (Hg.): Nachbarschaft im Neubaublock. Weinheim 1972

Hertz, G.J.; Clante, I.: Das gelbe Haus. Reinbek 1974

Höhne, Ch.; Schwarz, K.: Weniger Kinder - Weniger Ehen - Weniger Zukunft? Bevölkerungsentwicklung in der Bundesrepublik Deutschland gestern, heute und morgen. Im Auftrag der Deutschen Liga für das Kind in Familie und Gesellschaft. Ottweiler 1985

Jessen, J.; Siebel, W.: Wohnen und informelle Arbeit. Dortmund 1989

Jonas, P.: Über den Zusammenhang von Konformität und Kohäsion in Kleingruppen. Dissertation, Salzburg 1987

Kliemke, Ch.: Die Krankenwohnung. Die Intensivstation der häuslichen Krankenpflege. In: Soziale Arbeit 12/1986

Krausz, B.: Gemeinschaftliche Wohnformen im sozialen Wohnungsbau - Wohnmodell Steilshoop. In: Alternativen in der Wohnungspolitik, Biefefeld 1983

Lowinski, L.: Soziologische Bedeutung des Eigenheimbaus und die Möglichkeiten der Förderung des Eigenheimgedankens. Köln 1955

Macetti, S.: Großwohneinheiten. Berlin (DDR) 1962

Mäcklin, E.D.: Education for Choice. Implications of alternatives in lifestyles for family life education. In: Family Relations 30, Heft 4/1981

Metz-Gockel, S.; Müller, U.: Der Mann, Brigitte-Untersuchung. Manuskript, Hamburg 1985

Naumann, F.: Wohnideale. In: Werke Bd. 6, Opladen 1964

Nave-Herz, R. et. a.: Familiäre Veränderungen seit 1950 - eine empirische Studie, Abschlußbericht. Oldenburg 1984

dieselbe (Hg.): Kontinuität und Wandel in der Bedeutung in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart 1988

Novy, K.: Neue Haushaltsformen, neue Lebensstile und die Suche nach den neuen sozialen Bauherren. In: Brech (Hg.) 1989

Österreichische Wohndorf-Gemeinschaft: Aktives Wohnen, gemeinsam und doch jeder für sich. Prospekt, Leonding 1977

Oswald, H.: Ergebnisse der deutschen Gemeindesoziologie nach 1950. In: Archiv für Kommunalwissenschaften, Jg 5, 1966

Posener, J.: Vorlesungen zur Geschichte der Architektur. In: Arch+ 48/1979, 53/1980, 59/1981, 63/64/1982

- Rudorff, M.: Die Schrumpfung des Begriffes "Wohnung",
In: Soziale Welt, 6/1955
- Sant'Elia, A.: Die futuristische Architektur (1914).
In: Pehnt (Hg.): Das Ende der Zuversicht. Berlin
1983
- Schmid, J.: Bevölkerungsveränderungen in der Bundesre-
publik Deutschland, eine Revolution auf leisen Soh-
len. Stuttgart 1984
- Schmidtchen, G.: Die Situation der Frau. Berlin 1984
- Schulz, W.: Von der Institution "Familie" zu den Teil-
beziehungen zwischen Mann, Frau und Kind. In: So-
ziale Welt 1983
- Schütte-Lihotzky, M.: Wohnungsbau der zwanziger Jahr.
In: Andritzky/Selle (Hg.): Lernbereich Wohnen 2.
Reinbek 1979
- Sennett, R.: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens.
Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt 1984
- Shell-Jugendstudie / Jugendwerk der deutschen Shell:
Jugend 81. Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zu-
kunftsbilder. Opladen 1982
- Siebel, W.: Wandlungen im Wohnverhalten. In: Brech
(Hg.) 1989
- Sieder, R.: Sozialgeschichte der Familie. Frankfurt
1987
- Simmel, G.: Brücke und Tor: Die Großstädte und das Gei-
stesleben. In: Schmals, K.M. (Hg.): Stadt und Ge-
sellschaft. München 1983

Sommerkorn, J.N.: Die erwerbstätige Mutter in der Bundesrepublik: Einstellung und Problemveränderung. In: Nave-Herz (Hg.) 1988

Spiegel, E.: Neue Haushaltstypen. Frankfurt 1986

Spille, R.: Mieter planen mit. Reinbek 1975

Strümpel, B.; Prenzel, W.; Scholz, J.; Hoff, A.: Teilzeitarbeitende Männer und Hausmänner. Berlin 1988

Uhlig, G.: Zur Geschichte des Einküchenhauses. In: Niethammer, L. (Hg.): Wohnen im Wandel. Wuppertal 1979

Verein Wohnen mit Kindern: Wohnen mit Kindern - Eine Wohnbaualternative. In: Brech (Hg.) 1982

Wohngruppe, Kommune, Großfamilie: Gegenmodelle zur Kleinfamilie. Reinbek 1972

Wörterbuch der Soziologie / Bersdorf, W. (Hg.): Nachbarschaft. Frankfurt 1975